



Frommanns Klassiker der Philosophie

herausgegeben

von

Richard Falckenberg

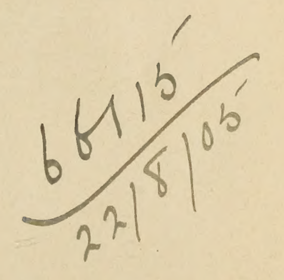
Dr. u. o. Professor der Philosophie an der Universität Erlangen.

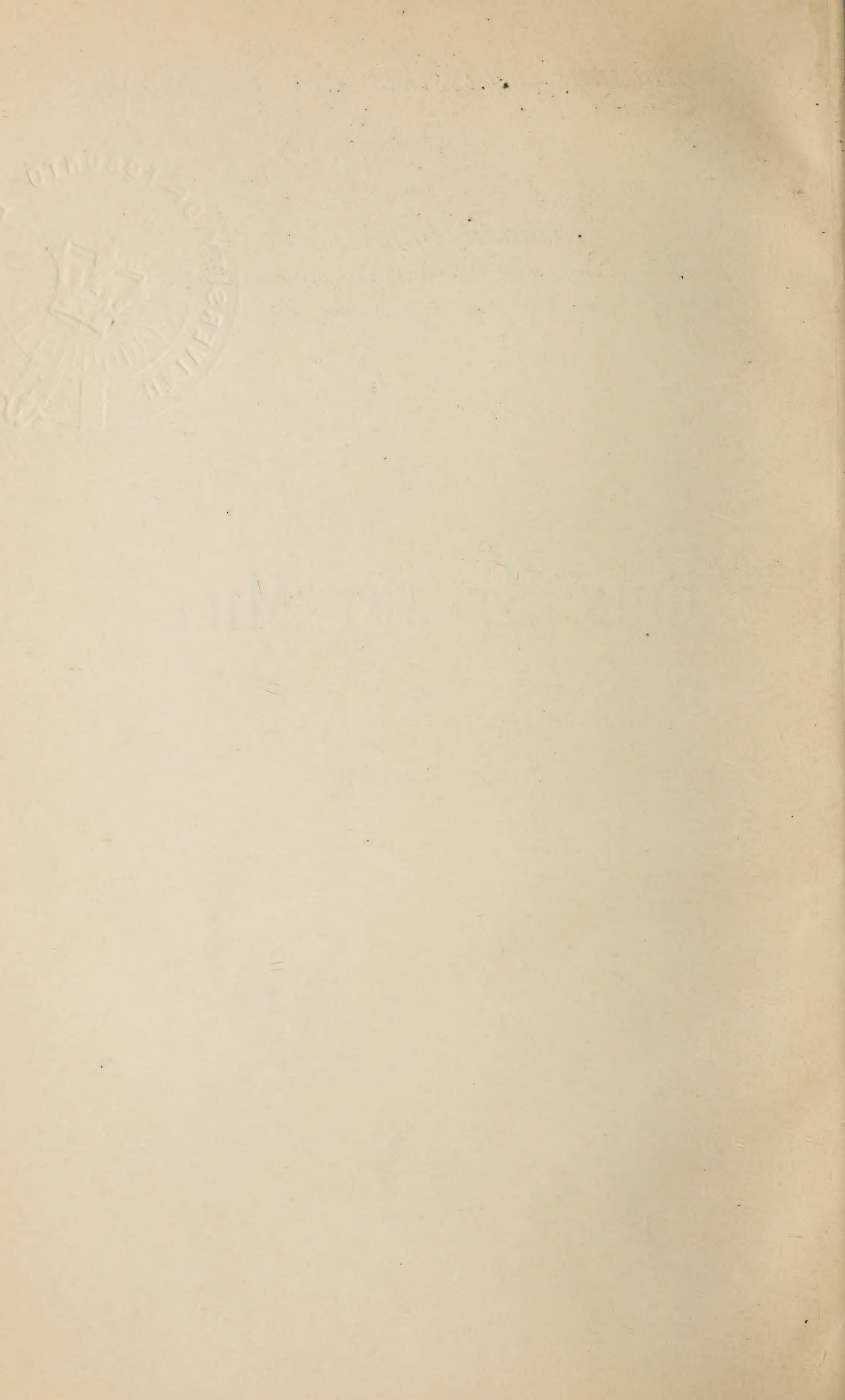
XIV.

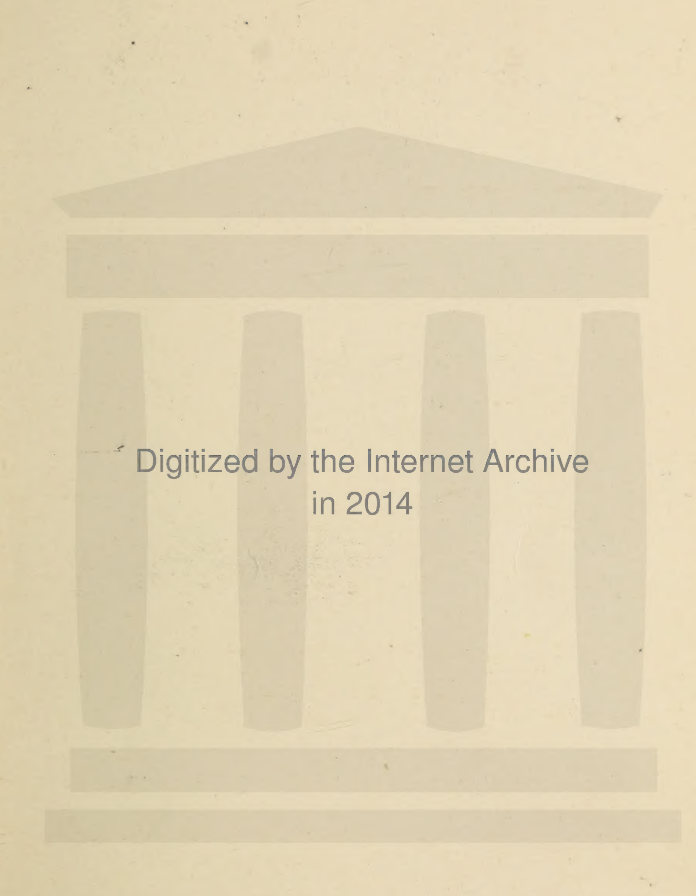
JOHN STUART MILL

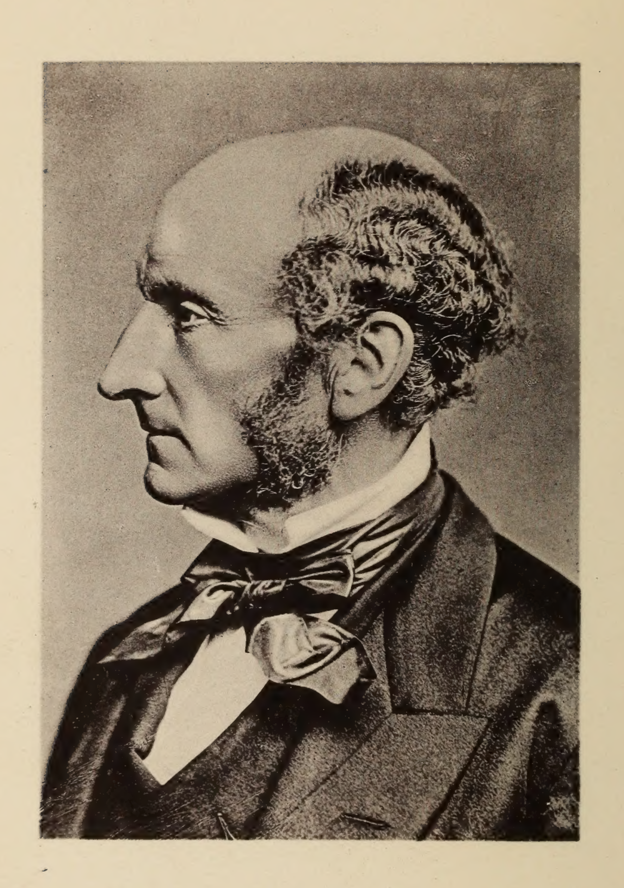
von

S. SAENGER.









London Stereoscopic Co.

John Stuart Mill.

Sein Leben und Lebenswerk.

Von

Samuel Saenger.

MIT BILDNIS.

STUTTGART
FR. FROMMANNS VERLAG (E. HAUFF)
1901.

Vorwort.

Ich hätte John Stuart Mills Leben und philosophische Bedeutung nicht darzustellen unternommen, wenn ich für das Leben des Denkers nicht die tiefste Sympathie, für sein Lebenswerk nicht die höchste Achtung empfände. Vor Jahren waren mir seine Schriften ein vertrauter Umgang: ich lernte viel aus ihnen. Später hatte ich vom Gelernten mancherlei zu verlernen und andere Denker verdrängten ihn zeitweilig in meiner Gunst und Liebe. Aber nachdem die Kritik ihr Werk gethan, kehrte ich gern und freudig zu ihm zurück, überzeugt, dass er mit dem Besten, was er geleistet, uns, unserer Zeit, unserm Wollen angehöre. Diese Überzeugung hat natürlich auch die Behandlung der Aufgabe bestimmt, an der Bericht, Kritik und Konstruktion gleichen Anteil haben.

Ich zitiere gewöhnlich nach der von Th. Gomperz besorgten, im Verlage von R. Reisland, Leipzig 1869 ff., erschienenen Ausgabe der Gesammelten Werke (WW). Unter sie nicht aufgenommen sind u. a.: das kritische Hauptwerk Mills, die Examination of Sir William Hamiltons Philosophy (SWH), London 1865, und Three Essays on Religion: Nature, the Utility of Religion and Theism, London 1874. Die von der deutschen Ausgabe nur teilweise berücksichtigten, an gedankenvollen Arbeiten reichen „Dissertations and Discussions“ (DD) umfassen im Original vier Bände (London 1859—74). Die Hauptquellen für des jüngern Mill Leben sind die nachgelassene Autobiography, London 1873, die ich im Text nach der verbesserten Übersetzung von Karl Kolb, Stuttgart 1874, anführe, und die Werke

von Alexander Bain über die beiden Mill (Bain I, Bain II; London 1882). W. L. Courtneys Life of J. St. Mill, London 1889, ist sehr dürftig, dagegen ist der unserem Philosophen gewidmete 3. Band von Leslie Stephens The English Utilitarians, London 1900, so reich an geschichtlichem und kritischem Material, so anspruchslos in der Form und meist so treffend im Urteil, dass des durch ihn erhaltenen Zuwachses an Belehrung dankbar gedenken wird, wer immer dem behandelten Gegenstand näher tritt. Ihm verdanke ich auch die Aufklärung über The Analysis of the Influence of Natural Religion on the Temporal Happiness of Maukind by Philip Beauchamp, jenes auf S. 30 des Textes erwähnte Buch, dem J. St. Mill einen wichtigen Einfluss auf die Ausbildung seiner religionsphilosophischen Ansichten zuschreibt. Es erschien 1822. Hinter dem Pseudonym verbirgt sich als Herausgeber George Grote, der Geschichtsschreiber, der in das auf dem British Museum aufbewahrte Manuskript Benthams nicht wenig vom Eigenen hineingearbeitet hat. Das Lesepublikum ging achtlos an dem Buche vorbei, obwohl Methode und Stil es zu einem der kecksten und freimütigsten Angriffe auf die Volkstheologie stempelt, die Engländer zu Urhebern haben. Nach der von Stephen gegebenen ausführlichen Analyse (EU. II 338 ff.) trägt es sämtliche Merkmale der Voltairezeit. Wie sehr sich John Stuart Mill im fraglichen Punkte von ihr entfernt, werden die Ausführungen im Texte zeigen (30 f.; 175 ff.).

Berlin, 3. April 1901.

S. Saenger.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Einleitung.

Die philosophische Ahnenreihe, zu der John Stuart Mill als Schüler und Fortbildner gehört, führt von Francis Bacon und Hobbes über Locke, Berkeley, Hume, die englischen Assoziationspsychologen Hartley und Priestley, die französischen Aufklärer um Helvetius, die Vertreter der sogenannten schottischen Philosophie Stewart, Brown, Reid, Ferguson, Smith zu Bentham, seinem Vater James Mill und, in beschränktem Umfange, Auguste Comte.

In dieser Reihe wiegen die Empiriker, die Skeptiker, die Naturalisten und die Positivisten vor; also, um dem terminologischen Gestrüpp aus dem Wege zu gehen, diejenigen, welche aus der Verarbeitung des irgendwie Erfahrbaren eine Erkenntnis aus Begriffen aufbauen wollen. Neben dem Kampf gegen Aristotelismus, Scholastik und metaphysische Scheinbegriffe ist die Richtung aufs Positive der Grund zur Denkgemeinschaft: immer bewusster werden die Versuche die Probleme der theoretischen Philosophie, Fragen also nach Ursprung und Giltigkeit unserer Erkenntnis, nach dem Erkenntnisgegenstand und den Erkenntnismitteln, nach den logischen Bestimmungen der Wahrheits- und den psychologischen Bestimmungen der Werturteile, mit Hilfe der in den Einzelwissenschaften bewährten Methoden zu lösen. Die bei der Deutung bald schwächer bald stärker hervortretenden subjektiven Verschiedenheiten des Meinens und Glaubens sind nicht mehr stark genug, das Bewusstsein dieser Denkgemeinschaft zu stören.

Aus ihr ragen, als Mill besonders nahe stehend, Hume, Berkeley, Bacon und Hobbes stark hervor; ich will daher vor der Darstellung unmittelbarerer Einflüsse und Beziehungen mit einem Worte die Art ihrer Einwirkung kennzeichnen.

Als Historiker wirft Mill dem schottischen Denker zwar Mangel an Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit vor, von seiner Philosophie hat er jedoch entscheidende Anregungen empfangen. Hume ist der zweite „kontinentale“ Denker der philosophischen Ahnenreihe (Brief an Comte 5./10. 44). Seinen Nominalismus glaubte er so gut wie den Berkeleys (DD IV. 156) und Hobbes' zu teilen, thatsächlich war er eher Konzeptualist (vergl. Meinongs Hume-Studien I, 249 ff.). In der Erkenntnislehre war Humes Wertung des Wahrnehmens und Vorstellens von großem Einfluss auch auf J. St. Mill. Die Vorstellung (idea) wird selbst in ihren höchsten Formen, den Beziehungsbegriffen (Kausalbegriff u. a.), als entferntes Derivat der Materie des Denkens, der sinnlichen Wahrnehmungen, betrachtet; in dem was Erfahrung genannt wird, herrscht das Sinnesdatum, die „Impression“ vor, der Verstand verhält sich also rezeptiv, ist Registraturmaschine auch für die Verhältnisse der Vorstellungen. In späteren Jahren wird dem Verstande „Konformität“ zugesprochen, er wird als aktives die Form der Erkenntnis bestimmendes Vermögen gefasst; so glaubt er den Fehler der Assoziationspsychologie korrigieren zu müssen (DD 119 f.). Doch hinterlassen seine Ausführungen vorwiegend den Eindruck, als stellten die Beziehungsbegriffe nur assoziative Verknüpfungen her, als sei in den durch sie zustande gekommenen Vorstellungsverbindungen nichts a-priori; Wirklichkeitserkenntnis sei stets a-posteriori, stamme nach Inhalt und Form aus der Erfahrung. Humes Behandlung des Kausalproblems wird so vorbildlich für Mill, ohne dass dieser seine Auffassung stets vor Ungereimtheiten zu wahren weiss (darüber: S. 101 ff.). Die wichtige Unterscheidung Humes zwischen Urteilen über Thatsachen und Urteilen über reine Vorstellungsverhältnisse (oder Begriffe), wie in der Mathematik, scheint Mill zu übersehen; auch in der Mathematik ist ihm der Verstand nicht produktiv; doch nähert er sich oft der richtigen Auffassung (vergl. 3. Abschn. S. 119 ff.). In

der Ethik liest sich Mills „Utilitarism“ stellenweise zwar wie eine Fortsetzung von Humes „Inquiry concerning the principles of morals“, doch enthalten ihre Theorien des Sittlichen auffallende Abweichungen. Auch kann ich zwischen den religionsphilosophischen Schriften der beiden Männer keine so enge Verwandtschaft erblicken wie etwa F. Jodl, sie sind nach Geist und Buchstaben grundverschieden und zeigen, wie weit Mill in seiner Beurteilung der positven Religionen dem 18. Jahrhundert abtrünnig geworden ist (vergl. Jodl, Gesch. d. Ethik in der neueren Philos. II 454; 469).

An Tiefe und Nachhaltigkeit des Einflusses auf J. St. Mill steht Bischof Berkeley hinter Hume keineswegs zurück, ja unser Philosoph stellt Berkeley sogar über alle anderen grofsen Denker ohne Ausnahme, über Plato, Hobbes, Locke, Hartley, Descartes, Spinoza, Leibniz und Kant. Denn keiner dieser Grofsen, meint Mill (DD IV 155 ff.), habe die Philosophie um drei „Entdeckungen“ ersten Ranges bereichert: 1. um die Lehre, dass der wichtigste Teil unserer Gesichtswahrnehmungen (Grösse, Gestalt, Entfernung) erworben und erschlossen sei; 2. um die Einsicht, dass es keine Allgemeinvorstellungen (general, von Mill fälschlich auch abstract ideas genannt) gebe; 3. um die Erkenntnis dessen was wir Aufsenwelt (externality), Materie, sinnliche Wahrnehmung, Vorstellung nennen. Kurz: Mill verdankt Berkeley seinen Phänomenalismus, sein Wissen um den Gegenstand der Erkenntnis (s. 5. Abschn.); Hume kommt eher für die Kritik der wissenschaftlichen Erkenntnis, vornehmlich der Kausalität, in Betracht. Berkeleys spiritualistische Deutung der Wahrnehmung lehnt Mill ab. Ähnlich verhält er sich zu Thomas Brown. Als Psychologen feiert er ihn in einem Briefe an Comte als denjenigen, der vom „esprit positif“ das glänzendste Bild (in der Abhandlung: Cause and Effect) entworfen habe: der Metaphysiker Brown interessiert ihn nicht sonderlich. Darum musste ihn auch Bacons Thatsachensinn besonders anziehen. Mill knüpft

direkt an die philosophische Renaissance in Bacon an; dessen frischer auf die Naturbeherrschung gerichteter Sinn hats ihm angethan, der zum Praktischen, unmittelbar Nutz- und Verwertbaren strebende Geist; der Glaube an die Macht der Forschung, an Fortschritt und Verbesserungsfähigkeit der Menschen. Im Einzelnen ist er ihm dankbar, die Menschen gelehrt zu haben der Erfahrung zu folgen und ihre Schlüsse statt auf metaphysische Dogmen auf Thatsachen zu gründen (Logik, VI 7, 1 S. 284). Auch finden Bacons Verdienste um die Aufklärung über den allgemeinen Charakter der Induktion, als des Werkzeuges wirklichen wissenschaftlichen Fortschritts, bei Mill nachdrückliche Anerkennung. Die Induktion der Alten, sagt Mill (3 3, 2), habe Bacon richtig dargestellt als „inductio per enumerationem simplicem ubi non reperitur instantia contradictoria“, als das unwissenschaftliche Verfahren zu verallgemeinern, als die passive Art die Natur zu beobachten, als „bloſses Tasten“. Bacon habe im Prinzip die Notwendigkeit ausgesprochen, die Natur zu befragen, die Fälle, die sie ungesucht darbiete und auf Grund deren die Verallgemeinerung naiv ausgesprochen werde, zu variieren und die Verallgemeinerung vor der Möglichkeit eines widersprechenden Falles sicherzustellen. Auf Grund dieser Leistung nennt Mill Bacon, gerechter als moderne Philosophen und Naturforscher (Liebig, Lasson), Vater der induktiven Philosophie; wie ja sein eigener logischer Standpunkt „neo-baconisch“ genannt wird (H. Sidgwick, Fortnightly Rev., vol. 21 p. 652). Freilich, von dem groſsen Herrn, der in Bacon strebte, von seiner Vorliebe für Pomp und Glanz, für Rhetorik und Phrase ist an dem bescheidensten Denker des neunzehnten Jahrhunderts nichts zu merken. Doch muss ihn an Bacon wieder der Jurist, der Staatsmann und Geschichtsschreiber angezogen haben.

Von dem Einfluss des Thomas Hobbes (1588—1679) auf John Stuart Mill ist es schwer sich eine genaue Vorstellung zu machen. Im zwölften Lebensjahre lernte er

des Hobbes Computatio sive Logica kennen, „ein Werk, das an Gedankentiefe viel höher steht als die gewöhnlichen Schullogiken (Selbstbericht S. 15)“; er scheint ihm aber von seinem Vater James Mill über Gebühr geschätzt. Immerhin behandelt er ihn an den wenigen Stellen, wo er von ihm spricht, als hervorragenden Denker (z. B. Logik 1, 2, 2 S. 6; cap. 5 polemisierend). Einzelpunkte des Einflusses mögen sein: der Nominalismus: Allgemeinheit kommt den Namen, nicht den Vorstellungen oder Ideen zu; die atomistische Betrachtung (nicht Auffassung) der Seele in der Psychologie; die idealistische (phänomenalistische) Interpretation der Wahrnehmung: die Körperwelt wird der subjektiven Zuthaten, der sinnlichen Qualitäten entkleidet und ihr nur solche Eigenschaften als reale belassen, welche für die Vorstellung ihrer Wirkungen auf einander und auf die Sinnesorgane notwendig sind, nämlich Masse und Bewegung (Tönnies, Hobbes S. 120); endlich der Nützlichkeitsstandpunkt im Ethischen sowie die bewusste Übertragung wissenschaftlicher Methoden auf die Behandlung sozialer Probleme, wobei weder der strenge und nüchterne Geist, in dem Hobbes sie in Angriff nimmt, noch die völlige Illusionslosigkeit seiner Ideale, sondern der Positivismus seiner Absichten vorzüglich den Eindruck auf Mill bestimmt haben mag. In dem Briefwechsel mit Comte (5./10. 44, S. 357) nennt ihn Mill einen kontinentalen Denker; das bedeutet ein Lob und soll, gegenüber der insularen Befangenheit anderer englischer Philosophen, der Locke, Berkeley, Hartley, Coleridge, „selbst des Bentham“, seine Unbefangenheit und Vorurteilslosigkeit rühmend hervorheben. Von diesen allgemeinen Punkten des Zusammenhanges abgesehen, sind beide Männer in Temperament und Charakter grundverschieden. Besonders unsympathisch muss Mill Hobbes' Vorliebe für den Despotismus gewesen sein; aber auch, dass er nach der englischen Revolution Eisenstangen und Tierbändiger gegen die schädlichen Bestien verlangte, die sich losgerissen hätten . . .

Wir sehen also: auf die Analyse und das Verständnis sozialer Erscheinungen ist Mills Augenmerk von vornherein gerichtet. Die Psychologie soll als Werkzeug dieser Analyse dienen, sie soll die als Imperative auftretenden Vorstellungen, welche den Geist der bestehenden Gesellschaftseinrichtungen ausmachen und in ihrer Gesamtheit das Gewissen der Zeit umschliefsen, begreifen lehren; sie soll mehr sein als die Lehre von den individuellen Bewusstseinserscheinungen und wird darum von Mill in dem Comteschen Klassifikationsversuche der Wissenschaften zwischen Biologie und Soziologie eingeschoben. Aber auch die Logik wird eingestandenermafsen in der Absicht unternommen, das Allgemeingiltige an den so erfolgreichen Methoden der Naturwissenschaften ausfindig zu machen, um es auf die Gesellschaftslehre übertragen zu können und dadurch ergiebiger: ihre Verfahrungsweisen kontrollierbar, ihre Gebote und Verbote beweisbar zu machen. Um diesem Ziele näher zu kommen, erfindet er sogar einen neuen Namen für eine wie er glaubte neue Wissenschaft: die Ethologie, die, wie sich zeigen wird, auf den Versuch hinausläuft, den Charakter der Menschen aus äufseren, hauptsächlich sozialen Einflüssen herzuleiten. Heute versteht man unter „Ethologie“ die Lehre vom Ursprung und der Entwicklung der sittlichen Vorstellungen, Mills Absicht geht auf eine Lehre von der individuellen Charakterbildung, für die nach Wundt (Logik II, 2^2 S. 369 Anm. 2) die Bezeichnung „Charakterologie“ angemessener wäre. Dieser (nie geschriebenen) Lehre von den Prinzipien, nach denen sich die sozialen Eigenschaften des Individuums aus seiner Umschicht (Volk, Glaube, Sprache, Beruf u. s. w.) herleiten lassen, tritt die politische Ökonomie ihrer sozialen Bedeutung wegen an die Seite. Man wird aus dem folgenden Schriftenverzeichnis ersehen, welche Pflege Mill ihr angedeihen liefs und wie sehr er, sie gegen Comte in Schutz nehmend und abweichend von diesem ihre fruchtbare Bearbeitung ohne soziologische Gesamtansicht für möglich haltend, die Wichtig-

keit der Erkenntnis der ökonomischen Gesellschaftsstruktur für die zukünftige Sozialphilosophie betonte. Kurz: das praktische Interesse überwiegt, das theoretische tritt zurück. Von den andern Philosophen seiner Ahnenreihe, sogar von Hobbes, dessen philosophisches Denken sich an der Frage nach dem Wesen der Wahrnehmung entzündet, gilt das Gegenteil. Mills theoretisch wichtigste Arbeit neben der Logik verdanken wir einer Polemik mit Sir William Hamilton: die Nötigung sich über das Wesen der Wahrnehmung und die Realität der Aufsenwelt, den Substanzbegriff, die Relativität der menschlichen Erkenntnis und ähnliches aufzuklären, kann er so stark also nicht verspürt haben. Den Kampf gegen die falsche oder, wie er im Briefwechsel mit Comte sagte, die negative Metaphysik führt er aus Nützlichkeitsgründen, weil sie mit ihren hohlen Entitäten die Köpfe verwirre, die wahre Aufklärung hemme und der Ausbreitung des „positiven Geistes“ in den Weg trete. Er ist eben gar nicht imstande die Philosophie anders als im Hinblick auf unsre letzten und höchsten Kulturzwecke zu betreiben, und eine Sozialphilosophie (Soziologie, Gesellschaftslehre) auf erkenntnistheoretischer Grundlage wäre daher der richtige systematische Abschluss aller seiner philosophischen, politischen und sozialökonomischen Arbeiten gewesen, die nach ihr, als ihrem natürlichen Mittelpunkte, gravitieren. Es ist dazu leider nicht gekommen, aber dass auf sie sein philosophisches Streben gerichtet war, geht aus dem jüngst (1899) veröffentlichten Briefwechsel mit Comte von neuem überzeugend hervor. Die eigene Anlage, die Erziehung durch so praktische Denker wie James Mill und Bentham und die Bekanntschaft mit der entwicklungsgeschichtlichen Richtung kontinentaler Denker (Coleridge als Vermittler der deutschen Geschichtsphilosophie; Carlyle; die Saint-Simonisten; Guizot; Al. de Tocqueville) hatten ihn für Comtes Grundüberzeugung: „Es giebt nichts Wirklicheres als die Menschheit, die Gesellschaftslehre stellt daher erst

die wahre philosophische Einheit her" (Soziologie ed. Rigolage p. 419) so empfänglich gemacht, dass sie sein Denken hinfort beherrschte.

Der soziologische Gesichtspunkt bildet daher den naturgemäßsen Wegweiser durch die Vielseitigkeit der Millschen Schriften.

Dies zur ersten Orientierung. Man wird nun durch zweierlei nicht überrascht sein: weder dadurch, dass unter Mills Schriften die rein philosophischen an Zahl, wenn auch nicht an geschichtlicher Bedeutung, zurücktreten, die politischen, publizistischen und sozialökonomischen dagegen stark überwiegen; noch dass unter den Männern, welche auf seine philosophische Entwicklung einen entscheidenden Einfluss geübt haben, zwei hervorragend praktische Geister den ersten Rang einnehmen: Jeremy Bentham und James Mill. Von Bentham wird dort die Rede sein, wo er in Mills Lebensgang eingreift, James Mill, dem Vater, Erzieher und philosophischen Lehrer, müssen wir an dieser Stelle einige Worte widmen. Durch beide Männer hängt John Stuart Mill mit der geschichtlichen Tradition zusammen, ihre Lehre bildet den Rahmen, in den unser Philosoph später, bei erlangter Reife, die Erkenntniserweiterungen und -veränderungen einträgt, die zu machen ihm beschieden sind.

Nach Benthams Tode (1832) wurde James Mill anerkanntes Haupt der Benthamiten und radikalen Philosophen, die in Parlament und Presse (besonders in der höchst einflußreichen „Westminster Review") für die gemeinschaftlichen Grundüberzeugungen fochten. Er wird, die berufensten Beurteiler bezeugen es, Wortführer in jener bedeutsamen Zeit, die politisch durch die katholische Emanzipation (1829), die erste Parlamentsreform (32), die Aufhebung der Kornzölle und Einführung des Freihandels (46), die Reform des Gefängniswesens (Bentham; Howard), die Reorganisation der Armengesetze, die Aufhebung der Sklaverei (Wilberforce, Zachary Macaulay, Bentham), die Fortbildung der

Bell-Lancasterschen Volksschule und ähnliche Reformen gekennzeichnet ist. Freiere, aufgeklärtere Denkformen kommen auf und bahnen den Übergang zur Demokratie der Selbstverwaltung an. James Mill gehört neben Bentham und Ricardo zu den Männern, die das moderne England geschaffen haben.

Es ist übrigens interessant zu wissen, dass Bentham den älteren Mill als geistigen Vater Ricardos bezeichnete; jenem ist jedenfalls zu danken, dass der scharfsinnige aber scheue und bescheidene Bankier die „Grundsätze der politischen Ökonomie und der Besteuerung“ (1817) veröffentlichte, welche Epoche gemacht haben und deren zwei wichtigste Lehren: die Wert- und die Grundrententheorie, John Stuart Mill übernommen hat.

Von den gröfseren Arbeiten James Mills halten zwei die Erinnerung an ihn in weiteren Kreisen rege: die „Geschichte Indiens“ und die „Analysis des menschlichen Geistes“ („Analysis of Human Mind“), deren zweite vom Sohne besorgte Ausgabe (1869) für die Kenntnis der psychologischen Überzeugungen John Stuart Mills wesentlich ist. Auch in der Logik wird diese Analysis, so gelegentlich der Relationstheorie und der Lehre von der Abstraktion, öfters angezogen und als eines der bedeutsamsten Werke der philosophischen Litteratur behandelt, eine Schätzung, die nicht nur in England fortlebt (Bain I 412 f.); so nennt es Meinong (Hume-Studien II 633) eines der wichtigsten Mittelglieder in der Entwicklung des englischen Empirismus und spricht von des Verfassers scharfem analytischem Blick im Dienste, „fast möchte man sagen im Banne“ der Assoziationshypothese. Es ist überraschend zu sehen, wie sehr noch der Sohn unter diesem Banne steht. Von den andern in Buchform erschienenen Schriften haben die Elemente der politischen Ökonomie und die Schrift über die Regierung noch gröfsere Verbreitung gefunden. Die Elemente sind aus Gesprächen entstanden, welche James Mill seinem Sohne auf Spaziergängen gehalten hat. Die

Geschichte von Indien rühmt Macaulay als das gröſste Geschichtswerk in englischer Sprache seit Gibbon. Sie bahnte James Mill den Weg zum Indischen Amt, dem später ja auch der Sohn seine Dienste widmen sollte; von 1819 bis zum Tode gehörte er ihm an, zuletzt als oberster Leiter. Einmal in gesicherter Lebensstellung, entfaltete er eine womöglich noch gesteigerte Thätigkeit, immer noch an Einfluss gewinnend und im öffentlichen Leben Englands Aufklärung und Fortschritt erstrebend.

Wie er beides verstand, hat er von 1824 ab im Hauptorgan des Benthamismus, der Westminster Review, auseinandergelegt. James Mill vertritt die sogenannte „negative“ (Comte), liberalistische, wie man heute sagen würde: anorganische Staatsauffassung: der Staat besteht zum Rechts- und Eigentumsschutz, an dem denen um James Mill und Ricardo ganz besonders lag; als Mittel dazu schwebt die Mittelklassenvertretung vor, die Herrschaft der begüterten Mehrzahl, deren Interesse sich mit dem des Staates, d. h. aller, deckt. In der Definition der Repräsentativregierung („block to misrepresentation“) fehlen die positiven Bestimmungen. Der Glaube, dass Freiheiten: die Handelsfreiheit, die Gewerbefreiheit (seit 1835), die Vereinsfreiheit (seit 1869 gesetzlich, thatsächlich schon früher), neben den durch gutes Repräsentativsystem geschaffenen Bürgschaften für eine gute Gesetzgebung, die Harmonie unter den widerstreitenden Interessen herstellen würden, schlieſst sich passend diesen Anschauungen an und steht im Zusammenhang mit dem von Ad. Smith eingeleiteten Angriff gegen die Kastenscheidung der Feudalordnung, den Klassenstaat, das Schutzzollsystem und die Zunftverfassung, die mit dem Aufkommen der Maschinen (James Watt 1769 Hargreaves „spinnendes Hannchen“ 1784, Arkwrights Vorspinnmaschine, Crompton, Cartwrights mechanischer Webstuhl 1787) verurteilt war. Grundsätze dieser Art machen eine Kodifikation des Rechtes nötig; James Mill hat, seinem Meister Bentham folgend, viel darüber geschrieben und

plante ein „Rechtssystem“. Die positiven Aufgaben, die die Benthamiten dem Staate lassen, werden aus dem Humanitätsideal des achtzehnten Jahrhunderts abgeleitet: die Rechtsgleichheit aller, auch der Farbigen, die religiöse Duldung, die Sorge um Arme und Gefangene. Das jeder ökonomischen Zwangsbindung und polizeilicher Bevormundung entrückte Individuum wird von Staats- und Gesellschaftswegen nur ideell auch für den materiellen Kampf gerüstet: durch Erziehung, Aufklärung und Bildung, für deren Verbreitung und Organisation die philosophischen Radikalen eintreten. In allem dem steckt achtzehntes Jahrhundert, das auch in den Bestimmungen ihrer Politik so charakteristisch hervortritt: da der Mensch lediglich vom Interesse bestimmt sei, so müsse die Regierungsform statt von der unsicheren geschichtlichen Erfahrung von der Natur des Menschen und seinen gegenwärtigen Bedürfnissen abhängig gemacht werden. In seiner Auffassung der menschlichen Natur hat James Mill Hobbes und D. Hume („in contriving any systems of government . . every man ought to be supposed a knave“) zu Vorgängern. Gegen diese a-priori Deduktion machte schon der jugendliche Macaulay energisch Front (in der Edinb. Rev. 1829) und empfahl das historisch-induktive Verfahren; Mackintosh hatte die Herleitung „der ungeheuren Vielheit politischer Thatsachen allein aus dem Widerstreit materieller Interessen“ aufs schärfste gemissbilligt: der jüngere Mill stellte sich auf ihre Seite und hat später in der Logik (Buch 6) die Fehler der abstrakten oder geometrischen Methode an Benthams und seines Vaters Interessen-Philosophie verdeutlicht. Dagegen stimmen Vater und Sohn in Erziehungsfragen überein; beide glauben an ihre Allmacht. Insofern wahrt der jüngere Mill die Traditionen des achtzehnten Jahrhunderts. So lesen wir im nachgelassenen Essay über den Nutzen der Religion, die Macht der Erziehung sei grenzenlos; es gebe keine einzige natürliche Neigung, die einzuschränken und erforderlichenfalles durch Entwöhnung zu zerstören sie nicht stark genug

sei. Die Hoffnung, die er auf seine „Ethologie“ (s. S. 6, Brief an Comte 30./10. 43) setzte, beruht auf diesem Glauben, ebenso die Vorliebe für Helvetius.

Um zusammenzufassen: durch seinen Vater hängt John Stuart Mill mit der assoziationspsychologischen englischen Überlieferung, als Nationalökonom mit Ricardo, als formaler Logiker mit Hobbes, in Sachen der Volkserziehung und der allgemeinen Humanitätsideale mit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts zusammen. In Verfassungsfragen suchten James Mill und seine Schüler den Industrie- und Groſshandelsstaat, also die Herrschaft der Bourgeoisie (diese im Sinne Saint-Simons und Marx'), zu begründen. Sie waren im Wahne befangen damit das Allgemeininteresse zu befördern, sie ahnten nicht, dass sie Klasseninteressen vertraten, weil die Bourgeoisie, um zur Herrschaft zu gelangen, die unbegrenzt geltenden Humanitätsideale verfechten musste. In fast allen diesen Punkten geht John Stuart Mill über seinen Vater, über das 18. Jahrhundert hinaus. Über dem Recht der Gegenwart, das die Sozialreformer um Bentham und seinen Vater zu ausschlieſslich, als ob es aller Zeiten und Orten Recht begründen hülfe, berücksichtigten, vergaſs er den Sinn der Vergangenheit nicht (s. S. 39 ff.); er nahm relativ was jene absolut, als historisch bedingt was jene naturrechtlich befangenen Denker als ewig giltig hinstellten. Jene gingen auf Statik, er auf die Dynamik der Gesellschaft aus, um Entwicklungsgesetze der gesellschaftlichen Bildungen zu entdecken. Er erkannte darum, dass die politische Entwicklung bei der Emanzipation der Bourgeoisie nicht stehen bleiben könne, zugleich aber auch, dass die Demokratie, um lebensfähig zu sein und der Anarchie einer Massenherrschaft zu entgehen, sich organisieren müsse. Dazu sollte auch die Logik beitragen: sie wurde berufen die Gesetze der geschichtlichen Entwicklung aufzuspüren, im rein wissenschaftlichen Gebiet hingegen zur Begründung der Methodenlehre fortzuschreiten. Dies ganze Buch wird überall diese Weiterentwicklung des

Sohnes über den Vater hinaus zu zeigen versuchen. Aber nur einmal und vorübergehend, zur Zeit seiner positivistischen Befangenheit (S. 46 ff.), war der Sohn vom Bewusstsein des Gegensatzes zu den vom Vater ererbten kontinentalen Traditionen (an Comte, 5./10. 44) erfüllt; sonst überwog, auch wo er sich am weitesten vom Wortlaut ihrer Lehren entfernte, das Gefühl des Zusammenhangs, die Überzeugung mit den Mitteln der neuen Erkenntnisse, die die Zeit schuf, an der Verwirklichung der über allen Zeiten schwebenden Humanitätsideale mitzuarbeiten. Insofern ist John Stuart Mill stets der Sohn des 18. Jahrhunderts, der Sohn seines Vaters geblieben.

Zweiter Abschnitt.

1. Jugend und erste Erziehung.

John Stuart Mill wurde am 20. Mai 1806 in London geboren. Er war das älteste von neun Kindern.

Kaum war er geboren, so begann auch schon seine Erziehung. Im dritten Jahre lernte er griechisch; seiner frühesten Erinnerung nach musste er Reihen griechischer Vokabeln, die der Vater mit ihrer englischen Bedeutung auf Zettel schrieb, auswendig lernen. Dann wurde die Beugung von Haupt- und Zeitwörtern erlernt; so ausgerüstet, wurden Aesops Fabeln und etwas später Xenophons Anabasis gelesen. Daran schlossen sich im Laufe von 4 Jahren: die Kyropädie und Memorabilien von Xenophon, Herodot, Teile von Diogenes Laertius und Lukian, zwei Reden des Isocrates und sechs Dialoge des Plato; von englischen Geschichtsschreibern: Robertson, Hume, Gibbon, Watsons Philipp der Zweite und sein Lieblingsbuch, Philipp der Dritte, Hookes Geschichte Roms, Rollin in englischer Übersetzung, Langhornes Plutarch, des antipäpstlichen Burnets (1643—1715) Geschichte seiner eigenen Zeit, endlich das sogenannte „Jährliche Register", ein die wichtigsten Ereignisse des Jahres zusammenfassendes periodisches Werk; alsdann Reisebeschreibungen von Anson, Cook, Robinson Crusoe, Tausend und Eine Nacht, Don Quixote, Miss Edgeworths Erzählungen u. a. m. All das wurde in den vier ersten Lernjahren bewältigt, die englische Lektüre so nebenbei, denn darüber musste er dem Vater auf Spaziergängen Bericht erstatten. Gleichzeitig übt sich der kleine Gelehrte in eigenen Kompositionen: er verdichtet seine Lesefrüchte zu Geschichten alter und neuer Völker. Eine der Millschen Familie befreundete Dame hat einen dieser schriftstellerischen Erstlinge erhalten, worin der sechseinhalbjährige Verfasser Sinn für Stoffeinteilung und einen munteren behenden Stil zeigt;

auch sind die kleinen einfachen Sätzchen schon durch Bindewörter logisch verknüpft.

Dem Griechischen lief der Unterricht in der Arithmetik parallel; er wurde in den Abendstunden erteilt, und Mill erinnert sich „Unlust“ dabei empfunden zu haben.

Acht Jahre alt, beginnt er lateinisch zu lernen, die griechischen Dichter, zunächst Homer, zu lesen und Geometrie nach Euklid, Algebra nach Euler zu treiben. Das bedeutet einen Einschnitt; denn er wird nunmehr für reif genug gehalten seine um zwei Jahre jüngere Schwester zu lehren. Die lateinische Lektüre vom achten bis zum zwölften Jahre umfasste der Reihe nach: Virgils Bucolica und die ersten sechs Bücher der Aeneis, Horaz, mit Ausschluss der Epoden, Phädrus' Fabeln; die ersten fünf Bücher des Livius, denen der unermüdliche Knabe aus Liebe zur Sache für sich den Rest der ersten Dekade beigab; Sallust, Ovids Metamorphosen; einige Komödien des Terenz; mehrere Bücher des Lucrez; mehrere Reden Ciceros sowie desselben „De Oratore“ und Briefe an Atticus, endlich fast alles was von Tacitus, Quinctilian und Juvenal vorhanden ist. Im Griechischen wurden gelesen: der ganze Homer; Stücke von Sophokles, Euripides und Aristophanes; der ganze Thukydides; die Hellenika des Xenophon; fast der ganze Demosthenes; Aischines und Lysias; Theokrit, Anakreon, ein Teil der Anthologie und eine Auswahl aus Dionysius; mehrere Bücher des Polybius und endlich des Aristoteles Rhetorik. Als Privatlektüre wurden während dieses Abschnittes besonders historische Werke, auch über Verfassungsgeschichte, gelesen; als Wegweiser gab ihm hier der Vater eine Warnung vor aristokratischen Vorurteilen mit, und als John zwischen dem elften und zwölften Jahre an der Hand Tookes und auf Grund des von Livius und Dionysius Überlieferten selber eine G e s c h i c h t e d e r r ö m i s c h e n R e g i e r u n g s g r u n d s ä t z e ausarbeitete, redete er, wie er sagt, bezeichnenderweise der römischen Demokratenpartei das Wort.

In diesem so merkwürdigen Erziehungsplan waren die historischen Übungen freiwillig, das Versemachen aber pflichtmäfsig. Die Prosodie der alten Sprachen lernte John nicht, wohl aber die des Englischen. Von Popes Versen in der Ilias-Übertragung angeregt, reimte er erst aus Vergnügen, dann auf Kommando weiter. Der Vater, der sonst mit Gründen für das was er seinen Zögling thun hiefs, kargte, empfahl das Versemachen mit zwei für ihn sehr charakteristischen Gründen: nämlich, weil manche Dinge sich besser und eindringlicher in gebundener Rede sagen liefsen als in Prosa; besonders aber, weil die Menschen auf Verse meist unverdienten Wert legten und es sich darum, also gewissermafsen um mit ihnen in der ihnen zugänglichen Sprache reden zu können, verlohne sich in ihnen zu üben. Die Lektüre englischer Dichter blieb aber, im Verhältnis zu dem Umfange der sonstigen Lektüre, während dieser Zeit dürftig. Shakespeare wurde wegen der Historien gelesen; gegen den mit ihm getriebenen Götzendienst erhob der Vater seinen Warnruf. Gleichzeitig lernte der Knabe den hochverehrten Milton, Goldsmith, Burns, Gray, Spencers Feenkönigin, W. Scotts Romanzen, die er innerlich zu einer selbst erfundenen Musik sang, Stücke von Cowper und Beattie, etwas später (im dreizehnten Jahre) Campbell kennen, dessen Balladen „Hohenlinden“, „Lochiel“, „Der Verbannte auf Erin“ ihn in die hellste Begeisterung versetzten. Überhaupt war Mill für alle Arten Poesie empfänglich, malerische Beschreibungen zogen ihn an und brachten sein Gefühlsleben in Wallung; schöpferisch begabt war er auf diesem Gebiete freilich nicht, trotzdem er im jugendlichen Alter auf eine beträchtliche Produktion von Tragödien zurückblicken konnte. Er war später einer der ersten, der für Tennysons schwer nach Anerkennung ringende Kunst öffentlich eintrat. Carlyle schätzte er lediglich wegen seiner schriftstellerischen Gaben, seine „Französische Revolution“, für welche er sich mühte einen Verleger herbeizuschaffen, später „Sartor Resartus“ versetzten

ihn in einen Fieberrausch. Alfred de Vigny hat er einen feinsinnigen Essay gewidmet.

Im Zusammenhange mit dieser Gefühlsseite in Mills Wesen steht sein Sinn für Naturschönheiten. Er war in ihm so stark ausgeprägt, dass er, als die Bahn nach Brighton gebaut und unter fünf möglichen Wegen die genaue Richtung des Schienenwegs bestimmt werden sollte, öffentlich und in den denkbar stärksten Ausdrücken Verwahrung einlegte gegen die Schändung des Norbury-Thales am Fusse des Box Hill, dessen malerische Schönheit ihn unerreicht dünkte. Er wurde grimmig, wenn dieselben Leute, Mitglieder der Mehrheitsparteien im Parlament, die den Nationalökonomen und Utilitariern Empfindung und Verständnis für ästhetische Dinge absprachen, gleichzeitig aus Geschäftsinteresse kleinlichster Art keinen Anstand nahmen den ewigen Quell aller künstlichen Schönheit, die Natur, durch Rauch und Russ zu entstellen. Dergleichen Ausfälle erinnern an den freilich vergeblichen Kampf Thomas Carlyles und John Ruskins gegen die Aesthetik des Fabrikschornsteins, in diesem Punkte fühlte Mill wie ein sentimentaler Naturschwärmer modernsten Gepräges. Es ist nützlich bei Zügen dieser Art ausführlicher zu verweilen, um der albernen Vorstellung entgegenzutreten, als sei John Stuart Mill eine Art lebendige Rechenmaschine gewesen, als ob in dem Manne von „beleidigender Klarheit“ (Nietzsche), der „Logikermühle“ Carlylescher Erfindung, kein Platz für ästhetische Empfindung gewesen sei, ohne welche uns ja eine geistige Gröſse nur ein halber und jedenfalls nur ein kalter Mensch ist. Später, als sein Benthamismus im „höchsten sektiererischen Schwunge“ stand, also zwischen dem 17. und 20. Jahre, hat Popes „Essay on Man“ mächtig auf seine Einbildungskraft gewirkt, obwohl jeder Satz dieser Moral in Versen zu seinen Anschauungen im stärksten Widerspruch stand. Mill war von frühester Jugend an ein leidenschaftlicher Tourist und Pflanzensammler; die mittelbare Ursache zu seinem Tode war eine botanische Ex-

kursion drei Tage vor seinem Ende. Aber freilich: seine Naturliebe war sentimentalisch, sein Sinn für Poesie ruhte auf moralischer Basis; von den Dichtern fesselten ihn vor allem die pathetischen, weniger die sinnenfreudig naiven. Daher seine Vorliebe für Schiller, den er gegen die ungerechte Unterschätzung Comtes (BW 20./4. 43.) eifrig in Schutz nimmt. Goethes unvergleichliches, rein dichterisches Genie anerkennt er rückhaltlos, und es kommt ihm gar nie bei es etwa an den puritanisch engen Moralbegriffen der Wordsworth und de Quincey zu messen; vor seinem sittlichen Ideal aber besteht Goethe nicht, in seinen Werken vermisst er oft die von Schiller im Wallenstein und Tell erklommene „sittliche Höhe".

Darum nennt er poetische Kultur der wertvollsten Art (Selbstbericht 93) die ehrfurchtsvolle Bewunderung groſser Charaktere, namentlich der Heroen der Philosophie; Platos Sokrates-Bilder und besonders Condorcets Leben Turgots waren ihm eine dauernde Quelle höchsten Genusses, der darum, weil er sittliche Anregungen einschloss, nicht minder poetisch war.

Die Studien des kleinen Universalgelehrten in der Mathematik und den exakten Wissenschaften hielten mit denen in den Geisteswissenschaften gleichen Schritt. Mit neun Jahren war fast die ganze Elementar-Mathematik erledigt, die sphärische Trigonometrie und analytische Geometrie (Kegelschnitte) eingeschlossen, im folgenden (10.) Jahre arbeitete er sich durch Eulers Einleitung in die Unendlichkeitsrechnung (Introductio in analysin infinitorum), nahm die Theorie der Fluxionen (Differentialrechnung) in Angriff und bewältigte von angewandter Mathematik die Elemente der Astronomie und Mechanik. Die Aufgaben wurden fast sämtlich ohne Hilfe von Büchern gelöst, der kleine Knabe wurde also stets angehalten selbst zu finden und weiter zu entwickeln. Seine mathematische Begabung muss also über Durchschnitt gewesen sein, das steht über allem Zweifel; denn was der junge Mill in diesen Jahren des

allmählich aufdämmernden Verständnisses auf mathematischem Gebiet bewältigt hat, würde selbst in einem Bericht über die mathematische Frühreife eines Pascal und Gauſs in Erstaunen setzen. Dieser Thatsache gegenüber fällt Jevons' spätere Anzweiflung von Mills mathematischer Begabung in sich zusammen, um so mehr als es sich bei einem Logiker ja um ein rezeptives, kein produktives mathematisches Verständnis handelt.

An den Experimentalwissenschaften fand der spätere Verfasser der induktiven Logik zwar sein gröſstes Vergnügen, er verschlang Bücher und Abhandlungen über physikalische und chemische Gegenstände: — aber weder experimentierte er selber, noch sah er jemals experimentieren. Dem Vater kam es lediglich auf die Prinzipienlehre an, die er in diesen Büchern meist schlecht fand. Diese Studien fallen noch vor das zwölfte Jahr, in diesem trat der jugendliche Gelehrte in ein höheres Stadium seiner Bildungslaufbahn, insofern nicht länger die Hülfsmittel des Denkens, d. h. das Denken in und an den Gegenständen, sondern das Denken über das Denken selber die Hauptaufgabe des Unterrichts bildete. Gelesen und erläutert wurden des Aristoteles Organon bis zu den beiden Analytiken einschlieſslich, einige scholastische Abhandlungen über die Logik und Hobbes' Computatio sive Logica. John Stuart Mill kann (Selbstb. S. 15 ff.) den Wert dieser frühen logischen Schulung nicht hoch genug anschlagen. Er giebt zu nicht alles in den Analytiken und auch von den Erläuterungen des Vaters verstanden zu haben, aber sie hätten doch den Kern gebildet, um den sich eigene Betrachtungen ansetzten; in seinem Erziehungsgang habe nichts so sehr wie die frühe praktische Vertrautheit mit der (syllogistischen) Schullogik seine eigene Denkfähigkeit entwickelt und zu dem hohen Grade der später von ihm erreichten Denkenergie beigetragen. Das verstrickte Garn eines wirren und widerspruchsvollen Gedankens auseinanderzulegen, sowie Worten und Sätzen genaue eindeutige Denkinhalte bei-

zulegen: das ist nach John Stuart Mills Überzeugung der unschätzbare Nutzen solcher logischen Studien. In einer wegen ihrer Belastung mit Geschichte und Tradition dialektisch gefärbten Kultur sind Mills Klagen über ihre Vernachlässigung seitens der Forscher teilweise wohl berechtigt, er selbst wurde für diesen dialektischen Kampf noch besonders durch das gleichzeitig betriebene Studium der Dialoge und der Republik Platos gerüstet, den er, gleich seinem Vater, nicht genug rühmen kann. Mill scheidet in Plato den Logiker vom Dogmatiker, den Logiker hebt er in den Himmel, den Dogmatiker lehnt er ab: in der That zeigt die Freude an dem „förmlichen Belagerungszustande“, der mit dialektischen Mitteln über nachlässige Rede und ungenaues Denken verhängt wird, welch Logiker in Mill selber steckte und wie sehr er unter der besonders in den Geisteswissenschaften herrschenden Willkür im Wortgebrauch gelitten haben muss. Aber er hat übersehen, wie leicht durch solche Erziehung sophistische und scholastische Denkgewohnheiten großgezogen werden. Eine Erziehung zum Verkehr mit den Dingen durch eigene nicht-begrifflich vermittelte Anschauung feit am sichersten gegen sündhaften Wortgebrauch. Neben den Bemerkungen des Selbstberichts (S. 15—18) bezeugt auch die Rektoratsrede, gehalten in St. Andrews 1. Februar 1867 (WW 1, 235 ff.), dass John Stuart Mill 1. die Bedeutung der „exakten“ Wissenschaften, vor allem der Mathematik, für die Erziehung zu genauem und begriffscharfem Denken unterschätzte; dass er 2., was für seine Beurteilung als Logiker von Wert ist, der Logik der Widerspruchslosigkeit (der sogenannten formalen Logik) fast gleichen Wert wie der Logik der „Wahrheit“ (Logik Buch II 3, 9), d. h. der Lehre von den formalen Gesetzen der wissenschaftlichen Erfahrung überhaupt und den Verfahrungsweisen der Einzelforschung, beilegte. In der Einleitung dieses Werkes spricht er übrigens selber von der „scholastischen“ Natur seiner ersten Teile, die von Namen und Sätzen handeln.

Mit dreizehn Jahren erhielt er vom Vater einen vollständigen Kursus der Staatswirtschaft. Der Unterricht wurde auf Spaziergängen erteilt (s. o. S. 9). Nach dieser Vorübung wurden Ricardos Prinzipien gelesen und die bei der Lektüre auftauchenden Nebenfragen gründlich erörtert, alsdann Adam Smith bearbeitet, wobei, wie der Selbstbericht (S. 23) sehr bezeichnend sagt, „die oberflächliche Anschauungsweise dieses Schriftstellers“ an der Hand der gediegeneren Lehren Ricardos geprüft und richtig gestellt wurde.

Im Mai 1820 ging J. Mill auf mehr als ein Jahr zu Freunden nach Süd-Frankreich, der eigentliche direkte Unterricht seitens des Vaters hörte also in diesem Jahre auf. Der Knabe war erst 14 Jahre alt, die Summe von Kenntnissen, die er, und zwar nicht nur in den niederen sondern vornehmlich in den höchsten Zweigen des Wissens besass, erwerben angehende Gelehrte teils überhaupt nicht teils aber in reiferen Jahren. Man darf natürlich nicht annehmen, dass er alles Gelesene verstanden habe; bei vielen der aufgezählten Schriftsteller wird das Verständnis mit dem Erfassen des Wortsinns ein Ende gefunden haben. Mill selber erklärt die letzten Abschnitte von Aristoteles' Analytik ohne viel Nutzen gelesen zu haben, er sei dafür noch nicht reif gewesen (Selbstb. S. 15). Trotzdem war das Erreichte an sich erstaunlich, die Geschichte bietet, was Frühreife und allseitige Gelehrsamkeit auf philosophischer Grundlage betrifft, kaum ähnliche Beispiele dar. Denn bei Leibniz, an den man etwa denken möchte, liegt der Fall insofern anders, als sich frühzeitig der Lerntrieb regte, die Initiative zum Lernen ging von ihm aus; bei anderen wissenschaftlichen Genien, Gaufs z. B., gab sich die spezifische Begabung, ähnlich wie sonst nur bei künstlerisch veranlagten Naturen, erstaunlich früh kund. John Mill dagegen wurde, kaum geboren, in Zucht genommen, er war der leidende Gegenstand eines pädagogischen Experiments, das sich seiner bemächtigte, noch bevor eine spon-

tane Kundgebung irgend welchen Talents beobachtet werden konnte. Welchen Erfolg hatte es?

Mill selbst (Selbstb. S. 24 ff.) spricht zuweilen in Ausdrücken höchster Bewunderung von dem Plane und besonders den Methoden des Unterrichts, deren sich sein Vater für seine Erziehung bediente. Der Versuch zeige, mit welcher Leichtigkeit sich die alten Sprachen in frühester Jugend erlernen liefsen und die allgemeine bei ihrer Erlernung übliche Zeitvergeudung umgangen werden könnte. Er sei von Natur weder mit einem sehr guten Gedächtnis, noch mit auffallend raschem Fassungsvermögen, noch endlich mit besonderer Willensstärke begabt gewesen, die Erziehung aber habe dadurch, dass sie dem blofs mechanischen Einpauken und Vollstopfen und der Gedächtnisüberbürdung aus dem Wege gegangen sei, seine geistigen Anlagen gestärkt und ihn befähigt einen Ausgangspunkt zu gewinnen, der ihn seinen Zeitgenossen gegenüber um ein Vierteljahrhundert vorausgebracht habe. Niemals sei ein Lehrstück zu einer blofsen Gedächtnisübung verkümmert, stets sei darauf Bedacht genommen worden, nicht nur dem Gegenstande Schritt für Schritt zu folgen, sondern das Verständnis vorzubereiten und das Fortschreiten zu erleichtern. Es ist offenbar, dass sich James Mill der heuristischen Methode bediente; was durch eigenes Denken gefunden werden konnte, wurde den Schülern nie mitgeteilt, und allerdings kontrastierte in diesem Punkte seine Methode wohlthätig gegen die damals (?) übliche Abrichtung zu gelehrten Papageien.

Ob aber, was der junge Mill leisten musste, „jedem Knaben oder Mädchen (!) von gesunder Körperbeschaffenheit und Durchschnittsbegabung“ wirklich erreichbar wäre, wie das seine spätere Meinung war (Selbstb. S. 27)? und ob, für den Fall dieser Möglichkeit und in Hinblick auf die in diesem Einzelfalle erreichten Resultate, der an Mill geübte Versuch zu verallgemeinern wäre? Beides wird man bezweifeln, ja verneinen dürfen. Über die ungewöhn-

liche geistige Frühreife John Mills, besonders für alles Logische und Philosophische der Wissenschaft, ist kein Wort zu verlieren, obwohl er selbst von dem durch Erziehung erreichbaren und der allgemeinen intellektuellen Bildsamkeit — von der moralischen dachte er freilich weit geringer — zeitlebens eine übertriebene hohe Vorstellung gehabt hat; zu ihr führten neben seiner Bescheidenheit der Glaube an das Dogma des 18. Jahrhunderts von der ursprünglichen Gleichheit der fast ausschliefslich durch soziale Umstände differenzierten geistigen Ausstattung unter den Menschen. Es ist lächerlich anzunehmen, dass auch nur eine an Zahl beträchtliche Auslese den von John Mill bis zum 14. Lebensjahre bewältigten Wissensstoff hätte bemeistern können, ohne darüber zusammenzubrechen. Von einem solchen Versuch hätten nur die Siechen- und Irrenhäuser den Vorteil. Und ihn zu unternehmen könnte gerade die an Mill selber gemachte Erfahrung gründlich abraten. Eine Folge zwar, an die man leicht denken könnte, blieb aus: der Dünkel. Nie hörte er sich loben oder seiner Eigenliebe schmeichelnde Vergleichungen zwischen ihm und anderen Personen anstellen; dafür sorgte der Vater. Moralisch war solche Erziehung einwandsfrei, aber gesundheitlich hatte sie für den Zögling Folgen, die laut gegen ihren Nutzen sprachen. Sie verbrauchte dessen Nervenkraft in fast sträflichem Übermafs, in ihr haben Erschöpfungszustände, die 1826 und mehrmals später über John Stuart Mill hereinbrachen, ihren Ursprung, obwohl er selbst nie an diese Quelle seiner Leiden gedacht hat. Es ist ferner sehr wahrscheinlich, dass Mills auffallend schwaches Gedächtnis für konkrete Einzelheiten, über das er sich in Briefwechsel mit Comte (S. 180) beklagt und das auch dem durch Carlyle berühmt gewordenen Geistlichen Sterling auffiel, weit mehr mit dem frühen Verbrauch seiner Nervenkraft zu thun hat als mit der logisch-verallgemeinernden Richtung seines Denkens, woraus er sie ableitet. Der Thätigkeitstrieb war in ihm so ausgebildet,

dass es ihm kaum möglich war ihn einzuschränken. Es ist, als ob er in seiner Lebenspraxis dem Glauben an einen Parallelismus zwischen Geist und Materie huldigte, der die Wechselwirkung zwischen beiden ausschließst; seine theoretischen Anschauungen über diesen Punkt sind nicht klar.

Auf andere wesentliche Mängel seiner Erziehung macht John Stuart Mill aber selber aufmerksam. Er vermisste den Umgang mit Knaben, er stand fast immer, so lange er zu Haus war, unter einem heimlichen Zwange (Selbstb. S. 29); das bischen Mufsezeit, das ihm zum Spielen aus Prinzip gegönnt wurde, frommte zu nichts: es fehlten die Kameraden. Er wurde zur Mäfsigkeit und vielem Spazierengehen angehalten, aber es fehlten die Leibesübungen als Gegengewicht gegen die unausbleiblichen Gewohnheiten eines Bücherwurms und Stubenhockers. Mill bringt seine Ungeschicklichkeit mit diesen Erziehungsmitteln in Zusammenhang, Kopf und Hände hätten stets sehr langsam gearbeitet, wenn sichs um praktische Dinge gehandelt habe; seine geistigen Fähigkeiten wären, im Gegensatz zu denen der meisten Menschen, zu ausschliefslich nach innen konzentriert gewesen. Die ganze Erziehung durch den Vater sei mehr auf Wissen als auf Können gerichtet (Selbstb. S. 30), die Methode zu abstrakt gewesen, selbst erläuternde Beispiele hätten oft gefehlt (ebd. S. 19).

Einige dieser Erziehungsmängel lässt zwar auch der Bericht deutlich erkennen, den wir über die lange Abwesenheit in Frankreich (Mai 1820 bis Juli 1821) besitzen (Selbstb. S. 46–50; Bain S. 16 ff., wo das dort geführte Tagebuch in Auszügen mitgeteilt wird), aber gleichzeitig giebt er Kunde von dem glücklichsten Abschnitt in John Stuart Mills Jugend. Er wohnte auf Schloss Perpigneau in der Provence als Gast von Sir Samuel Bentham, einem Bruder des Jeremias Bentham. Vom Schloss aus hatte man einen wundervollen Blick auf das Thal der Garonne zwischen Montauban und Toulouse, und der kleine Philosoph genoss in vollen Zügen die im Übermafs über diesen Landstrich

ausgestreuten Naturschönheiten. Aber als schönsten Gewinn dieses Aufenthalts rühmt er später ein ganzes Jahr die freie fröhliche Atmosphäre des Kontinentallebens geatmet zu haben. Die Kultur der Gefühle, die er an seinen Landsleuten vermisste: hier in Frankreich stand sie in Übung. Man kennt die Übertreibungen der antisentimentalischen englischen Erziehung mit ihrer Furcht vor der Bloſsstellung der Gefühle. Ihr Motto ist: not to be demonstrative, positiv ausgedrückt: unterdrücke und verstecke deine Gefühle. Die Wirkung bleibt oft nicht aus: sie werden ausgerottet. John Mill führt als Produkt solcher Erziehung seinen eigenen Vater an, dem er doch wieder Gemüt nicht abspricht. Die französische Liebenswürdigkeit, Offenheit und Zutraulichkeit entzückte ihn, er fühlte sich wohl in dieser Atmosphäre freier ungesuchter Geselligkeit, in die der ganze Mensch eingeht, im Gegensatz zu dem Nordländer, der sein Bestes ängstlich verschlieſst. Wie sehr der lebhaft fühlende und wie sich später zeigte zärtlichster Freundschaft fähige und bedürftige Knabe unter dem Scepter einer stets regen Vernünftigkeit und des kategorischen Imperativs gelitten haben muss, der im väterlichen Hause herrschte, lässt sich gerade aus der Hoch- ja Überschätzung der geselligen Eigenschaften der Franzosen ermessen. Diese Ergüsse verbreiten daher auch Licht über sein Verhältnis zum Vater. In dem Selbstbericht (S. 43) nimmt John Mill Anstand auszusprechen, ob er durch die Strenge seines Vaters, infolge deren nie ein herzliches Verhältnis zwischen ihnen geherrscht hat (S. 51 f.), mehr gewonnen als verloren habe; er fügt zwar beschwichtigend hinzu, seine Erziehung habe ihn nicht gehindert ein glückliches Kind zu sein, aber diese Behauptung steht in direktem Widerspruch mit einer glaubhaft überlieferten Äuſserung Mills gegenüber der Frau Karoline Fox in Falmouth (Journals of Caroline Fox 1, 163 f.): „Ich war nie ein Knabe, ich habe nie Cricket gespielt. Es ist besser die Natur ihren eignen Weg gehen zu lassen.“ Diese Bemerkung ist die denkbar härteste Verurteilung

seines Vaters als Erziehers. Ähnlich spricht er sich sogar gelegentlich der Krise von 1826 im Selbstbericht aus, trotz seines offenkundigen Bestrebens, dem Andenken James Mills keinen Makel anzuheften.

2. Erste Stufe der Selbstbildung.

Erwirbt philosophische Grundüberzeugungen.
Jugendlicher Propagandismus in Wort und Schrift.
Mill als Benthamit und Radikaler. 1821—1826.

Nach der Rückkehr aus Frankreich tritt John in die Periode der Selbstbildung ein. Der Unterricht durch den Vater hört auf, sein Einfluss auf Gang und Richtung der Studien sowie die Wahl und Wertschätzung der zu lesenden Schriftsteller bleibt bestehen. John las: von Condillac (1821) den Traité de Sensations und den Cours d'études; Locke; Helvetius' De l'Esprit; Hartleys Beobachtungen über den Menschen; Berkeley; Hume; Reid; Dugald Stewart; Brown über Ursache und Wirkung (1822). Condillacs Verallgemeinerungen wurden, Hartley gegenüber, als ungenügend empfunden, ja selbst Locke tritt an Wertschätzung gegen diesen Assoziations-Psychologen zurück. Zu den meist gelesenen Schriften schrieb John Mill ausführliche Reflexionen, die der Vater kritisierte. Als Beruf wurde das Jus gewählt: eine wertvolle Einführung ins Rechtsstudium verdankte er dem später durch seine „Philosophie des positiven Rechts“ berühmt gewordenen John Austin. Er nahm an dessen Studien über römisches Recht teil, las mit ihm Winter 21/22 Institutionen und Pandekten und über Verfassung und Gesetzgebung Englands den noch heute als klassisch geltenden Blackstone (Commentaries on the Laws of England, 1765—68). Aber all diese Studien treten an Bedeutung weit hinter die Bekanntschaft mit Bentham zurück. Als „notwendige Beigabe“ für diese juristischen Studien hatte ihn sein Vater auf Jeremias Bentham hingewiesen, er las nun (22) die französische Redaktion seines grofsen Werkes, den Traité de la Législation

Civile et Pénale von Dumont, und die Lektüre dieses Buches bildete eine Epoche in seinem Leben, einen der Wendepunkte in der Geschichte seines Geistes.

Das geschah durch Benthams Ethik der Gesetzgebung, sie gab seinem Meinen und Denken „Zusammenhang und Einheit“. An Stelle vieldeutiger und nebelhafter Phrasen wie „Naturrecht“ „moralisches Gefühl“ „natürliches Rechtsgefühl“ „natürliche Gleichheit (natural equity)“, die in Moral und Gesetzgebung eine Rolle spielten und auf einer die natürlichen Glücksbedürfnisse krankhaft umkehrenden, nicht selten in Sentimentalität ausartenden asketischen Grundstimmung beruhten (Works ed. Bowring, part. XXI p. 87 Anm.), trat Benthams Prinzip des gröfsten Glücks für die gröfste Anzahl. Die Vorzüge desselben als eines objektiven Wertmessers für unsere Handlungen und besonders als Konstruktionsprinzip der Gesetzgebung leuchteten Mill sofort ein.

Mills Begründung der Moral im „Nützlichkeitsprinzip“ hängt mit der Benthams so eng zusammen, dass es, um die Fortbildung der Lehre durch Mill zu verstehen, unumgänglich ist auf die des Meisters genauer einzugehen. Im Gegensatz zu den Moralisten gewöhnlichen Schlages lehrte Bentham die Unmöglichkeit der Tugend um ihrer selbst willen, die Verderblichkeit des Opfers um seiner selbst willen. Verderblich, sagt Bentham (Works, part. XXI p. 90 Anm.), ist die Ansicht, welche Sittlichkeit mit Leiden verknüpft; im Gegenteil, die Moral ist dann am wirksamsten, wenn sie am wenigsten mit Schmerz behaftet ist; die ihr angemessenen Assoziationen sind Lust und Freude, nicht Missmut (gloom) und Elend (ähnlich ja auch Spinoza). Je weniger Glück geopfert wird, desto gröfser ist die Totalsumme von Glück. Das ist die wahre Ökonomie der Lust, diejenige, welche die Natur uns lehrt. Mein Glück und mein Unglück sind eben so sehr Teile meines Selbst wie meiner Organe; das Verhalten, das die Klugheit verlangt, ist also im Grunde weiter nichts als eines, das die Natur

uns *aufzwingt* (is required by necessity): ich könnte ohne die ununterbrochene Geltung des Prinzips der Selbsterhaltung oder des Egoismus (selfish principle) gar nicht zu leben fortfahren. Wäre dem nicht so, so würden die pomphaften moralischen Dogmen über unsere Pflichten scheinbar Gehör finden, aber thatsächlich folgt ihnen kein Mensch, weil jeder zuerst an seine Interessen denkt und denken muss; und das Geschäft des Moralisten besteht darum nur darin, zur richtigen Kalkulation dieser Selbstinteressen anzuleiten. Hiernach besteht die unmoralische Handlung in einer falschen Berechnung der Selbstinteressen, wohingegen die Klugheit verlangt sie zum Wohlwollen zu erweitern und sein Glück mit dem anderer erstens auszugleichen, zweitens zu suchen. Der Altruismus tritt hier also als wohlverstandenes Selbstinteresse auf, das Bewusstsein seiner egoistischen Herkunft hindert Bentham ihm selbst für das Bewusstsein des gegenwärtigen Menschen eine qualitative Sondereigenschaft einzuräumen, wie das Wissen um die empirische Herkunft der obersten Sätze der Erfahrung, der von Kant so genannten synthetischen Urteile a-priori, die Empiristen hindert ihnen logische Apriorität — in Bezug auf jede künftige Erfahrung und für den Prozess der Einordnung neuer Bewusstseinsinhalte in den *Zusammenhang* unserer Erfahrung — zuzuerkennen. Die Notwendigkeit aber in seinen Interessenkalkül den Nächsten einzubeziehen, ist Bentham durch die von vornherein *gegebene* soziale Natur des Menschen begründet; ebensowenig ist für ihn das Wohlwollen, die Berücksichtigung der Mitmenschen im individuellen Handeln, Problem. Denn ob die Lust- und Unlustfolgen einer geplanten Handlung voraus berechnet werden oder nicht: immer wird sie bestimmt, neben der individuellen, von unabänderlichen psychophysischen Gesetzen abhängigen, gewissermaſsen also am eigenen Leibe gemachten Erfahrung (Benthams natürliche Sanktion; Lockes Law of Nature), durch moralische, politische und religiöse Vorstellungen oder Vorurteile. Diese

sanktionieren die Handlung öffentlich, motivieren sie aber zugleich auch privatim. Die Bestimmungsgründe des bewussten Willens liegen demnach zum Teil schon von vornherein jenseits des Individuums, sie sind sozialer Natur und nötigen selbst den gröfsten Egoisten seinen Handlungen eine soziale Färbung zu geben. Das ist, bei einfachster Interpretation des Wortlauts, Sinn und Folge von Benthams Utilitätsprinzip, so hat es jedenfalls der junge Mill verstanden und übernommen.

Es ist bemerkenswert, dass Benthams Begründung des Wohlfahrtsprinzips und seine Klassifikation sämtlicher Motive des menschlichen Handelns (später in „A Table of the Springs of Action" selbständig bearbeitet, 1817) Eindruck auf Mill machte; in ihnen sah er sichere Mafsstäbe zur Beurteilung des Sozialwerts einer Handlung. Sehr bald schloss sich die Lektüre der übrigen Schriften Benthams an, bald beherrschte er ihren Inhalt als selbständiges geistiges Besitztum. Die Bedeutung dieser Thatsache können nur Mills eigene Worte bekunden. „Als ich," sagt er, „den letzten Band des Traité niederlegte, war ich ein ganz anderer Mensch. Das Utilitätsprinzip, wie es Bentham verstand, bildete nun den Schlusstein, der alle die abgerissenen fragmentarischen Teile meines seitherigen Glaubens und Wissens zusammenhielt, und verlieh meinen Vorstellungen innere Einheit. Ich hatte jetzt Ansichten, einen Glauben, eine Lehre, eine Philosophie und, in einer von den besten Bedeutungen des Wortes, eine Religion, deren Predigt und Verbreitung zur äufseren Hauptaufgabe meines Lebens gemacht werden konnte. Welche Veränderungen liefsen sich durch diese Lehre in der Lage der Menschen bewirken." Es ist ein Sechszehnjähriger, der so spricht. Mit einemmale sieht er seine Aufgabe im Leben klar vor sich, mit der Macht einer plötzlichen Eingebung offenbart sich ihm sein Beruf, fühlt er, wozu er geboren und von wie unermesslicher Bedeutung für die Gesellschaft, für die Kultur überhaupt das unter höchste praktische Zwecke gestellte

Wissen im Gegensatz zum Spezialistentum sein kann, wenn der feste Wille es in diesem Sinne nutzbar zu machen sich eines Individuums bemächtigt. Benthams Beistand verdankte John St. Mill diesen entscheidenden Schritt vorwärts auf dem Wege zu geistiger und sittlicher Reife. Er hat später, auf der Höhe seiner philosophischen Selbständigkeit angelangt, die sachlichen und geschichtlichen Beschränkungen des Benthamismus mit fast gesuchter und für die alten Sekten- und Kampfgenossen (besonders Grote) beleidigender Unparteilichkeit bloſszustellen versucht (WW 10, 136 ff.): fast als ob er ihn auch als Prinzip überwunden hätte. Aber selbst hier erklärt er: Bentham gebührt eine Stelle unter den Meistern der Weisheit, den groſsen Lehrern und unvergänglichen geistigen Zierden des menschlichen Geschlechts; unter denjenigen zugleich, welchen England insbesondere in neuester Zeit die bedeutendste Umwälzung in Denken und Forschen verdankt.

Von Benthams Werken erwähnt Mill noch eines, das durch die Gründlichkeit seiner Analyse nächst dem Traktat über die Gesetzgebung den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht habe: der von einem pseudonymen Philipp Beauchamp auf Grundlage Benthamscher Manuskripte herausgegebenen „Analyse des Einflusses der natürlichen Religion auf das zeitliche Glück der Menschheit“. Zu seiner nachgelassenen Abhandlung über den Nutzen der Religion, in welchem von ihrem Kultur- und Sozialwert — These: die Religion ist in einem skeptischen Zeitalter für moralische und soziale Zwecke notwendig — im Gegensatze zu ihrem Wahrheitswert die Rede ist, soll es ihn angeregt haben (Selbstb. S. 57). In Benthams Werke ist diese Schrift nicht aufgenommen, noch besitzt sie die Bücherei des British Museum. Benthams Stellung zur Religion war, ähnlich wie des älteren Mill, eine völlig negative, ohne dass beide Denker einem dogmatischen Unglauben gehuldigt hätten. In Benthams Werken ist von Religion sehr oft die Rede, so von der religiösen Sanktion (Definition 1, 14;

1, 52); von den entsittlichenden Wirkungen des religiösen Zwanges (1, 564/65) und der religiösen Unduldsamkeit (1, 565); von der Notwendigkeit sie als Lehrgegenstand aus der „chrestomatischen“ d. h. allgemeinen Volksschule auszuschliefsen (8, 40/42); von der sozialen Gefährlichkeit des Religionsfanatismus, wenn er von der vernunftgemäfsen Sittlichkeit (materiell Hedonismus, formell Rationalismus) abweicht (10, 70); von den Gründen gegen die Staatskirche (9, 92/95). In allem dem steckt das reinste 18. Jahrhundert, ich sehe nichts was im angedeuteten Sinne darüber hinaus ginge und für Mills Abhandlung nutzbar gewesen wäre. An einer Stelle definiert er sogar die die Staatskirche stützende Gesetzgebung als eine solche zur Untergrabung der Wahrheit, um mittels Bestechung gegebene Meinungen aufrecht zu erhalten (9, 35). In welchem Umfang John Stuart Mill später diese Anschauungen aufgab, wird noch zu zeigen sein. Jetzt machte er für sie Propaganda.

Zunächst galt es Gesinnungsgenossen zu werben und diese in den Grundsätzen des Benthamismus einzuschulen. Zu diesem Zwecke gründete Mill im Winter 1822/23 eine utilitarische Gesellschaft (bis 1826), die sich alle vierzehn Tage im Hause Benthams versammelte, um ethische, juristische und politische Fragen zu erörtern. Zu ihr zählten die trefflichsten, geschultesten, hoffnungsvollsten Köpfe Englands, junge Leute, die sehr bald fast sämtlich Namen und Stellung hatten und während der folgenden Reformperiode in den Gesetzgebungskörpern, in der Verwaltung, in Wissenschaft und Litteratur den Geist und die Lehre Benthams und James Mills zur Geltung brachten (W. E. Tooke; W. Ellis; G. Graham; J. A. Roebuck). Zu dem weiteren Freundes- und Bekanntenkreise gehörten George Grote; John und Charles Austin, der mit glänzender Beredsamkeit unter der Auslese der in Cambridge studierenden Jugend dem Benthamismus Freunde warb; Macaulay; der spätere Lord Romilly, der bald in der Wahlreformbewegung hervortrat u. a. m. In diesen

Kreisen galt John Mill als der rechtmäfsige Vertreter der „radikalen“ Philosophie, seine Beredsamkeit soll um diese Zeit unerschöpflich gewesen sein und geborene Redner, wie Macaulay und Ch. Austin, in Erstaunen gesetzt haben; aber schon seine dünne klanglose Stimme stand von vornherein einer breiteren Massenwirkung durch das Wort im Wege. Doch übte der jugendliche Parteimann eine solche Wirkung allein schon durch das Wort „Utilitarier“, das er erst sich und einigen Gesinnungsgenossen beilegte, das aber in der Folge schnell in den allgemeinen Sprachgebrauch aufgenommen wurde. Noch vor dem Ende der utilitarischen Gesellschaft gründete der von jugendlichem Lern- und Belehrungsdrang erfüllte Mill einen Debattierklub, die „Speculative Debating Society“ (1825—29), an welcher sich neben Oweniten auch hervorragende Männer entgegengesetzter Parteirichtung, wie die christlich-sozialen Torydemokraten Maurice und Sterling, beteiligten. Mill legte später diesen Sprechübungen grofse Bedeutung bei, nicht nur als Mittel zur Klärung seiner Gedanken, sondern ganz besonders als Schule zur Ausbildung seines Stils, indem sich sein Sinn für dessen ästhetische Seiten, für Glätte und Rhythmus des Vortrags aufschloss. Die Diskussionen drehten sich bezeichnenderweise um die Hauptpunkte der Reaktion gegen das 18. Jahrhundert (Selbstbericht. 106): ein Thema, dem Mill in dem Jahrzehnt 20 bis 30 unausgesetzt sein Denken widmete und das eigentlich den Inhalt seiner Lebensarbeit bildete. Neben diesen „spekulativen“ Debatten liefen speziellere Übungen einher, die Mill und Freunde aus der utilitarischen Gesellschaft über Volkswirtschaftslehre und Psychologie in Grotes Haus anstellten. Diesen Übungen wurden zugrunde gelegt: seines Vaters „Elemente der politischen Ökonomie“, Ricardos „Grundsätze“, Bairleys Abhandlung über den Wert (On Value), die syllogistischen Logiken von Aldrich, der wenig befriedigte, und des Jesuiten Du Trieu, dessen Manuductio ad Logicam als das beste der vielen Handbücher über Logik bezeichnet wird, später die

Werke von Whateley und Hobbes; endlich, von psychologischen Werken, Hartley und, 1829, James Mills eben erschienene „Analyse des menschlichen Geistes“. Aus diesen Diskussionen sind John Mills „Essays on Some Unsettled Questions of Political Economy“ entstanden; sie wurden 1831 niedergeschrieben, aber erst 1844 veröffentlicht und hatten bedeutenden Erfolg. Auch der interessante Aufsatz über Whateleys Logik (Westm. Rev., Januar 1828) ist eine Frucht dieser gemeinschaftlichen Lektüre und Besprechungen. All das trug viel dazu bei, die Augen der Intelligenz des Landes auf diese in eifriger Propaganda begriffene Gruppe von Benthamiten zu richten. Sie fühlte ihren Einfluss so wachsen, dass sie als Zentralorgan ihrer zunächst auf Aufklärung und Belehrung berechneten Bestrebungen die „Westminster Review“ gründete.

Im Jahre der Gesellschaftsgründung trat John zuerst als Schriftsteller mit Beiträgen an Tageszeitungen auf, von 1824 bis 28 folgten eine Reihe teilweise schon recht bedeutsamer Aufsätze (13) in der ebengenannten Zeitschrift, welche ins Leben gerufen war, um den Einfluss der konservativen „Quaterley Review“ und der liberalistischen „Edingburgh Review“ einzudämmen. John Mills Artikel betreffen meist religiöse („Ueber religiöse Verfolgung“), politische, juristische und ökonomische Gegenstände (Korngesetze). Interessant ist eine gelegentliche Beurteilung David Humes (Okt. 1824). Mill sagt von ihm: Hume besaſs Talente bedeutsamer Art, aber Liebe zur Wahrheit (regard for truth) bildete keinen Teil seines Charakters. Er dachte mit überraschender Schärfe, aber das Ziel seines Nachdenkens war nicht auf die Wahrheit sondern auf den Nachweis gerichtet, dass sie unerreichbar sei; auch war sein Geist zu sehr von Rücksichten auf den litterarischen Geschmack bestimmt, dem nichts an der Wahrheit oder Nützlichkeit liegt, der vielmehr das Gefühl zu erregen strebt. In dem Artikel über Whateleys Logik wird mit groſser Schärfe auf die noch unerledigten Aufgaben der

Logik hingewiesen: die Analyse der Allgemeinbegriffe; die der Prädizierung, wobei der unmittelbare Gegenstand des Glaubens festzustellen sei, wenn wir einem Satze beipflichten; Bestimmung des Dienstes, welchen begriffliche Operationen den Naturwissenschaften leisten, besonders sofern sie zur Entdeckung neuer Thatsachen führen. Die Erweiterung der Logik, wie sie Mill später vornahm, ist hier klar vorgedeutet. Punkt zwei geht auf die Gründe, durch welche die objektive Giltigkeit der Urteile herbeigeführt wird, Punkt drei zielt auf die Bildung allgemeiner Sätze aus der Erfahrung, auf die Logik als Mittel synthetische Sätze a-posteriori zu gewinnen; er macht das Hauptstück von Mills induktiver Logik aus. Für Mills wissenschaftliche Frühreife ist das bezeichnend.

Aber diese erstaunliche agitatorische und litterarische Thätigkeit füllt die Zeit des jungen Mannes nicht einmal ganz aus, er hat sie von 1823 ab nur in seinen Mufsestunden vollbracht. Entgegen der ursprünglichen Absicht sich der juristischen Laufbahn zu widmen, trat er am 21. Mai d. J. als „junior clerk" ins Prüfungsamt der indischen Regierung (India House), dem ja auch sein Vater in hoher Stellung, zuletzt als Präsident, angehörte. Bei seines Vaters Tode 1836 war er bereits der dritte Beamte des Hauses mit jährlich £ 1200 Gehalt. 1854 erhielt er eine persönliche Zulage von £ 200; am 28. März 1856 rückte er in die Präsidentenstelle („Examiner", nämlich der Korrespondenz mit den indischen Behörden und Regierungen, war der offizielle Titel) mit £ 2000 jährlichem Einkommen. Weihnachten 1858 ging die Regierung Indiens aus den Händen der Gesellschaft auf den Staat über, und Mill wurde mit einer Pension von £ 1500 verabschiedet. Das Amt liefs ihm viel Zeit, er war nominell sechs Stunden beschäftigt, aber kaum die Hälfte davon war der Berufsthätigkeit gewidmet, die andere Hälfte gehörte seiner Wissenschaft: seine beiden grossen Werke, die Logik und die politische Ökonomie, wurden während der Amtsstunden geschrieben.

Mill hatte also keinen Grund seine praktische Thätigkeit zu bereuen, obgleich er es eine zeitlang bedauert hatte durch seine nichtreligiöse Erziehung von dem Verwaltungsdienst des Staates ausgeschlossen zu sein. Versuche ihn zum Eintritt in Trinity College, Cambridge, zu bewegen, waren gescheitert. Der junge radikale Freidenker hätte sich nicht dazu verstanden die Testakte (die 39 Artikel) zu unterschreiben.

3. Die Überwindung des Benthamismus 1826 bis 1840.

Mitten in diese „Propaganda“ des jugendlichen Weltverbesserers durch Wort und Schrift fällt eine geistige Krisis, deren Bericht im fünften Kapitel des Selbstberichts berühmt geworden ist.

Nach dieser Darstellung handelt es sich lediglich um eine Gemütsverstimmung, um einen pathologischen Geisteszustand. Er begann sich im Herbst 1826 geltend zu machen. Die Gegenstände, an denen sich bisher seine Lust und seine Freude entzündet hatte, erschienen schal und gleichgültig. Die Lieblingsdichter spendeten keinen Trost mehr, die Denkmäler alter Gröſse und edler Gesinnung verfingen nicht mehr, ein „dürrer“ Kleinmut befiel ihn und verlieſs ihn nicht mehr, wo immer er sich befand und was immer er that. Der Schlaf blieb ohne Einfluss, kaum auf Minuten verlieſs ihn das Bewusstsein seines Wehes. Seine durch „die Liebe zur Menschheit und die Vorstellung von ihrer Vortrefflichkeit“ angeregten sozialen Empfindungen waren verdorrt. Der Zustand war so, dass Mill eben nur seine Berufsthätigkeit routinemäſsig üben konnte. Er war, nach Mills eigenem Vergleich, dem ähnlich, in den der Konvertit des Methodismus geraten mag, wenn das Bewusstsein der Sündhaftigkeit über ihn kommt. Was war geschehen, um ihn herbeizuführen?

Das körperliche Substrat des Vorgangs thut Mill mit den Worten ab, er habe an einer Nervenabspannung ge-

litten, wie ihr wohl gelegentlich jeder ausgesetzt sei (S. 110). Wohl nicht jeder, wird man im Rückblick auf seine Zwangserziehung und die unerhörte geistige Überbürdung in ihrem Gefolge sagen müssen. Aber er giebt an anderer Stelle selber die richtige Erklärung (S. 112): „Mein Vater“, schreibt er, „zu dem ich in praktischen Fragen naturgemäſs meine Zuflucht nahm, war die letzte Person, von der ich in dem vorliegenden Falle Hilfe erwartete; denn alles überzeugte mich, dass er von einem solchen geistigen Zustand keine Kenntnis hatte, und selbst wenn es mir gelungen wäre ihm ein Verständnis dafür beizubringen, so war er sicherlich nicht der Arzt, der ihn hätte heilen können. Meine Erziehung war ganz sein Werk und ohne Rücksicht auf die Möglichkeit eines solchen Ausgangs geleitet worden; was nützte es daher ihm die Pein des Gedankens zu bereiten, dass sein Plan ein verfehlter gewesen, wenn das Übel nicht geheilt, oder jedenfalls nicht durch seine Abhilfemittel geheilt werden konnte (S. 111/112).“ Die Erziehung war falsch nicht nur durch das was sie lehrte und zu lehren unterlieſs, sondern durch den Umfang, in dem sie für ihre ungeheueren Lehrziele das jugendliche Gehirn in Anspruch nahm, also quantitativ und qualitativ; John Mill bemängelt zu ausschlieſslich die Qualität der Erziehung. Die Kultur der Gefühle habe gefehlt, sie sei lediglich intellektuell gewesen und habe eine vorschnelle frühreife Analyse zur eingewurzelten Gewohnheit des Geistes gemacht. Diese Analyse, diese Gewohnheit das ganze innere Leben, sofern es sich in Wollungen und Handlungen kundgiebt, als Produkt von Assoziationen der Motivvorstellungen mit solchen ihrer Lust- oder Unlustfolgen aufzufassen, war offenbar bei Mill von der Tendenz begleitet, die Gefühle lahmzulegen und die Lebhaftigkeit des Begehrens, also das primum movens des Menschen als eines auf Thätigkeit gestellten Wesens, abzuschwächen. Anstatt also, scheint Mill sagen zu wollen, möglichst starke, praktisch unauf-

lösbare Assoziationen zwischen den Vorstellungen sozialethisch wünschenswerter Handlungen oder ihres Gegenteils mit Gefühlen der Lust oder Unlust zu schaffen, sei frühzeitig der ganze Mechanismus des sittlichen Lebens vor seinen Augen bloßgelegt und in ihm der Hang großgezogen worden, diese Kenntnis als Mittel zur Prüfung und Beurteilung sittlicher Thatsachen zu benutzen. Es muss ganz besonders auffallen aus dem Munde eines „gemachten“ oder „fabrizierten“ Mannes (S. 128), als welcher John Stuart Mill allgemein galt, immer wieder von dem „zersetzenden“ Einfluss der Analyse zu hören. Sie schaffe Einsichten, besonders in kausale Zusammenhänge (Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck), bilde aber „einen stetig nagenden Wurm an den Wurzeln der Leidenschaften und selbst der Tugenden (S. 114)“, untergrabe alle Begierden und Freuden, die aus der Assoziation hervorgingen. „So sass ich denn, wie ich zu mir selbst sagte, auf dem Strande mit einem wohl ausgerüsteten Schiff und Steuer, aber ohne Segel, ohne ein wirkliches Verlangen nach den Zielen, die ich so sorgfältig vorbereitet worden war zu erreichen (S. 115).“ Das Eintreten für die Zwecke des Gemeinwohls, das ihn bislang begeistert hatte und in dem sein Vater und dessen Gesinnungsgenossen die erhabenste und sicherste Quelle des Glücks sahen, verlor den Reiz. Lebensüberdruss war die natürliche Folge eines solchen Zustandes. Zunächst brachte die Lektüre von Marmontels Memoiren einige Erleichterung. Als Mill auf die Stelle stieß, wo der Verfasser von der trostlosen Lage der Familie beim Tode des Vaters spricht und die Begeisterung beschreibt, die ihn bei dem Gedanken ergriff nunmehr für die Familie den Verlorenen ersetzen zu müssen, da wurde er zu Thränen gerührt. Der Druck der Vorstellung, als sei in ihm alles Gefühl erstorben, ließ nach. „Nein, ich lebte nicht länger ohne Hoffnung, war kein Stock oder Stein sondern trug noch etwas von dem Stoffe in mir, aus dem alles Wertvolle im Charakter, alle Empfänglichkeit

für Glück hervorgeht." Sehr deutlich zeigt gerade diese Stelle des Selbstberichts, woher das Übel kam: daher, dass Erziehung und Lehre die subjektive Seite des Lebens vernachlässigt, dass sie das Individuelle im Einzelwesen, seine ganze besonders im Gefühlsleben sich äufsernde Subjektivität über dem Objektiven und Sozialen übersehen hatte. Als ob das Geheimste und Geheimnisvollste unseres Daseins, weil es sich nicht wisssenschaftlich objektivieren, nicht auf Zahl und Mafs bringen lässt, in der Gesellschaft kein Recht zu existieren hätte. Nun suchte der junge Philosoph die Poesie um ihrer selbst willen auf, und er fand an ihr einen Trost und eine Stütze; dieselbe Poesie, welche in Benthams Augen eine Art verzerrte und entstellte Wirklichkeit war. Er las Byron, dessen Weltschmerzpoesie ihn jedoch wenig aufzurichten vermochte, versenkte sich in Wordsworth, dessen Andacht für das Kleine, das Einfache und Einfältige den auf das Höchste und Allgemeinste gespannten Geist des jungen Mannes auf den natürlichen Kreis menschlichen Interesses wohlthätig zurücklenkte; auch behagte ihm an Wordsworth der Natursinn, die Landschaftsmalerei. Später schloss sich das Studium Goethes und anderer Dichter an; das mit solcher Leidenschaft erwachte Bedürfnis nach der Kultur der Gefühle durch Werke der Einbildungskraft (Selbstb. S. 126) forderte immer reichlichere Nahrung, und gleichzeitig versuchte er den bisherigen Gesinnungsgenossen begreiflich zu machen, dass die „imaginative" Erregung, welche eine lebhaft empfundene Vorstellung in uns hervorruft, so wirklich sei und an sich so wenig Irrtum oder Blendwerk zu enthalten brauche wie nur je die „objektivsten" Eigenschaften der Dingwelt (ausgeführt in „On poetry", 1833; WR.). Und in dem Mafse als er sich seinen bisherigen Gesinnungsgenossen innerlich entfremdete, näherte er sich früheren Gegnern, den Torydemokraten Maurice und Sterling, und lernte durch sie, später durch ihren Meister Coleridge und durch Carlyle, die wertvollen Seiten konservativer Welt-

anschauung kennen, die John Mill auch insofern sympathisch werden musste, als sie bei diesen Männern nichts mit der im politischen Alltagsleben sich konservativ gebärdenden Beflissenheit zu thun hat, alte Vorurteile und Vorrechte zu erhalten. Die Vereinigung dieser Einflüsse führte zur Beschäftigung mit der kontinentalen Denkweise, Mill liest nun Goethe und lernt die originalen Schriftsteller über Philosophie der Geschichte kennen, die ihm zuerst in ihrer St. Simonistischen Ausgabe vertraut wurde; auf sie war er durch Coleridges und Carlyles lange Zeit als „Floskelnkram" verpönte Zeitschriftenaufsätze gelenkt worden. Dieser Einflüsse gedenkt der Selbstbericht (z. B. S. 134), aber er übergeht dort bezeichnenderweise A. Comte, dessen „Kleine Abhandlung über positive Politik" — gemeint ist der später ins System der positiven Politik aufgenommene Plan des Travaux Scientifiques Nécessaires pour Réorganiser la Société, 1822 — er bereits 1828 gelesen hatte, also in demselben Jahre, in dem durch Wordsworths Poesie der Kampf um einen neuen Lebensinhalt eine gemütliche Stütze erhält. In dem Brief vom 8./11. 41, mit dem Mill die Korrespondenz mit Comte eröffnet, sagt er von dieser kleinen Abhandlung, sie habe, zusammen mit anderen Einflüssen, aber stärker als diese, seinen Ideen einen Stoss gegeben, der seinen endgültigen Austritt aus der benthamitischen Sekte der revolutionären (d. h., nach Comtescher Terminologie, der metaphysisch-kritischen) Schule des 18. Jahrhunderts herbeigeführt hätte. Davon später (S. 46 ff.).

So „endgültig" freilich war dieser Bruch mit dem Benthamismus doch nicht, es handelte sich lediglich um eine Prinzipienerweiterung. „Obschon ich", heifst es im Selbstbericht, „im Verlauf meines Fortschritts eine Weile dieses grofse Jahrhundert (nämlich das 18.) unterschätzte, schloss ich mich doch nie der Reaktion gegen dasselbe an, sondern hielt mich auf der einen Seite so fest an die Wahrheit wie auf der anderen". Im Selbstbericht bezeichnet

er als die „andere Hälfte“ der Wahrheit, die die Denker des 19. Jahrhunderts der vom 18. erkannten hinzugefügt hätten: dass der menschliche Geist in seinem Fortschritt einer gewissen Ordnung folgt, in welcher die einen Dinge anderen vorausgehen müssen, eine Ordnung, welche Regierungen und öffentliche Instruktoren einigermaſsen, aber nicht in unbegrenzter Ausdehnung zu modifizieren vermögen; dass alle Fragen über politische Einrichtungen relativ, nicht absolut sind, und verschiedene Stufen des menschlichen Fortschritts verschiedene Einrichtungen nicht nur haben wollen sondern haben müssen; dass die Regierung stets in den Händen derer ist oder in die Hände derjenigen übergeht, welche in der Gesellschaft die gröſste Macht bilden, und dass der Umfang dieser Macht nicht von den öffentlichen Einrichtungen abhängt, sondern umgekehrt diese von jener bestimmt werden; dass jede allgemeine Theorie oder Philosophie der Politik, aber auch jede Philosophie der Geschichte eine Theorie des menschlichen Fortschritts voraussetzt (S. 134/135). Die Aufnahme solcher neuen Bestandteile in die alten Überzeugungen geht vor sich bis zum Höhepunkt seiner „positivistischen Befangenheit“ (s. S. 48), also bis zum Jahre 1844; schriftstellerisch dadurch kenntlich, dass Mill den Plan der Ethologie fallen lässt und die Prinzipien der politischen Ökonomie in Angriff nimmt. Ich stelle nun die Punkte zusammen, in denen John Stuart Mill vom Benthamismus merklich abrückt.

Er macht zunächst die Entdeckung, dass es subjektive Quellen des Glückes giebt und zu ihnen die harmonische Ausbildung der menschlichen Gemütskräfte gehört; eine Entdeckung von bleibender Bedeutung, die er 1859 in der Abhandlung über die Freiheit in dem Sinne verwertet, dass ein Gebiet berechtigter Subjektivität abgegrenzt werden muss, in das der Staat keine Befugnis habe einzudringen. Sein Freund Sterling, der Mystiker, umschrieb diese Wandlung mit den Worten, Mill sei in dem Glauben auferzogen worden, Politik und soziale Einrichtungen seien

alles, aber er habe sich allmählich von dieser Äußerlichkeit befreit und sehe jetzt deutlich ein, dass individuelle Reform die Grundlage des sozialen Fortschritts sei. Er macht eine zweite Entdeckung, die ihm selber erst später, in den nachgelassenen Untersuchungen über die Religion, aber auch dann nicht völlig klar, zu Bewusstsein gekommen ist: dass wir ein Gefühlsverhältnis zur Wirklichkeit haben, das so gut wie wissenschaftliche Erkenntnisse unsere letzten Gedanken zu bestimmen sucht. Ferner ändert sich seine Philosophie der Politik, er beginnt sein bisheriges Ideal der reinen Demokratie zu beschränken und umzubilden, er befreundet sich, durch Vermittelung des St. Simonismus und seiner Führer, deren einige (Bazard, Enfantin, Gustave d'Eichthal) er persönlich kennen lernte, mit dem Sozialismus und giebt wesentliche Stücke des wirtschaftlichen Liberalismus preis; im engeren philosophischen Gebiet klären sich, unter dem Druck seiner Gemütsverstimmung, seine Vorstellungen über das Verhältnis zwischen Freiheit und Notwendigkeit im Sinne der Bestimmungen in der Logik (Buch 6, Kapitel 2), gleichzeitig diejenigen über den Begriff des Glücks (Selbstb. S. 110, 117; eine Ergänzung zu Utilitar.) Wissenschaftlich trat diese Überwindung des Benthamismus zuerst in seiner Philosophie der Politik hervor.

Macaulays Angriff auf seines Vaters Versuch über die Regierung (Edinburgh Rev. 29) brach hier den Bann: John Stuart Mill gewann die Überzeugung, dass seines Vaters Voraussetzungen zu enge seien. Die Identität des Interesses zwischen dem regierenden Körper und der Gesellschaft schien ihm praktisch nicht mehr die einzige Bedingung, von der eine gute Regierung abhängt; auch sei sie allein durch irgend einen Wahlmodus nicht sicher zu stellen. Diese Bedenken erweiterten sich im Zusammenhang mit Mills anderen Studien zu einer Frage der Methodologie, also der angewandten Logik. Macaulay wollte aus der Politik eine Erfahrungswissenschaft machen, aber ohne klare Einsicht in das Wesen der Induktion. James

Mill liefs zwar die Politik eine deduktive Wissenschaft sein, aber fälschlicherweise nach dem Muster der reinen Geometrie oder der mathematischen Physik, nicht, was richtig gewesen wäre, nach dem der deduktiven Zweige der Naturwissenschaften. Er erkannte, dass die Wissenschaften sich unterscheiden, je nachdem bei zusammengesetzten Erscheinungen die Wirkungen, deren Ursachen zu finden sind, gleich der Summe der Wirkungen ihrer Sonderursachen sind oder nicht; und durch diese Unterscheidung zwischen mechanischen und chemischen oder heteropathischen (s. S. 128 ff.) Phänomenen machte er sich die Art und die Möglichkeit der Politik als Wissenschaft verständlich. Damit war vorweggenommen, was später in der Logik der Geisteswissenschaften näher ausgeführt wurde (Logik, Buch 6, Kap. 6 ff.; die betreffende Stelle im Selbstbericht ist nicht ganz klar). Diese methodologischen Einsichten mussten Mill aber notwendig dem Grundproblem der Wissenschaftslehre: der Induktion zutreiben, und mit ihm scheint sich Mill unentwegt in dem Jahrzehnt zwischen 1830/40 beschäftigt zu haben. Bereits 1831 hatte er seine Gedanken über andere Hauptstücke seiner Lehre, die logischen Axiome und die Theorie des Syllogismus, zu Papier gebracht.

Von dem Einfluss der St. Simonisten war schon kurz die Rede. Er machte in den Jahren 29 und 30 ihre Bekanntschaft und erhielt durch ihre Schriften eine bedeutsamere Förderung als durch Carlyles bittere und leidenschaftliche Verwahrungen gegen das ungläubige 19. Jahrhundert. Ihre Zerlegung aller Geschichte in organische und kritische Perioden erschien ihm im Lichte einer neuen Wahrheit, erst später erfuhr er, dass sie Gemeingut der kontinentalen Geschichtsphilosophie sei. Der St. Simonistische Gedanke, den er festhielt, war folgender: Während der organischen Perioden nimmt die Menschheit mit fester Überzeugung irgend ein positives Glaubensbekenntnis auf, welches das Richteramt anspricht über alle ihre Hand-

lungen und, sich den Bedürfnissen der Menschen bald lose bald enger anpassend, mehr oder weniger Wahrheit enthält. Unter solchem Einfluss macht sie all den Fortschritt, der sich mit dem Glaubensbekenntnis verträgt, schließlich aber wächst sie doch über dieses hinaus und gerät in eine Periode der Kritik und der Verneinung, während welcher die Menschheit ihre alten Überzeugungen verliert, ohne neue von allgemeinem oder zwingendem Charakter zu gewinnen, die eine ausgenommen: dass die alten falsch sind. So begründete der römische und griechische Polytheismus, so lange er von gebildeten Römern und Griechen geglaubt wurde, eine organische Periode, die Herrschaft der griechischen Philosophie leitete die kritische Zeit ein. In ähnlicher Weise war das Mittelalter eine organische Periode, nämlich so lange das Christentum herrschte; die Reformation leitete seinen Verfall ein und schaffte Raum für Kritik und Verneinung, aber auch für alle neueren Versuche den Inhalt für eine neue positive Lebensanschauung zu finden. Neben dieser Geschichtsphilosophie übernahm Mill von den St. Simonisten die Kritik der alten Smith-Ricardoschen Volkswirtschaftslehre, er nahm also hinfort Privateigentum und Erbschaft nicht mehr als unveränderliche Thatsachen und sah in der Freiheit der Produktion und des Handels nicht mehr das letzte Wort des sozialen Fortschritts. Der St. Simonistische Plan der Zukunftsgesellschaft, wonach alle Arbeit und das ganze Gesellschaftskapitel im Interesse der Gesamtheit verwertet und verwaltet werden, die Individuen aber je nach ihren Fähigkeiten den einzelnen Berufsklassen zugewiesen, je nach ihrer Leistung belohnt werden sollten, erschien ihm zwar als ein wirksames Mittel die Gesellschaft daran zu gewöhnen, über ihren gegenwärtigen Zustand hinauszudenken und über ihn hinauszuwollen; an die Wirksamkeit einer „sozialen Maschinerie“ zur Herstellung eines so geordneten Zukunftsstaates will Mill nie geglaubt haben. (Selbstb. S. 136.) Mills sozialpolitisches Denken haben die

St. Simonisten trotzdem dauernd befruchtet; denn ihre Ansichten bilden ausschliefslich das Thema der berühmten Aufsätze über Bentham und Coleridge. Auch fühlte er sich durch ihre kühne und vorurteilslose Behandlung der Frauenfrage angeregt.

Ich habe schon erwähnt, dass die Arbeit an der Logik während dieses ganzen Jahrzehnts unseren Philosophen stark in Anspruch nimmt; 1838 wird die Lehre von der Induktion (Buch 3), 1840 die Logik der Geisteswissenschaften (Buch 6) vollendet. Aber von den in diesen Jahren veröffentlichten Arbeiten sind neben solchen publizistischer und feuilletonistischer Natur (innere und äufsere Politik, Gedanken über Poesie, über Aphorismen, Armand Carrel, Alfred de Vigny, Kritik von Carlyles Geschichte der Französischen Revolution) weitaus die wichtigsten die Aufsätze über Zivilisation (1836), über Bentham (1838), über Coleridge (1840), über de Tocquevilles „Demokratie in Amerika“. Diese Schriften sind nicht nur für Mills persönliche Entwicklung, sondern auch sozialpolitisch von grofser Bedeutung: neue Gedanken und Gesichtspunkte enthalten weder die Abhandlung über die Freiheit (1859), noch die Betrachtungen über die Repräsentativverfassung (1861), noch endlich das System der politischen Ökonomie (1848) und das nachgelassene Fragment über den Sozialismus (1879).

Die Krankheit im engeren Sinne des Wortes im Herbst 1828, wo Mill Wordsworth zu lesen anfängt, scheint bald ihren Höhepunkt überschritten zu haben. Mit der Freude an der Poesie und der Musik — nur peinigte ihn hier noch bezeichnenderweise der Gedanke an die Möglichkeit, dass die Kombinationen der Töne der Oktave sich erschöpfen könnten — stellte sich die Teilnahme an Büchern und Menschen, in geringerem Mafse an den öffentlichen Angelegenheiten wieder ein. Nach 1829 trat er, noch ganz mit sich beschäftigt und auf eine selbständige seinen persönlichen Bedürfnissen entsprechende Lebensauffassung

und Lebensordnung bedacht, von der Debattiergesellschaft zurück; vor der Öffentlichkeit jedoch blieb er, aus taktischen Gründen, dem politischen und philosophischen Radikalismus getreu. Doch während dieser Klärungsprozess vor sich ging, traten wiederholt Rückfälle auf, so in den Jahren 1836, wo er eine dreimonatliche Erholungsreise durch Frankreich, die Schweiz und Italien unternahm, und 1839, wo er einen sechsmonatlichen Urlaub in Italien zubrachte. Der Anfall vom Jahre 1836 hinterliefs ein fast unaufhörliches Nervenzucken über einem Auge. Auch später traten öfters körperliche und moralische Verstimmungen ein, so 1842; in diesem Jahre freilich auch durch Kursverluste des eigenen und des von ihm für seine Familie verwalteten väterlichen Vermögens (Brief an Comte vom 15. November; Bain 2, 77) veranlasst. Obwohl keineswegs ohne Sinn für Humor, und gelegentlich ein herzlicher Lacher, erhielt doch sein tiefer Ernst frühzeitig einen Stich ins Melancholische. Nach einem Worte Mills ist es dem Menschen nicht vergönnt Glück (Lust) zu geniefsen, sondern nur gegeben Schmerz abzuwehren; es ist, als ob die physiologischen Quellen des Lebensgenusses in Mill untergraben worden wären: daher die negativ gefärbte Definition von Glück im Utilitarismus: happiness no life of rapture . . . Für diese Lebensauffassung ist eine von Fräulein Karoline Fox in ihrem Tagebuch aufbewahrte Bemerkung Mills bezeichnend: „Niemand sollte versuchen zum Nutzen seiner Zeit etwas zu unternehmen, ohne den festen Entschluss sein Kreuz auf sich zu nehmen und es zu tragen. All seine Pläne müssen in Enttäuschung enden, wenn er nicht mit einem Überschlag ihrer Kosten beginnt; er unterliegt dann entweder wie Chatterton, oder er giebt der Gegenströmung nach wie Erasmus, oder er lebt ein enttäuschtes und qualvolles Leben wie Luther (Court. 73).“ Die Anspielung auf seinen damaligen Zustand war in diesen im Frühjahr 1840 gesprochenen Worten unverkennbar.

4. Comtes Einfluss auf Mill 1841 bis 44.

1. Unter den Personalakten, die über die Beziehungen zwischen Comte und Mill Aufschluss geben, nimmt jetzt der von Lévy-Bruhl 1899 bei F. Alcan, Paris, herausgegebene Briefwechsel die erste Stelle ein.

Von den 89 Briefen dieser Sammlung kommen 44 auf J. St. Mill, 45 auf Comte. Den Wert einer Neuheit beanspruchen nur die Briefe Mills, die Comtes liegen seit 1877 gedruckt vor (Laroux). Die Bedeutung dieses Briefwechsels für die Kenntnis der beiden korrespondierenden Persönlichkeiten lässt sich kaum überschätzen; was Mill betrifft, so giebt es schwerlich ein zweites „document humain", das einen solchen Einblick in den Kern seiner Natur gewährt, jedenfalls kein zweites, das über seine philosophischen Ziele im wichtigsten Abschnitt seiner wissenschaftlichen Entwicklung mehr Licht verbreitete. Als er sich Comte zum ersten Male nähert (8./11. 1841), ist weder seine Logik noch seine politische Ökonomie geschrieben, aber seine Gedanken sind im Fluss, seine philosophische Schöpferkraft drängt zu Unternehmungen im grofsen Stil. Er trägt sich mit dem Plane einer „Ethologie", als einer für die Grundlegung der Soziologie unerlässlichen Wissenschaft von den äufseren (sozialen) Bedingungen, die den menschlichen Charakter bestimmen, d. h. von den moralischen, wirtschaftlichen und politischen Ursachen seiner Veränderlichkeit; er glaubt den Benthamismus so weit überwunden, die „Kritik der Kritik", wie Carlyle tadelnd sagte, so weit getrieben zu haben, um an den Aufbau einer organischen Sozialphilosophie denken zu dürfen. Die deutschen, durch Coleridge vermittelten Einflüsse haben in dieser Richtung vorgearbeitet und Mill von der Notwendigkeit einer Geschichtsphilosophie, der „Dynamik" der Gesellschaftlehre nach Comtes Terminologie, überzeugt; auch hat seine Berührung mit den Saint-Simonisten (worüber jetzt sein Briefwechsel mit G. d'Eichthal, Alcan, Paris 1898, aufklärt) als Vorbereitung für die „Politique

positive“ gedient, die Mill zuerst in der Skizze vom Jahre 1822 (Plan des Travaux Scientifiques pour réorganiser la Société) kennen gelernt hat. Über diesen Entwurf äufsert er sich in einem Briefe an d'Eichthal (1829) sehr günstig, und als er 1837 die beiden ersten Bände von Comtes „Cours“ kennen lernt, scheint er selbst das Bewusstsein zu haben eine Epoche in seinem Denken zu erleben. Seine eigenen späteren Mitteilungen im Selbstbericht und im „Positivismus“ verschleiern diesen Thatbestand einigermafsen; der Eindruck, den der französische Denker auf ihn gemacht haben soll, erscheint beträchtlich abgeschwächt; die Briefe spiegeln ihn in ihrer frischen Ursprünglichkeit: daher ihr Wert. Von den kritischen Bedenken gegen Comtes praktische Reorganisationsvorschläge, die, nach dem Brief an von Eichthal zu schliefsen, nach der Lektüre des Comteschen Entwurfes vom Jahre 1822 sehr rege gewesen sein müssen, macht sich nun nichts mehr geltend: Mill spricht selbst vielmehr wie zu seinem älteren Bruder in der Philosophie, um nicht mehr zu sagen; d. h. wie ein Schüler zu seinem Meister. Freilich bestehen die Meinungsverschiedenheiten über Einzelheiten fort, die meist Comtes „Statik“ betreffen, aber Mill täuscht sich über ihre Tragweite und sieht über die schon 1829 vermerkten Einseitigkeiten des engen Systematikers hinweg. So trägt er sich mit jener aus Mills Briefen an Carlyle bekannten, fast demütigen Bescheidenheit als Mitarbeiter an Comtes grofsem „positivem“ Reorganisationswerk an, ganz überzeugt von der Leistungsfähigkeit der „positiven Methode“, wenn auch, wohlgemerkt, von vornherein auf die Zähigkeit der in negativer Metaphysik oder theologischer Denkweise aufgewachsenen Menschen hinweisend. Dieses Verhältnis bleibt bis nach Veröffentlichung der Logik (Anfang 1843) bestehen. Die Überreichung dieses bedeutenden Werkes gleicht beinahe einer Entschuldigung, dass er es geschrieben habe. Es sei, sagt er, zu zwei Dritteln fertig gewesen, als er Comtes Philosophie kennen gelernt hätte,

und auch das letzte Drittel (die Logik der Geisteswissenschaft) sei in allem Wesentlichen bereits entworfen gewesen. Er wolle zunächst jeden Plan zu größeren philosophischen Werken aufgeben, da sich wahrscheinlich philosophische Erörterungen von eingreifender Bedeutung für seine zukünftigen Arbeiten zwischen ihnen entspinnen würden. Die nächste Zeit gehöre der Fortsetzung seiner philosophischen Erziehung. „Ich hoffe übrigens aus Ihren freundschaftlichen Ratschlägen für die Richtung meiner geistigen Bethätigung Nutzen zu ziehen, besonders wenn Sie [durch die Lektüre meines Buches] eher im Stande sein werden die Art meiner besonderen Anlagen zu beurteilen". Der Brief, in dem das zu lesen steht (13./3. 1843), bedeutet den Höhepunkt von Mills positivistischer Befangenheit, die bis zu Ende 1844 dauert. Allmählich treten die „sekundären" Fragen (insbesondere die Frauenfrage) in den Vordergrund der Diskussion, der Zauber weicht, die Briefe werden zwar noch bis zum 17./5. 1847 gewechselt, aber die Freude am Gedankenaustausch ist erloschen. Die letzten Stücke des Briefwechsels haben daher lediglich persönliches Interesse. Der völlige Bruch wäre, bei dem starren, unbeugsamen, rechthaberischen Charakter Comtes, aus sachlichen Gründen früher oder später doch eingetreten, aber es ist schmerzlich sagen zu müssen, dass die äußere Veranlassung zu ihm der Anspruch Comtes war, die ihm durch Mills Vermittlung von Grote, Molesworth und Currie gewährte einmalige Unterstützung von 6000 Francs solange fortzuzahlen, als Comte seiner Staatsämter enthoben blieb. Die Antwort Mills ist ein Muster taktvoller Zurechtweisung aufdringlicher und anmaßlicher Schulmeisterei. Überhaupt sind diese Briefe voll von Zügen, die für Mills edlen, opferwilligen, bescheidenen, sachlichen, stets auf das Große und Allgemeine gerichteten Sinn charakteristisch sind.

2. Alexander Bain (Mill 2, 70 ff.) ergänzt diesen Bericht durch bedeutsame Einzelheiten. Er steht seit 1839, also zwei Jahre vor Beginn des Briefwechsels mit Comte,

in persönlichem Verkehr mit unserem Philosophen, ist sehr bald, kraft der Ansprüche seines ungewöhnlichen wissenschaftlichen Talents, wie kein zweiter vertraut mit des älteren Freundes Denk- und Empfindungsweise, und so kann, was er mitteilt, als klassisches Zeugnis gelten. Das groſse Werk Comtes kennt er selber seit 1843, im Verlauf der Lektüre wird jedes Kapitel eingehend erörtert, und danach scheint es, als ob Anerkennung und Aneigung des Wertvollen von vornherein der Ablehnung fehlerhafter Einzelheiten, gewaltsamer Geschichtskonstruktionen und schiefer Schätzungen die Wage gehalten hätten. Aber aus dem einen Umstand, dass Bain um die Korrespondenz zwischen den beiden Männern wusste, sie selbst aber, mit Ausnahme der über die Frauenfrage gewechselten Briefe, zur Zeit ihrer Abfassung nicht zu Gesichte bekam, lässt sich schlieſsen, was Comte als Denker und als Mensch Mill in dieser Zeit (1841 bis 1844) gewesen sein muss. Comtes Sicherheit und Geschlossenheit des Denkens, wohl auch die bis zum Eigensinn getriebene Eigenwilligkeit des Charakters müssen es dem mehr rezeptiven, frauenhaft zartfühlenden und empfänglichen Mill angethan haben. Er war wie geblendet, und die natürliche Offenheit des Franzosen lösten dem verschämten und verschwiegenen Manne die Zunge. Er war ungewöhnlich offen und kritiklos dankbar. Er hatte das Gefühl nur zu empfangen, nicht auch zu geben. Ohne eigene gut begründete Meinungen und mit wissenschaftlicher Besonnenheit gebildete Überzeugungen aufzugeben, drängte er sie zeitweilig, als ob sie belanglos wären, in den Hintergrund und lieſs bedenkliche Äuſserungen Comtes ungerügt hingehen. Dessen Verurteilung des Protestantismus, den der Verehrer Loyolas bekanntlich für die moderne Gedankenanarchie verantwortlich macht und in dessen Verunglimpfung er später mit de Maistre wetteifert, hat Mill zwar tief bedauert, aber selbst die falsche Beurteilung englischer Politik, die auf oberflächlichster Kenntnis beruhende Geringschätzung der politischen Ökonomie, ja

die ganze nicht selten an Anmaßung und Überhebung streifende Härte comtescher Bewertungen vermochten zunächst die Bewunderung vor dem Manne nicht einzuschränken, der seinem sich mehr in philosophische und politische Einzeluntersuchungen verlierenden Denken die festen Stützpunkte, das Zentrum gab.

Nach Bain hat Mill von Comte in die Logik der Geisteswissenschaften übernommen: die Unterscheidung zwischen sozialer Statik und sozialer Dynamik und die Konstruktion des Geschichtverlaufs nach den drei durch das Vorherrschen des theologischen, des metaphysischen und des positiven Geistes charakterisierten Erkenntnisstufen. Bain hält das für einen bedeutenden Gewinn der Beziehung zwischen beiden Denkern. Die Unterscheidung zwischen Statik und Dynamik sei aus der abstrakten Mechanik, die unter der Voraussetzung gegebener Kraftpunkte deren Lageverhältnisse und Lageveränderungen bestimmt, in die Biologie übernommen, wo sie zur Scheidung zwischen Struktur (Anatomie) und Funktion (Physiologie) führe; in der Soziologie trete sie als Gegensatz zwischen den Elementen der Ordnung und des Fortschritts hervor. Mill wiederum hat sie auf die politische Ökonomie übertragen, wo die Produktionsverhältnisse als natürliche Daten das statische Element, die mehr durch persönliche (oder geschichtliche und künstlich soziale) Faktoren bestimmten Verteilungsverhältnisse (Austausch, Besitz) das dynamische vertreten. Doch bleibt diese Unterscheidung im Lehrbuch der Ökonomie an der Oberfläche, die Produktion ist nicht rein natürlich, ihre Technik ist vielmehr von der jeweilig erreichten Wirtschafts- und Erkenntnisstufe wesentlich abhängig, also von nicht-statischen Elementen. Und der Produktionsprozess wieder ist durchaus an die Verteilungs- und Besitzverhältnisse und die zwischen beide sich einschiebende Austausch- und Verkehrstechnik gebunden. Ohne den Begriff der Wirtschaftsstufe ist eine Dynamik in der politischen Ökonomie überhaupt undurchführbar, und diesem Begriff hat

sich Mill nicht sehr genähert. Fruchtbarer wird die Unterscheidung in der „Regierung durch Stellvertretung (R. G.)“. Hätte Mill die Soziologie auch wirklich geschrieben, zu deren Abfassung er durch Comte angeregt wurde, so wären in der Einteilung des Stoffes diese Grundunterscheidungen sichtbar geworden.

3. Ich komme nun zu Mill selbst. Im Jahre 1837 liest er die von Wheatstone in England eingeführten ersten beiden Bände der „Philosophie Positive“; 1840 wird das sechste Buch der Logik, die Logik der Geisteswissenschaften, vollendet, und in der ersten Ausgabe des fertigen Werkes im Jahre 1843 wird Comte als „die gröſste lebende Autorität über wissenschaftliche Methoden“ gepriesen; seine Kenntnis dieser Methoden, sein Urteil über ihre Zusammenhänge als maſsgebend bezeichnet. In späteren Ausgaben sind die affektiven Beiwörter weggelassen oder stark herabgestimmt, aber der wesentliche Grund seiner Wertschätzung, die Anerkennung der auf Entwurf des Planes und der Methoden der Gesellschaftswissenschaften beruhenden Leistung Comtes, bleibt unversehrt: ihm gebühre das dauernde Verdienst die historische Methode philosophisch begründet zu haben, wodurch das Studium sozialer Phänomene erst wissenschaftlich werde (vergl. Logik 6, 10 § 8). Doch fällt, nachdem der erste berauschende Eindruck der philosophischen Persönlichkeit Comtes verflogen ist, jeder Grund fort die bestehenden Meinungsverschiedenheiten zu bemänteln. In der Logik selbst wird nun Verwahrung gegen Comtes zweite Periode eingelegt, werden die Reorganisationsvorschläge der positiven Politik, mit ihrer Hegemonie der Philosophen und Gelehrten in dem Zukunftsstaat, energisch abgelehnt. Die hierarchische Gliederung, das Joch des positivistischen Glaubens und die dadurch dem Gewissen wie der in seiner freien Entwicklung gestörten Persönlichkeit auferlegten Fesseln waren dem stark individuell fühlenden Mill in tiefster Seele zuwider. In demselben Buch wird gegen Comtes Dogma von der Unabänderlichkeit der

geistigen und Charakter-Verschiedenheiten unter den Menschen, gegen ihre Auffassung als letzte Thatsache nachdrücklich Einspruch erhoben und als Abirrung vom Geiste echter Wissenschaftlichkeit bezeichnet. Mill glaubt sie fast gänzlich auf Erziehung und Milieueinflüsse zurückführen zu können, darin ein unverbesserlicher Sohn des achtzehnten Jahrhunderts. Diese scharfe Zurechtweisung hat natürlich ihre geheime Spitze gegen Comtes Standpunkt in der Frauenfrage, die aber in der Logik nicht berührt wird. Für den Franzosen ist die Frau zur Priesterin des Hauses berufen, die Emanzipationsbestrebungen der Frauen, die in Mill ihren ersten grossen Vorkämpfer fanden, führt er im Briefwechsel offen und unverhohlen auf dessen mangelhafte biologische Kenntnisse zurück. Über Comtes damit zusammenhängende Verurteilung Condorcets und seiner Lehre von der unbegrenzten Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts hatte Mill wie über so vieles andere geduldig hinweggelesen, während Comte, geschmeichelt durch das ihm in Mills Logik gezollte Lob und gerührt durch Mills Eintreten für ihn gegenüber des Astronomen Hershels Verkleinerung seiner wissenschaftlichen Bedeutung, zu dem dem sechsten Buch der Logik vorangedruckten Zitat aus Condorcets Skizze über die Fortschritte des menschlichen Geistes geschwiegen hat. Übrigens hat Mill mitten in der Abrechnung mit dem achtzehnten Jahrhundert (im Bentham-Aufsatz, 1838; WW X 179) vor Männern wie Helvetius die Hochachtung nie verloren; er rühmt dessen scharfsinnigen Kommentar zum Thema der Klassenherrschaft und der Klassenmoral in der Geschichte.

4. So standen die Dinge zwischen den beiden Denkern, als Mills Aufsätze über „August Comte und der Positivismus“ (Westm. Review 1864, ein Jahr darauf in Buchform) erschienen. In ihnen wird zwischen der „gesunden“ Auffassung des „Cours de Philosophie Positive“ und den Verirrungen der „Politique Positive“ unterschieden, in denen der „subjektive“ Comte, der Religionsstifter und Schöpfer eines

neuen Heiligenkalenders, aus Hass gegen die Demokratie mit fanastischem Ungestüm den Halsbandmethoden und Zwangsinstitutionen des Mittelalters das Wort redet, ohne die tieferen wirtschaftlichen Bewegungen zu begreifen, die den politischen Emanzipationsbestrebungen ihre unwiderstehliche Macht gegeben haben. Im Briefwechsel sprach Mill fast mit demselben verächtlichen Beigeschmack, den das Wort in Comtes Munde hatte, von der „negativen“ Schule in Politik und Philosophie; aber 1864 macht er sich ein Vergnügen daraus zu beweisen, dass die Negationen der metaphysischen Schule nur der ideologische Ausdruck für das gegenwärtige Übergangsstadium zur organisierten Demokratie (denn ohne das Wort zu brauchen, war sie Mills politisches Ideal) sei, und Comtes politischen Standpunkt einschliefslich seiner schroffen Ablehnung der Frauenemanzipation als soziologischen Atavismus zu geifseln. Wichtiger ist das was Mill über die gesunden Teile der Comteschen Lehre sagt. Worin besteht ihre Gesundheit? Zunächst im Bekenntnis zum „Positivismus“, in der Forderung Wissenschaft und Forschung auf die Feststellung von Gesetzmäfsigkeiten innerhalb der Erscheinungswelt zu beschränken. Bis auf den Namen findet Mill an dieser Auffassung nichts originell; sie sei von Galilei, Newton, Kepler durch die Art ihrer Naturerklärung geschaffen, von Denkern wie Bacon, Hume, Bentham, James Mill und verwandten Geistern philosophisch begründet worden. Neu dagegen sei der mit grofsem Scharfsinn und ungeheuerer Belesenheit durchgeführte Versuch das Aufkommen des positiven Geistes und die Abfolge der drei Erkenntnisstufen, nach Mills erweiterter Terminologie: der theologischen oder animistischen (Fetischismus, Polytheismus, Monotheismus), der ontologisch-metaphysischen (Ideen über den Seinsgrund: die dogmatische, skeptische, kritische Epoche) und der phänomenologischen (nach Comte: positivistischen) Stufe, in der Geschichte zu erweisen. Der Glaube an die Unwandelbarkeit der Gesetze bezeichne den

Eintritt des positiven Zeitalters. Wenn nun aber jede Wissenschaft durch alle drei Phasen gehen müsse, so folge daraus nicht, wie Mill Einwürfen gegenüber hervorhebt, dass sämtliche Wissenschaften gleichzeitig aus einem Stadium ins andere träten, noch auch, dass nicht ein bald der einen bald der anderen Entwicklungsstufe entsprechender Betrieb der Wissenschaften zugleich habe existieren können und existieren könne. Solche Ansicht würde durch Geschichte und Gegenwart widerlegt werden, sie findet sich aber weder bei Comte noch bei Mill. Beide Denker wissen sehr wohl, dass die Gesellschaft sozialpolitisch und produktionstechnisch wie in Hinsicht auf ihre Denk- und Glaubensformen, also ideologisch, niemals durchgehends homogene Formen hat; sie glauben also nicht, dass etwa die Geldwirtschaft gleichzeitig und überall die Naturalwirtschaft abgelöst habe, dass die Manufaktur mit einem Schlage den Hausbetrieb, der Fabrikbetrieb die Manufaktur, der Groſshandel den Kleinhandel u. s. f. verdrängt habe. Sie wissen, dass die Gesellschaft vielmehr auf jedem materiellen und ideologischen Gebiete voll Rückstände, voll atavistischer Formen ist, selbst in der reinen Wissenschaft. Aber wohl behaupten sie, dass auf dem Erkenntnisgebiete (das Comte überhaupt, Mill an diesem Punkte ausschlieſslich berücksichtigt) der Geist die Tendenz habe die drei Entwicklungsstufen zu durchlaufen. Aus der Einsicht in dieses Entwicklungsgesetz macht Comte ein Gesetz, ja einen Imperativ.

Es ist selbstverständlich, dass Comte nicht übersehen konnte, die menschliche Gesellschaft und Kultur sei in Sein und Wachstum an materielle Bedingungen geknüpft, aber er legt bei seiner Erklärung geschichtlicher Vorgänge weit mehr als Mill den Nachdruck auf die ideologische Seite, weil er die biologische Umschicht (milieu biologique: Rasse, Klima, Boden) als Konstante und die wirtschaftliche Thätigkeit des Menschen nur als geistigen Prozess ansieht. Barth (Philos. d. Gesch. I 350) hebt hervor, dass Produktionstechnik und Technologie, von Ver-

kehrs- und Staatsformen zu schweigen, Gedankensysteme voraussetzen. Wenn Sigwart (II² § 99, 607) als eigentlichen Kern der Geschichte die inneren geistigen Vorgänge im Menschen bezeichnet und von dem was in die äufsere Natur hinaustritt nur dasjenige der Geschichte zurechnet, was aus menschlichem Geistesleben entsprungen ist und wieder auf dasselbe zurückwirkt, so giebt er mit diesen Worten der Comteschen Auffassung den treffendsten Ausdruck. Bei der Erörterung des Fortschrittsbegriffs neigt sich auch Mill ihr zu. Seine Bestimmung des Begriffs einer geschichtlichen Thatsache steht damit im Einklang; somit liegen auch für ihn die ökonomischen Vorgänge diesseits des Bewusstseins. Dagegen bleibt sonst unentschieden, welche Bedeutung er den ökonomischen Interessen innerhalb der geschichtlichen Gesamtbewegung beimisst, d. h. seine Stellung zur ökonomischen Geschichtsauffassung. An dieser Stelle (Pos. 70 ff) aber anerkennt er in bedenkenlosem Anschluss an Comte, dass die geistige Ausbildung der stärkste Hebel in der Entwicklung der Menschen ist. Der Menschen, wohlgemerkt; nicht: des Menschen. Die Leidenschaften sind im einzelnen Menschen eine mächtigere Gewalt als eine blofse Einsicht oder Überzeugung, aber die Leidenschaften haben die Eigenschaft die Menschen zu trennen, nicht sie zu einen; nur durch einen gemeinsamen Glauben werden sie dahin gebracht vereint zu wirken, werden sie eine Gesamtkraft, anstatt dass sie in Einzelkräfte zersplittert sich gegenseitig lähmen. Unsere Intelligenz wird zuerst durch den Sporn unserer animalischen Bedürfnisse und unserer stärkeren und gröberen Begierden gerichtet; mit Schopenhauer zu reden: die Intelligenz ist sekundär zum animalischen Willen (d. h. zum Triebleben) und bleibt lange sein Diener. Lange Zeit hindurch bestimmt dieser fast ausschliefslich die Richtung, in welcher unsere Intelligenz arbeitet; ist diese aber einmal zu höherer Regsamkeit geweckt, so übernimmt sie immer mehr und mehr die Führung bei Verrichtungen, zu denen stärkere Impulse

den Anstofs geben, und zwingt sie ihrer Leitung zu folgen; nicht sowohl durch ihre eigene Kraft, als weil in dem Spiel antagonistischer Kräfte der Weg, den sie weist, die Bahn des geringsten Widerstandes ist. Persönliche Interessen und Gefühle können im Gesellschaftszustand das Maximum ihrer Befriedigung nur auf dem Wege des Zusammenwirkens erweisen, und die notwendige Bedingung für das Zusammenwirken ist ein gemeinsamer Glaube. Alle menschliche Vergesellschaftung ist mithin auf ein System fundamentaler Meinungen gegründet, welches nur die spekulative Fähigkeit liefern kann, und das, sobald es vorhanden ist, unseren übrigen Impulsen den Weg bezeichnet, auf dem sie ihre Befriedigung zu suchen haben. Daher war die Geschichte der Meinungen und der spekulativen Fähigkeit allezeit das leitende Element in der Geschichte des Menschengeschlechts (S. 71/72). Dieses Schema einer Geschichtskonstruktion berührt sich in wesentlichen Punkten mit den Ansichten, welche sich in der Übergangszeit zwischen 1830 und 40 unter dem Einfluss kontinentaler Denker in Mill entwickelt hatten. Er gab sie nicht wieder auf.

Grofse Bedeutung misst Mill ferner der Comteschen Hauptunterscheidung der Wissenschaften in abstrakte und konkrete bei, eine Einteilung, die mit der neuerdings (so von Windelband in dem Vortrag „Geschichte und Naturwissenschaft", 1894; weiter ausgebaut von H. Rickert in „Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung", 1896) aufgetauchten Unterscheidung von nomothetischer (gesetzgebender) und ideographischer (beschreibender) Wissenschaft zusammenzufallen scheint. Die abstrakten Wissenschaften behandeln die Gesetze, welche die elementaren Naturthatsachen beherrschen, sie behandeln, wie Comte sagt, [unabänderlich und in gleicher Form sich wiederholende] Vorgänge, die konkreten Wissenschaften dagegen Wesen oder Objekte. Die Vorgänge werden als typische aufgefasst: sie sind zeitlos; die Objekte, z. B. in der

Mineralogie, werden, mit all dem Zufälligen was ihnen anhaftet, als Einzelwesen genau beschrieben, obgleich natürlich jedes komplizierte Einzelwesen in seinen Teilen von mechanischen, physikalischen, chemischen Gesetzen beherrscht wird. Auf dieser Unterscheidung baut sich Comtes Hierarchie der Wissenschaften auf, denn bei Comte bilden die Wissenschaften eine Reihenfolge, die mit den abstrakten anfängt und mit den immer kompliziertere Objekte umschließenden konkreten endigt. Die Reihenfolge der Wissenschaften ist folgende: die Mathematik (Arithmetik, Geometrie, Mechanik); die Astronomie; die Physik; die Chemie; die Biologie; die Soziologie oder Gesellschaftswissenschaft, deren Phänomene von den Hauptwahrheiten aller anderen abhängen und ohne dieselben nicht verstanden werden. Die ideographischen Wissenschaften, vor allem die Geschichte und Soziologie, treten hier also keineswegs in einen prinzipiellen Gegensatz zu den nomothetischen; dass sie ideographisch oder vorderhand noch konkret sind, ist ein aus der Kompliziertheit ihrer Objekte sich erklärender Mangel. Nicht ihre Verschiedenheiten kommen in Betracht — auf die, nach Mill, gerade im Gegensatz zu Comte Buckle sein Augenmerk richtete — sondern ihre Gemeinsamkeiten, ihre Gesetze; das was „Idee“ in ihnen ist, worin die Einzelthatsache an einem Typischen, an einem Gattungsbegriff teilnimmt. Lernen kann man nicht aus einem isolierten Faktum, und lernen wollte man gerade bei der zusammenfassenden Betrachtung von Gesellschaftsthatsachen in Vergangenheit und Geschichte. Vielmehr als für die Naturwissenschaft ist für Geschichte und Gesellschaftswissenschaft „Thatsache“ ein teleologischer Begriff (vgl. Windelband, a. a. O. S. 20, und energisch gegen ihn der Historiker Lamprecht: „Die kulturgeschichtliche Methode“, Berlin 1900, S. 24). Rein ideographisch sind aber die Geschichtswissenschaften nie gewesen, gerade sie besaßen zu allen Zeiten eine überreiche Menge empirischer Verallgemeinerungen, die dem täglichen Bedarf jedes politischen Menschen dienten.

Folglich geht das Streben nun dahin, die konkreten Wissenschaften zu abstrakten zu erheben, an Stelle der bisherigen empirischen Verallgemeinerungen Gesetze zu bringen (vergl. Mills „Comte“, S. 25). Die Hoffnung für die Soziologie durch methodologische Überlegungen den Fortgang von einer empirischen zu einer nomothetischen Wissenschaft herbeizuführen, war von Jugend an Comtes Traum gewesen, und auch John Stuart Mill hat ihn, von Comte inspiriert, zeitlebens gehegt. Zu diesem Zwecke unternahm Comte die Logik der Einzelwissenschaften zu schreiben, also die geistigen Prozesse darzustellen, durch die sie „positiv“ geworden. Wie Mill meint: mit großartigem Erfolg für die Grundwissenschaften. Aber gerade die Logik der Soziologie darzustellen misslang ihm nach Mill vollständig; ja er habe sie weder unternommen, noch überhaupt das Problem verstanden, um das es sich dabei handele (a. a. O. 39 ff.; dagegen Logik 6, 9 § 1, und sogar Positivismus 60 ff.). Diesen Mangel bringt Mill mit den seither oft bemerkten Lücken in Comtes System in Zusammenhang: es besaß keine philosophische Theorie der Erkenntnis. Die Logik als Wissenschaft von der Wissenschaft blieb ihm ein fremder Gedanke; das Hauptproblem der induktiven Logik, die Frage nach den Beweismitteln für unsere Erfahrungsurteile: nach ihrem Erkenntniswert, hatte Comte ja als Hirngespinnst bezeichnet; ihn interessierte lediglich die Logik der Entdeckungen, des Findens, er beachtete bloß die thatsächlichen Verfahrungsweisen der Forschung. Auch die andere verhängnisvolle Wunde des Positivismus hebt der scheinbar meist unbedingt zustimmende Denkgenosse aufs schärfste hervor: seine Missachtung der Psychologie; seinen Glauben den Geistesthatsachen von unten, von der Physiologie her, beizukommen, kurz: seinen phrenologischen Aberglauben. Es ist merkwürdig, zu welchen Folgewidrigkeiten die Mängel im philosophischen Unterbau seines „Systems“ den französischen Denker verführten: in der allgemeinen Betrachtung leugnete

er den Geist als selbständigen Bestimmungsfaktor, in der besonderen geschichtlichen Bewegung dagegen die wirtschaftlichen Bestimmungsgründe. Nun räumte Mill diesen innerhalb der soziologischen Betrachtung zwar einen weiten Spielraum ein, aber methodologisch ging er stets vom Bewusstsein aus. Für die Aufgabe des sechsten Buches der Logik, die Bearbeitung der methodologischen Voraussetzungen der Soziologie, glaubte daher Mill bei dem französischen Denker keine Hilfe finden zu können, ja er macht diesem umgekehrt (Anm. zu S. 41, a. a. O.) den Vorwurf seinen Beitrag zum Aufbau der positiven Methode nicht benutzt zu haben.

Thatsächlich gehen die beiden Denker in der so wichtigen Frage der Methodik der Gesellschaftswissenschaft weit auseinander. Comte hält die von Mill so genannte umgekehrt-deduktive oder historische Methode auf diesem Gebiet für die allein brauchbare, Mill stellt die physikalische oder konkret-deduktive Methode als gleichberechtigt neben sie. Ich spreche davon ausführlich an anderer Stelle (s. S. 130 ff.). Hier hebe ich nur hervor: Was in dem bereits 1840 ausgeführten sechsten Buche der Logik der Erörterung dieser beiden Methoden voraufgeht und folgt: die Kapitel über Freiheit und Notwendigkeit, über Gesetze des Geistes (4), über Ethologie (5), über die Frage, ob in der Geschichte das grofse Individuum oder die Masse der ausschlaggebende gestaltende Faktor sei (11): zeigt deutlich, dass Mill systematischer und umfassender als Comte die logischen Voraussetzungen der Geisteswissenschaften thatsächlich behandelt hat; dass er unabhängig von Comte über das was als geschichtliche Thatsache zu gelten habe Klarheit zu gewinnen suchte; dass er den Begriff geschichtlicher Kausalität scharf und bestimmt zu fassen strebte und nur, um diese selbständig entworfene Gruppe von Problemen zusammenzufassen, auf die leitenden Gesichtspunkte in Comtes Positivismus zurückgreift, wodurch freilich auch die Materie seiner eigenen Ausführungen, mehr als er sich dessen bewusst ist, bestimmt wird.

5. Jahre der Ernte. (1843—1873.)

John Stuart Mill hat bis an sein Lebensende gelernt und umgelernt. Gleich blieb sich eigentlich nur sein Wahrheitsmut und seine Arbeitsweise, die in dem Gebrauch wissenschaftlich kontrollierbarer Methoden wie in dem festen Willen wurzelte, keine Untersuchung für abgeschlossen zu halten, bevor nicht die ganze irgendwie zugängliche Erfahrung in ihren Umkreis gezogen war. Allein das stets wache Bewusstsein diese Erfahrung nie zu erschöpfen hat unsern Denker kaum je verlassen und seinem Urteil eine Unentschiedenheit aufgeprägt in Fällen, wo der Leser und Lerner nach Endgiltigkeit verlangt. Doch fast ausschließlich in theoretischen Fragen. Im praktischen hegte und bekannte Mill ganze Überzeugungen.

Die Richtung dieser Überzeugungen war früh sichtbar, und in ihrer Fassung und Formulierung trat kaum eine nennenswerte prinzipielle Veränderung ein, nachdem A. Comte das Werk seines Einflusses auf Mill vollendet hatte.

Er war innerlich völlig ausgereift und mit sich fertig, nachdem die Logik (1843) und die Grundsätze der politischen Ökonomie veröffentlicht waren (1848). Er galt von nun an als führender Geist, als das unbestrittene Haupt des englischen Positivismus. Freilich, hören wir auf Mill selbst, so treten geistig und gemütlich alle früheren Einflüsse weit zurück gegen die größte Freundschaft seines Lebens, die ihn seit 1831 mit Frau Taylor verband. Nach dem Tode ihres Mannes lebte sie mit Mill in glücklicher Ehe bis zu ihrem Tode (1851/8). Ihr, „dem Apostel des Fortschrittes“, seiner „fast unfehlbaren Beraterin“, hätten wir demnach das Beste in seinen besten sozialökonomischen und soziologischen Schriften zu danken, und auf sie, deren überlegenem Geiste Mill in überschwänglichen, von dankbarer Ergebenheit fast überströmenden Worten so oft er kann huldigt, müssten wir daher den Ruhm übertragen, dem Denken dieses bedeutenden Philosophen den Abschluss und letzten Schliff gegeben zu haben.

Es unterliegt nun keinem Zweifel, dass Mills Wertschätzung objektiv stark übertrieben war. Eine kluge und geistvolle Frau, voll Teilnahme für öffentliche Angelegenheiten und die ihnen gewidmete ernste Spekulation, wahrscheinlich auch von künstlerisch regem und anregenden Temperament, war sie wie zur Ergänzung des in der harten Schule unermüdlicher Denkarbeit grofs gewordenen Philosophen bestimmt.

Aus dem was Mill selbst zugiebt, dass das Abstrakte und Wissenschaftliche von ihm, die menschliche Note dagegen von ihr in seine Werke (Pol. Ökon. z. B.) gekommen sei, lässt sich der angedeutete Charakter der Frau sehr gut ableiten und erklären, in welchem Sinne es gemeint ist, wenn Mill sich, „was die Anwendung der Philosophie auf die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft und des Fortschrittes anlangt“, ihren Schüler nennen durfte. Dass übrigens auch geschlechtliche Sympathie das ganze solange Herr Taylor lebte ungewöhnliche Verhältnis mit bestimmte, geht allein schon aus der Zähigkeit hervor, mit der Mill gegen alle Welt, auch gegen den Einspruch des eigenen Vaters, an ihm festhielt. Als sie starb, war Mill wie ausgelöscht. Er betrachtete sich hinfort als eine „Leitung für Ideen“.

Es ist bemerkenswert, dass Mill, je intimer seine Beziehungen zu Frau Taylor wurden, desto ausschliefslicher soziologischen und sozialpolitischen Studien oblag. Neben zahlreichen Aufsätzen (Verteidigung der franz. Revolution v. J. 1848, gegen Brougham; über Whewells Moralphilosophie, 1852, u. a.) sind aufser den Grundsätzen der politischen Ökonomie unter ihren Augen entstanden, wenn auch erst nach ihrem Tode veröffentlicht: das Buch über die Freiheit (59), die „Gedanken über die Parlamentsreform“ (59). Die „Hörigkeit der Frau“, 1861 niedergeschrieben, aber erst 1869 veröffentlicht, giebt der Verfasser selbst für eine gemeinsame Arbeit, als das Resultat zahlloser Unterhaltungen mit seiner verstorbenen Frau aus. Mit der

Parlamentsreform hängt die „Repräsentativverfassung“ zusammen (61). Auch „Auguste Comte und der Positivismus“ (64) gehört in den durch diese Werke umschriebenen Gedankenkreis. Mill nimmt an der Politik des Tages lebhaften Anteil, er hält sich für verpflichtet zu verhindern, dass sie ein Tummelplatz für Parteimenschen und Journalisten werde. Es ist darum begreiflich, dass er den Wunsch hegen musste, seine Ansichten selber im Parlamente zu vertreten. Dieser Lieblingswunsch konnte jedoch erst in Erfüllung gehen, als er infolge der Verstaatlichung der ostindischen Gesellschaft der Bürde seines Amtes ledig wurde (58). Sieben Jahre später trat er als Mitglied für Westminster ins Parlament; er schloss sich dem linken Flügel der liberalen Partei an, die unter Gladstones Führung stand. Für die radikale Selbständigkeit seiner Gesinnung war jedoch in der radikalen Partei kein Platz: 1868 verlor er sein Mandat wieder. Ein großer Redner ging damit dem Parlament nicht verloren. Mill sprach klar und sachlich, dabei mit überzeugender Wärme; aber die Hörer fortzureißen war dem „Heiligen des Rationalismus“ nicht gegeben.

Vor seinem Eintritt ins Parlament waren zwei bedeutende philosophische Werke erschienen: der „Utilitarismus“ (1861) und die „Prüfung von Sir W. Hamiltons Philosophie“ (65), dieses sein theoretisches Grundwerk, das über Mills Stellung in der Gedankenwelt trotz seines polemischen Charakters allseitig aufklärt. Während seiner parlamentarischen Thätigkeit schrieb er, im Anschluss an Grotes Werk, den ausgezeichneten Aufsatz über Plato (DD 3 275 ff., 1866) und veranstaltete eine Neuausgabe seiner Logik, die nun, dank der großen durch sein öffentliches Auftreten erlangten Popularität seines Namens, nebst den übrigen Hauptschriften einen wahren Massenabsatz erlebte. 1867 hielt er als Ehrenrektor der Universität St. Andrews eine beachtenswerte Ansprache an die Studenten (WW I 205 ff.), in der er sich über den vergleichsweisen Bildungs-

wert der von ihm sehr hochgeschätzten klassischen Sprachen und der Wissenschaften ausliefs. Die letzten Lebensjahre verlebte der Philosoph fast ausschliefslich, nur ab und zu durch kurze Aufenthalte in der Heimat unterbrochen, auf seinem Landhaus in Avignon, im Andenken an seine dort verstorbene und begrabene Frau, in reger Teilnahme an dem öffentlichen und wissenschaftlichen Leben seiner Zeit, und befangen in emsiger litterarischer Arbeit, deren Früchte in den nachgelassenen Schriften vorliegen: dem Selbstbericht (1873), den drei Versuchen über die Religion (1874), dem Fragment über den Sozialismus (Chapters on Socialism, 1879). Die Herausgabe dieser Schriften besorgte Frl. Helen Taylor, seine Stieftochter, die nach dem Tode der Mutter seinem Hauswesen vorstand.

Mills letzte Lebensjahre flossen friedlich dahin. Auch seine Gesundheit, die immer schwankend gewesen war und der, so 48 und besonders 54, der völlige Zusammenbruch gedroht hatte, schien leidlich gefestigt, so dass er seiner leidenschaftlichen Naturliebe und seiner Pflanzenliebhaberei auf stundlangen Spaziergängen nachgehen durfte. Eine echt philosophische Beschaulichkeit umfing ihn, und in dem Idyll seiner ländlichen Zurückgezogenheit störte ihn nicht einmal die Zudringlichkeit von seinem Ruhme angezogener Neugieriger. Er starb am 8. Mai 1873. Die Worte, mit denen er die Bestätigung seines hoffnungslosen Zustandes entgegennahm, waren: „Mein Werk ist gethan!“

6. John Stuart Mills Einfluss auf Zeitgenossen und Nachwelt.

In seiner Studie über den englischen Positivismus (1864) sagt H. Taine von John Stuart Mill: seit Hegel habe die Welt nichts Ähnliches gesehen (Préface VII). Um die Zeit dieses Ausspruches stand Mills philosophischer Einfluss thatsächlich auf der Höhe. Die wichtigsten seiner bis dahin erschienenen Arbeiten: die Logik (1843), die Prinzipien

der politischen Ökonomie (1848), die Abhandlung über den Utilitarismus (1861), die Staatsphilosophie (Considerations on Representative Government, 1860), endlich die berühmten Abhandlungen über die Freiheit (1859) und die Hörigkeit der Frau (1861) stellten zwar kein System im üblichen Sinne des Wortes dar, auch wenn man die kritische Prüfung der Philosophie Hamiltons (1865) hinzunimmt; wohl aber befriedigten sie das praktische Bedürfnis seiner wissenschaftlich gebildeten Landsleute nach einer lebensfähigen Weltanschauung. Denn indem sie ihrer Denk- und Darstellungsweise nach von der Peripherie der Erscheinungen rückwärts in ihr Wesen drangen, näherten sie sich dem Verfahren des gemeinen Menschenverstandes und gewannen an Lesbarkeit, was sie an engem Zusammenschluss der Gedanken und an Strenge der Durchführung opferten. Die unerhörte Verbreitung der Millschen Arbeiten und ihre Kraft schneller Ausbreitung sprechen deutlich für den Wert dieses Verfahrens. Sie haben thatsächlich viel mehr Licht und Klärung in die Köpfe ihrer Leser getragen, als dem kritischen Leser von heute möglich scheint. Auch lässt derselbe Umstand darauf schliefsen, dass Mills Schreibweise nicht so gar trocken gewesen sein kann, oder dass die Poesie eines unvoreingenommenen, ehrlich sich an die Dinge verlierenden Denkens auch aufserhalb der kleinen Gemeinde berufsmäfsiger Denker genossen zu werden vermochte.

Mills philosophischer Einfluss begann unmittelbar nach dem Tode Benthams (1832) und seines Vaters James Mill (36) sich geltend zu machen. Um die Mitte des Jahrhunderts war er unbestrittenes Haupt der radikalen Philosophen. Auch die Universitätsjugend wandte sich ihm zu und blieb ihm, nach dem Zeugnis von W. Stanley Jevons[1]), bis ans Ende der siebenziger Jahre treu. Endlich gaben sich ihm die gewissenhafteren, mehr auf Logik und Wahrheit als auf Schönheit und Bilderreichtum des Stils achtenden Publi-

[1]) John Stuart Mills Philosophy Tested. By Professor W. Stanley Jevons. Contemporary Review, Dec. 77, Jan. 78, Apr. 78, Nov. 79.

zisten und Politiker willig in die Schule.[1]) Gleichzeitig wurde ihm im Auslande außerordentliche Beachtung geschenkt. In Frankreich wurde er durch die Vermittlung der angesehensten Kritiker, durch Taine und Ribot, eingeführt.[2]) Der Versuch glückte um so eher, als gerade dort die auf ähnlichen Voraussetzungen beruhende Philosophie A. Comte's den Boden für Mill vorbereitet und dieser selbst durch die eingehende Würdigung, die er ihr in A. Comte und dem Positivismus (1865) zuteil werden ließ, die wohlwollendste Beachtung seitens der französischen Denker sich gesichert hatte. In Deutschland aber fand Mills Philosophie lange Zeit die uneingeschränkteste Wertschätzung, obwohl er heute meist nur genannt wird, um sein Unvermögen zu beleuchten Kant zu verstehen.[3]) Fr. A. Lange beruft sich auf Mills bekannte und anerkannte wissenschaftliche Bedeutung, um den volkswirtschaftlichen Optimismus zu bekämpfen, während er ihn in seiner Geschichte des Materialismus zu den allerersten unter denjenigen Denkern des Jahrhunderts rechnet, welche wissenschaftliche Philosophie treiben.[4]) Naturforscher, Historiker, Publizisten setzen sich mit Mills Ansichten auseinander[5]), und während es heute kaum ge-

---

[1]) John Morley: Criticial Miscellanies, Lond. 1886, III 38 ff.; I 256 f., wo Mill als Erzieher im Ideal gegen Macaulay als Lehrer in Stilkünsten kontrastiert wird.

[2]) H. Taine: Le Positivisme Anglais, Paris 1864; T. Ribot: La Psychologie anglaise contemporaine, Paris 1870, p. 87 ff

[3]) Z. B. in den Werken von A. Riehl, O. Liebmann, H. Cohen u. A.

[4]) Fr. Albert Lange: J. Stuart Mills Ansichten über die soziale Frage u. s. w., Duisburg 1866, S. 1; Geschichte d. Materialismus, Wohlfeile Ausg., 1887, S. 417.

[5]) Z. B. Liebig, von Treitschke u A. Liebig schreibt in seiner Tier-Chemie[3], Braunschweig 1846, Vorrede XVI: Derselbe kann hierbei nicht verschweigen, wie groß der Nutzen gewesen ist, den ihm für diesen Zweck das Studium von John Stuart Mills: A System of Logic . . . gewährt hat, ja, er glaubt, dass ihm kein andres Verdienst hierbei zukommt, als dass er einzelne von diesem hervorragenden Philosophen aufgestellte Grundsätze der Naturforschung weiter ausgeführt und auf einzelne spezielle Vorgänge angewendet hat.

wagt erscheint Mill mit Jevons für einen eminent unlogischen Kopf zu halten[1]), wird vor 1870 nicht selten geltend gemacht, dass ein so ausschliefslich logischer Kopf wie Mill aufser Stande sei, den historisch-psychologischen Standpunkt mit Nutzen anzuwenden, wo es gelte, Wert und Bedeutung der Formen des geschichtlichen Lebens zu verstehen.[2]) Mills wissenschaftliches Ansehen erhielt sich ungemindert bis zu seinem Tode; im englischen Volksgemüt lebte er sogar noch darüber hinaus fort als der „Heilige des Rationalismus", wie ihn Gladstone getauft hatte. Aber bald wurde es für den wissenschaftlichen Bestand seiner Lebensarbeit verhängnisvoll, dass seinem philosophischen Denken der konzentrierte Ausdruck fehlte und neue, zum Teil gewaltige Zeitströmungen in ihm keine der Gröfse der Anregung entsprechende Berücksichtigung gefunden hatten. Diese Zeitströmungen waren bereits am Werke die Welt umzugestalten, als Mill noch das Recht hatte sich als den berufensten Nachfolger Schellings und Hegels zu betrachten.[3]) Es

---

[1]) Contemporary Review, Dez. 77, vol. 31: In one way or another Mills intellect was wrecked; ib.: Mills mind was essentially illogical. Dagegen z. B. Alexander Bain: John Stuart Mill. London, 1882, p. 144: He is generally admitted to combine originality and clearness as only very few men have done. The attempts to undervalue his reputation on either head have met with little countenance. — In der Fortnightly Review, vol. 21, p. 652, schreibt H. Sidgwick: „If space allowed, it would be interesting to trace the changes that Bentham's system underwent in the teaching of bis most distinguished successor (sc. J. St. Mill), under the combined influences of Comtian sociology, Associational psychology, and Neo-Beconian Logic. But such an undertaking would carry us far beyond the limits of the present historical sketch, and right into the midmost heats of contemporary controversy." Diese Aufgabe ist bisher ungelöst geblieben.

[2]) Carlyles Logikenmühlen und Ursachenmüller zielen ohne Zweifel auf Mill, er hielt ihn für die Verkörperung der reinen Logik. In gleichem Lichte erschien er früher in Deutschland, wie u.a. die anonyme Schrift „Gneist und Stuart Mill. Eine politische Paralelle. Berlin 1869" deutlich zeigt.

[3]) Mill sagte, als ihm Liebigs Urteil über ihn zu Gesichte kam (vergl. Anm. 6): „The true may be known by it fruits. Schelling and Hegel have done nothing of its kind (Bain, p. 88)".

war ungefähr die Zeit, wo in Deutschland und außerhalb Deutschlands die Lehre Schopenhauers eine Macht über die Gemüter zu werden begann. Von Lotzes Mikrokosmus war 1864 der letzte Band erschienen, und schon vier Jahre nachher wurde eine zweite Auflage nötig. Comtes Philosophie Positive hatte, mit ihrem soziologischen Unterbau und ihren sozialen Ausblicken, gerade in den fünfziger und sechziger Jahren in der englischen Arbeiterwelt Wurzel gefasst [1]), an deren sittliche Hebung ja auch Mill die beste Kraft seines Lebens gesetzt hat. Der Darwinismus fing inzwischen an zu einer für Theorie und Praxis gleich wichtigen Doktrin zu werden und in der philosophischen Fassung, die ihm Herbert Spencer gegeben, Wurzel zu fassen. Und endlich tritt um dieselbe Zeit der Sozialismus als lebendige Macht dem Pessimismus und Evolutionismus an die Seite. Aber John Stuart Mill ist weder Pessimist, noch Evolutionist, noch Sozialist, wenigstens nicht in dem strengen Sinne derer, welche den drei entsprechenden Anschauungsweisen wissenschaftliche und praktische Geltung verschafft haben (Schopenhauer, Darwin, Marx).

Endlich musste er auch als Schriftsteller, etwa von 1860 an, die Herrschaft an Thomas Carlyle und John Ruskin abtreten, die ihre Lebensweisheit mit starken persönlichen Accenten vortrugen und durch die Gewalt ihres Ausdrucks eine weit- und tiefgehende, noch jetzt nicht abgeschlossene Wirkung übten. Mill, dessen Anregungen durch Tausende von Kanälen dem philosophischen, wissenschaftlichen und politischen Leben seines Volkes und seiner Zeit zuflossen, trat in den Hintergrund: sein Buchleben begann.

Es dauert noch an. Noch begegnet man ihm in der erkenntnistheoretischen, logischen, psychologischen, ethischen, sozialpolitischen Litteratur auf Schritt und Tritt, noch hält man es für nötig ihn zu befehden oder zu verteidigen.

---

[1]) Vergl.: Zum socialen Frieden. Von Dr. G. von Schulze-Gaevernitz. Leipzig 1890, II, 5f.

Einige neueste Philosophen (Paulsen, Laas u. a.) vertreten in wichtigen Punkten Millsche Ansichten Das geschähe nicht, wenn entweder die Philosophie die er vertritt tot, oder die ihr von ihm gegebene Form überholt wäre. Keines von beiden ist der Fall; wie ich glaube, weil er sich mit eiserner Konsequenz mühte weniger einen Standpunkt als eine Methode zu haben. Was ihm als Schwäche ausgelegt zu werden pflegt: die Vermittlernatur, die Sucht in feindlich nebeneinander stehenden Ansichten Gemeinsames zu finden, ist thatsächlich der Grund, weshalb er sich litterarisch am Leben erhalten hat. Durch diese Schwäche wurde Mill zu einem der grofsen neueren Vorbilder für den wissenschaftlichen Betrieb der Philosophie.

Mit dieser Leistung hängen alle anderen zusammen, welche Mills Stellung im Gedanken des 19. Jahrhunderts bestimmen. Er hat, durch den Nachdruck, mit dem er das Problem der Induktion behandelt und die Methoden der Forschung untersucht hat, die Logik erneuert und die Leistungen von Bain, Jevons, Sigwart, Wundt, B. Erdmann u. a. möglich gemacht. Er hat, in Erkenntnis der Wichtigkeit, welche die Geisteswissenschaften für das Kulturleben besitzen, bewusster als fast alle andern Philosophen des Jahrhunderts ihren Betrieb auf ein wissenschaftliche Grundlage zu stellen gesucht. Er hat so zwischen Natur- und Geisteswissenschaften jene Beziehung erstrebt, welche für die Entwicklung der modernen Philosophie von entscheidender Bedeutung geworden ist. Seine Zeitgenossen bemerkten an ihm zuerst, neben der logischen Schärfe, die naturwissenschaftliche Richtung seiner Begabung, den Wirklichkeitssinn; sie hielten sein Interesse für beschränkt auf das was an der Erscheinung wäg- und meſsbar ist. Wir Nachgeborenen sehen heute tiefer, wir sehen, dass ihre sozusagen intuitive Seite ihm näher stand. Seine Vorliebe für soziale und geschichtliche Probleme hängt damit zusammen, färbt seine Persönlichkeit, giebt ihr jene Hoheit und Tiefe, welche von der leidenschaftlichen Teilnahme am mensch-

lichen Kulturleben herrührt. So musste die Natur beschaffen sein, welche berufen war 18. und 19. Jahrhundert, Individualismus und Sozialismus, Naturalismus und Historismus, Rationalismus und Intuitionismus einander anzunähern, und dieser Leistung sollte sich dankbar erinnern, wer durch die zahlreichen Schwankungen und Widersprüche in Mills Ansichten an seiner Bedeutung irre geworden ist.

Dritter Abschnitt.

Mills System der deduktiven und induktiven Logik.

---

1. Allgemeiner Charakter der Millschen Logik.

Erfahrung als Thatsache besteht, Wissenschaft als Thatsache besteht, das Urteilen oder für wahr- und falschbefinden (die logische Bewertung) fast aller ausgesprochenen Sätze (ausgenommen: Imperativ-, Wunsch- und Fragesätze) als Thatsache besteht. Nichts ist ferner häufiger als spontane Verallgemeinerungen und naive Schlüsse aus beobachteten Vorgängen, und das Aufstellen und Widerlegen von Behauptungen scheint für das soziale Leben so nötig, wie für das individuelle das tägliche Brod. Sie kommen zustande zunächt nach psychologischen Gesetzen, welche die Prozesse der Begriffs- und Urteilsbildung, des Erfahren- und Wissenwollens notwendig beherrschen. Aber wenn sich die Prädikate „wahr“ und „falsch“ auch an die fertige Aussage heften, für deren logische Bewertung also die Art ihres psychologischen Entstehens gleichgültig zu sein scheint, so wird doch der Zweck des Denkens, das Richtigdenken, so oft verfehlt, dass für die Logik unerläſslich wird nach dem Hinweis auf die Naturgesetze des Denkens Regeln oder Normen aufzustellen, welche dem richtigen Vollzug der Urteilsbildung dienen und ihn in der Praxis des Denkens befördern. Die Logik als Lehre von den Normen des Denkens kann daher gar nicht umhin auf die psychologische Umgebung des richtigen Denkens zu achten; ich muss die Art, wie thatsächlich gedacht wird, kennen, um vorschreiben zu können, wie gedacht werden soll. Mit anderen Worten: da unser absichtliches Denken, unser Wahrdenkenwollen

zu der Aufstellung von Urteilen führt, die den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben, so muss die Logik die psychologischen Voraussetzungen und Bedingungen dieser wichtigsten Denkfunktion berücksichtigen. Wie Mill sagt (Einl. XXIV): die Ausdehnung der Logik als Wissenschaft wird durch ihre Erfordernisse als Kunst bestimmt.

Nun fehlt dieser analytisch-psychologische Teil in Mills Logik zwar keineswegs, er fordert ihn öfters, er will z. B. die dem Prozess des Folgerns und Schliefsens untergeordneten Verrichtungen des Denkens zergliedern, um den Unterschied zwischen dem richtigen und dem unrichtigen Vollzug dieses Prozesses zu ermitteln (Einl. XXIII). Ein richtiges Verständnis des Geistesprozesses (nämlich des Schliessens), sagt er an andrer Stelle (Einl. § 2), seiner Stadien und Bedingungen, bietet die einzig mögliche Grundlage für ein System von Regeln, die ihn zu leiten geeignet sind; wozu zu bemerken ist, dass das Folgern, Schliefsen, Begründen, Ableiten von Urteilen aus Urteilen, allgemein: das Beweisen (wie gültige Urteile zustande kommen) im Mittelpunkte der logischen Wissenschaft steht. Aber die gelegentlich auftauchenden psychologischen Analysen des Urteils und des Begriffs können wegen Mangels an systematischer Ordnung nicht ganz befriedigen. Was geht psychologisch vor, wenn wir urteilen? wird nicht ausdrücklich gefragt; wie sich das logische Denken vom psychologischen abhebt, wird nicht scharf unterschieden. Dagegen widmet Mill dem sinnlichen Ausdruck des Denkens, der Sprache, insbesondere dem Vorgang der Benennung, grofse Aufmerksamkeit, weil ja das Denken objektives Dasein erst in der Sprache gewinnt und darum so oft seinen Zweck verfehlt, weil deren Zeichen, die Namen und Wörter, nicht eindeutig gebraucht werden. Das erste Buch handelt denn auch vorzugsweise von „Namen und Sätzen“, vorzugsweise, aber nicht ausschliefslich. Des ersten Buches 7. und 8. Kapitel (Von der Natur der Klasseneinteilung und der fünf Prädikabilien; Von der Definition) fallen aus dem Rahmen

einer psychologischen Voruntersuchung und gehören zusammen mit dem 4. (Von den Grundsätzen der Definition), dem 7. und 8. Kapitel des vierten Buches („Von der Klasseneinteilung . . . .“) in eine Lehre von der Klassifikation und Definition. Andrerseits gehört das zweite Kapitel des vierten Buches: „Von der Abstraktion und der Bildung von Begriffen“ in diese Voruntersuchung, welche über die Stufenfolge: Wahrnehmung, Vorstellung, allgemeine Vorstellung, eindeutig bestimmte Vorstellung, Begriff aufzuklären hätte, bevor es zum Urteil als der Grundform des lebendigen Denkaktes überginge. Das dritte Buch, eines der Hauptstücke der Millschen Logik, handelt von der Induktion, wie wir sehen werden: der Lehre von der Bildung synthetischer Urteile a-posteriori, also davon, wie neue Erkenntnisse von vorhandenen aus zu gewinnen seien. Das vierte Buch trägt den Nebentitel: „Von den Hilfsverrichtungen der Induktion“; es ist klar, dass in einer systematischen Gliederung der Inhalt des vierten Buches dem des dritten Buches hätte vorangestellt sein sollen.

Ferner: Wir sprechen Sätze aus, denen wir objektiven Wert beilegen, für die wir Notwendigkeit in der Form der allgemeinen Verbindlichkeit ansprechen: das ist die andere Thatsache. Durch welche Mittel bewerkstelligt sich dieser Übergang? Das sind erkenntnistheoretische Fragen. Mill hat sie und andere ähnlicher Art an vielen Stellen seines Werkes mit Gründlichkeit zwar erörtert, aber zerstreut und ebenfalls nicht systematisch. Von der übergreifenden Bedeutung der Sätze, also der eigentlichen Funktion des in Worte gekleideten Urteils, handelt des ersten Buches 5. Kapitel, von den „Dingen“ und ihren Beziehungen, auf welche die Sätze hinübergreifen und über die Aussagen gemacht werden, desselben Buches 3. Kapitel, in dem an der Hand prinzipieller Unterscheidungen (subjektive und objektive Wahrnehmungselemente enthaltende Bewusstseinszustände) der Versuch gemacht wird an Stelle der aristotelischen eine neue Kategorientafel zu entwerfen. Viele

Grundbegriffe der Erkenntnis: Gewissheit (logische Evidenz), Wahrscheinlichkeit, Analogie, Zufall, Gesetz, Hypothese sind im Zusammenhange der Lehre von der Induktion im 3. Buche behandelt, andere dagegen, wie die Begriffe der notwendigen Wahrheit und des Axioms, schon im 2. Buch (Kap. 5 bis 8; über die Wahrheit der mathematischen Sätze auch Buch 3, Kap. 24), wodurch besonders das Verständnis der erkenntnistheoretischen Richtung des Verfassers erschwert wird. Das Bedürfnis nach systematischer Darstellung der Wissenschaft wird nirgends befriedigt.

Doch steht der erkenntnistheoretische Charakter der Millschen Logik von vornherein fest. Von allen Seiten fällt Licht auf die Grundfrage der Logik: wie kommt allgemeingültiges Urteilen zustande (vergl. B. Erdmann, Logik I p. 2 § 3 und Vorwort)? Sie erfüllt die Forderungen, welche Wundt (I. § 1) an eine wissenschaftliche Logik stellt; sie enthält zur ihrer Begründung eine Erkenntnistheorie und zu ihrer Vollendung eine Methodenlehre. Ihr erkenntnistheoretischer Charakter ist besonders scharf im 5. Kapitel des ersten Buchs, in den Kapiteln des 2. und 3. Buches ausgeprägt, wo bezüglich vom logischen Wert des Syllogismus, von dem Grunde der Induktion (Buch 3, Kap. 3), dem Gesetz der allgemeinen Ursächlichkeit (ebd. Kap. 5) und seinem Beweise (ebd. Kap. 21) die Rede ist. Von den Methoden der naturwissenschaftlichen Forschung wird im 3. Buche, Kap. 8, der Geisteswissenschaften im 6. Buch gehandelt.

2. Der Satz als Urteil, das Urteil als Glaubensakt.

Alle Wahrheit und aller Irrtum liegt in Sätzen, alle Zustimmung oder Ablehnung richtet sich zunächst gegen diese. Alles was Gegenstand der Bejahung oder Verneinung sein kann, muss also, in Worte gekleidet, die Gestalt von Sätzen annehmen. Bejahung oder Verneinung eines Satzes heifst: ihn glauben oder nicht glauben; dadurch, dass er

Gegenstand des Glaubens oder Unglaubens ist, wird der Satz eben zum Urteil (vergl. 1, 1 § 2 S. 2 f.). Die eigentliche Urteilsfunktion wird demgemäſs von Mill zutreffend als Urteils- oder Glaubensakt (1, 5 § 1 S. 791) bezeichnet.

3. Was im Satze (oder Urteil) bejaht oder verneint wird.

Den Satz definiert Mill als eine Rede, in der etwas von etwas bejaht oder verneint wird (1, 1 § 2). Zunächst aber handelt es sich im Satze um Namen oder Wörter; seine drei Grundbestandteile; Subjekt, Prädikat und die Copula, das Zeichen, welches anzeigt, dass eine Bejahung oder Verneinung stattfindet, sind zunächst Wörter; die Subjekt und Prädikat umschreibenden sind Namen — ja wovon? Von Gegenständen oder Denkobjekten (Vorstellungsinhalten). Mill will die Namen stets als Namen der Dinge selbst, nicht unserer Vorstellungen von ihnen betrachten (Buch 1, Kap. 2 § 1). Die Wortfassung ist hier einigermaſsen irreführend, der Gedanke selbst klar. Mill versteht seiner phänomenalistischen Ansicht nach unter „Dinge" weder Kants Noumenon, noch das unkritische Ding des naiven Realismus, sondern jene Vorstellungen, die unter Erregung des Sinnesapparats und ohne Zuthun unsres Willens im Bewusstsein auftreten und die wir auf die „Wirklichkeit" beziehen, d. h. die wir mittelst eines umständlichen Denkprozesses objektivieren.

In diesem Sinne sagt Mill, die Namen müssten doch Namen von etwas sein; es handle sich im „Satz" (Urteil) um benennbare Dinge, die mit einander „auf besondere Weise" zusammengebracht werden (1, 1 § 2 S 3) und zu denen natürlich (vergl. 1, 3 § 3) auch reine Vorstellungen oder Erinnerungsbilder von Wahrgenommenem, sowie Phantasiebilder (Kobold, Elfe) gehören. Der Glaube (oder Unglaube), der in jeder logischen Beurteilung eines Satzes

steckt, trifft demnach die „Sache selbst", nicht meine „Idee (Vorstellung)" von ihr. „Wenn ich sage: ‚Die Sonne ist die Ursache des Tageslichts', so meine ich damit nicht, dass meine Idee der Sonne in mir die Idee des Tageslichts verursacht oder erregt, mit anderen Worten: dass an die Sonne denken mich an das Tageslicht denken lässt. Ich meine, dass eine gewisse physische Thatsache, welche Gegenwart der Sonne heiſst (und die sich im letzten Grunde in Sinnesempfindungen, nicht in Vorstellungen auflöst), eine andere physische Thatsache verursacht, welche Tageslicht heiſst (1, 2, § 1, S. 7)." Mit anderen Worten: die Sätze sind nach Mill Urteile, insofern sie übergreifende (transsubjektive) Bedeutung haben, denn nur insofern beanspruchen sie objektive Gültigkeit (Glauben in Mills Terminologie). Auch daraus geht hervor, dass Mill in seiner Logik über die Widerspruchslosigkeit von zu Urteilen verknüpften Begriffen hinaus zu der Methode strebt, durch welche wir die sogenannte Wirklichkeit erfassen, d. h. zu einem System allgemein gültiger Erkenntnisse gelangen. Er betrachtet kurz die Namen als den Leitfaden, der zu den Dingen führt (1, 1 Kap. 1, S. 6).

Mills Werk giebt aber thatsächlich mehr, als es nach diesem Programm geben sollte. Er berücksichtigt in ausführlichen Abschnitten die Definitionen, welche als worterklärende Sätze betrachtet werden, sich daher nur mit Namen, nicht mit Dingen befassen. Er erörtert auch die Bedingungen einer philosophischen Sprache, um sie als künstliches Gedächtnis von unermesslicher Wirksamkeit (2, 2 § 2 S. 182) ihrer Bestimmung näher zu bringen, aber auch das führt, streng genommen, wieder abseits von den Dingen zu den „Normen". Endlich handelt er auch von der Klasseneinteilung, aber auch sie ist künstlich, willkürlich. Jeder Satz, der eine wirkliche Belehrung erteilt, sagt eine Thatsache aus, die auf Naturgesetzen und nicht auf einer künstlichen Klasseneinteilung (2, 2 § 2 S. 183) beruht.

4. Weiteres über die Bedeutung der Urteile.

Besonders des ersten Buches 5. Kapitel ist voll von Bestätigungen für alle bisher angeführten Einzelheiten, welche dazu dienen sollen Mills Logik allgemein zu charakterisieren. Aber gerade dieses Kapitel ist auch voll von Unklarheiten und Widersprüchen, die den Leser irreführen können. Mill sprach vom Glaubensakt des Satzes (1, 1 § 2 S. 3), mithin als Logiker, nicht als Grammatiker; daher das Recht, was er Satz nennt, mit dem logischen Terminus Urteil zu belegen; am angeführten Ort jedoch wirft er Descartes, Leibniz, Locke und überhaupt fast allen Logikern der letzten zwei Jahrhunderte vor die Theorie der Sätze von allem Anfang zu einer Theorie der Urteile gemacht zu haben. Aber im selben Atem spricht er selbst wieder vom Glaubens- oder Urteilsakte, der sich nach seinen eigenen früheren Ausführungen vollzieht, wenn wir einen Satz aussprechen. Der wesentliche Sinn der Polemik ist lediglich der, dass diese Philosophen von der idealistischen Hypothese ausgingen, von Ideen statt von „Dingen" (im obigen phänomenalen Sinne; 1, 5 § 1 S. 81) sprächen und urteilen nach ihnen so viel sei wie: zwei Ideen zusammenstellen, oder eine Idee unter eine andere bringen, oder zwei Ideen unter einander vergleichen, oder die Übereinstimmung oder den Mangel an Übereinstimmung zwischen zwei Ideen wahrnehmen (1, 5, § 1, S. 80). Dagegen zielt seine Darstellung nicht auf eine Psychologie des Urteils oder Glaubensaktes, sondern auf eine Untersuchung der Urteile. Soweit der Anfang des Kapitels.

Die Fortsetzung beschäftigt sich wesentlich mit der Frage: was ist der unmittelbare Gegenstand des Glaubens in einem Satze? also mit dem was oben „objektive Gültigkeit" genannt wurde. Mill greift auf Hobbes zurück. Der hatte die Frage so beantwortet: den Inhalt eines jeden Satzes bildet der Glaube des Sprechers, dass das Prädikat ein Name desselben Dinges ist, von dem das Subjekt ein Name ist; und wenn dies dann auch in Wirklichkeit der Fall

ist, so ist der Satz wahr. Darnach wäre also ein Satz dann wahr, wenn er die Namen, als Prädikat und Subjekt, von „demselben“ Dinge ineinssetzte. Als ob alle Namen Eigennamen oder Zeichen gewesen wären, die man Individuen anhaftete, und zwischen Eigennamen und Gattungsnamen kein anderer Unterschied bestände als der, dass der Eigenname nur Ein Individuum, der Gattungsname davon mehrere bezeichnete. „Sokrates ist weise“ ist ein wahrer Satz, weil Sokrates und weise Namen sind, die sich auf dieselbe Person anwenden lassen; nichts anderes nämlich bedeutet des Hobbes Wendung: weil sie Namen derselben Person sind. Mill fragt dagegen: wie kommen sie dazu Namen derselben Person zu sein? Die Bedeutung, die Hobbes dem wahren Satze giebt, geht auf die Verträglichkeit von Subjekts- und Prädikatsbegriff: darauf dass die „Zeichen“ ohne Verletzung des bei dieser Anschauung als objektive Norm geltenden Sprachgebrauchs sich verknüpfen lassen; kurz auf die nominale Gültigkeit.

Des Hobbes Lehre fällt aber im wesentlichen zusammen mit einer weitverbreiteten Ansicht, wonach urteilen oder praedizieren so viel ist wie: etwas einer Klasse einreihen, ein Individuum unter eine Klasse, eine Klasse unter eine andere. So sagt der Satz: „Der Mensch ist [nicht] sterblich“ nach dieser Auffassung aus: Die Klasse Mensch ist in [aus] der Klasse sterblich eingeschlossen [ausgeschlossen]. Klasse bedeutet: eine unbestimmte Zahl von Individuen, die ein allgemeiner Name bezeichnet. Diese Umfangslogik, welche alle Verrichtungen des auf Erkenntnis der Wahrheit abzielenden menschlichen Verstandes für Prozesse der bloßen Klassifikation und Benennung hält, bekämpft Mill (a. a. O. S. 88 ff), schon weil sie zu einer falschen Lehre vom Schluss geführt hat. Sie setzt voraus, dass die Klassen feste Arten seien, während doch der Umfang der Begriff im beständigen Schwanken ist (S. 89); sie begeht ein hysteron proteron: wir stellen ein Individuum deshalb in eine Klasse, weil der Satz wahr ist, der Satz ist aber nicht

deshalb wahr, weil der Gegenstand in die Klasse gehört; allgemeine Namen sind nicht Zeichen, die man an bestimmte Gegenstände heftet; man macht nicht Klassen, indem man rund um eine Zahl nachweisbarer Individuen eine Linie zieht.

Damit trennt sich Mill von der nominalistischen Auffassung der Logik. Die Nominalisten achten lediglich auf den Umfang der Namen und beziehen diese statt auf mehr oder minder bestimmte [All]gemeinvorstellungen (S. 84) auf Begriffe von konstantem Umfang. Mill sagt: sie suchen die ganze Bedeutung der Namen in dem was sie bezeichnen, d. h. in der Anzahl der Individuen, die sie unter sich begreifen, statt in dem was sie mitbezeichnen: in dem Inhalt der ihnen zugehörigen Allgemeinvorstellungen, in ihren Merkmalen. Von diesem Gesichtspunkte der Inhaltslogik aus ist das Urteil nach Mill nicht eine Unterordnung des Subjektsumfanges unter den Prädikatsumfang, sondern eine Einordnung des Prädikatsinhalts in den Subjektsinhalt (die Sterblichkeit als Prädikat wird der Merkmalgruppe: Sokrates als Subjekt zugeordnet).

Immer mehr enthüllt sich das Wesen des eigentlichen Urteilens, der Bejahung und Verneinung, der Anerkennung oder Verwerfung. Sie trifft nach Mill, außer bei Benennungsurteilen und sofern in jedem Satz der Anspruch auf nominale Gültigkeit mit erhoben wird (vergl. Sigwart I^2 99 Anm.), die Gründe der Klassifikation und Benennung; genauer: die Art der Beziehung, in welche im Satz Subjekts- und Prädikationsvorstellung jeweils gebracht werden. Wenn wir von einem Subjekt etwas aussagen, es einer Allgemeinvorstellung als Prädikat „unterordnen", so geschieht es vermittelst oder infolge eines Merkmals („Attribut", S. 91), welches mit anderen im Subjektsbegriff enthaltenen entweder zugleich besteht oder in irgendwelcher anderen Beziehung zu ihm steht (92 ff.). Solcher Beziehungen sind: Existenz, Koexistenz, Succession, Ursächlichkeit, Ähnlichkeit (von der Gleichheit bis zur Verschiedenheit);

die eine oder andere von ihnen wird in jedem Satz ausgesagt oder verneint, der nicht blos worterklärender Art ist (S. 98.) Die objektive Gültigkeit der Aussage, des Satzes, des Urteils liegt nach Mill in dem Anspruch eine oder mehrere dieser Beziehungen zu billigen oder zu missbilligen; und umgekehrt muss ein solcher „Verstandesbegriff" (Kategorie) zu zwei zunächst getrennten Vorstellungen hinzukommen, um sie logisch zu einer Aussage zu machen.

5. Zusammenfassende Charakteristik der Millschen Logik.

Mill hat die Logik als Hülfsdisziplin nicht so sehr bereichert, als sich von seiner formal-logischen Schulung hätte erwarten lassen, weil er sie nicht als solche gesondert dargestellt hat. Die Erörterungen über die Definition (1, 8), seine Ausführungen über die Erfordernisse einer philosophischen Sprache und die Grundsätze der Definition (Buch 4) sind keine dauernde Leistungen; darum und weil von dem Begriff als logischem Ideal nicht besonders gehandelt wird, fehlt der Bearbeitung so wichtiger und von ihm so scharfsinnig kritisierter Prinzipien wie der Übereinstimmung (Identität), des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Dritten die endgültige Form (Buch 2, Kap. 7). Aus diesem Grunde ist auch die Aufzählung und formale Behandlung der Urteile lücken- und mangelhaft. Am meisten irreführend aber ist, dass in dem der Analyse der Sprache gewidmeten ersten Buche bald konventionell-sprachliche bald logisch-erkenntnistheoretische bald methodologische Gesichtspunkte in den Vordergrund treten. So handeln Kapitel 2 und 3 von bezüglich Namen und den durch Namen bezeichneten Dingen; Ziel der Untersuchung ist: im Anschluss an eine Kritik der aristotelischen Kategorien (Buch 3) zu den obersten Gattungen des Vorgestellten zu gelangen. Dieses Ziel wird verdunkelt durch die im 2. Buch gegebene Einteilung der Namen, die ja

im Lichte der eigentlichen Aufgabe seiner Logik um so überflüssiger erscheint, als nichts am Namen liegt, alles aber am Begriff und der Art, wie er durch Forschung zustande kommt; überflüssig auch deswegen, weil er nicht die Quantität, Qualität und Modalität der Urteile sondern ihre Relation im Auge hat. Schon an der Schwelle der Untersuchung heiſst es: Aufgabe der Logik ist es zu sehen, wie wir „zu dem Teil unserer Kenntnis gelangen, der nicht intuitiver Art ist (1, 1 § 2 S. 2)“: zu synthetischen Urteilen a-posteriori; zu sehen, wie wir wissenschaftliche Erfahrung machen. Im Hinblick darauf „und nicht auf die Namen als solche nehmen wir die Bejahung oder Verneinung vor (1, 1 § 2 S. 5).“ Demgemäſs sollten die Kapitel 1 bis 3 des ersten Buches „Von dem sprachlichen Ausdruck des Urteilsaktes“ statt Von Namen und den durch Namen bezeichneten Dingen, des ersten Buches 4. Kapitel statt Von Sätzen „Von der Einteilung der Urteile“, das nächste Kapitel statt Von der Bedeutung von Sätzen „Von der Bedeutung von Urteilen“ überschrieben sein.

6. Vom Schlieſsen und Folgern.

Allgemeines.

Wir haben gesehen, dass Mills Darstellung an dem Mangel leidet, die Logik als Normwissenschaft von der Logik als der Wissenschaft „von den formalen Voraussetzungen gültiger Urteile über die Gegenstände der Sinneswahrnehmungen und des Selbstbewusstseins“ (Erdmann), ohne Zweifel das Ziel seiner Bestrebungen, nicht scharf zu scheiden. Dieser Mangel trat u. a. auch in der Polemik gegen die einseitig formale Auffassung der Natur der Prädizierung hervor (1, 5). Er führt ferner zur Unklarheit über das Wesen von Normen und Naturgesetzen, die nicht ausdrücklich unterschieden werden. Allerdings kann man nach dem Zusammenhange seiner Lehre Mill die Ansicht unterschieben: teleologische Grundsätze oder Normen sind

Naturgesetze in Anwendung auf soziale Gebilde, welche die Gemeinschaftsarbeit voraussetzen, wie Sprache, Sitte, Recht. So wird das Prinzip der Identität (A=A), ein Naturgesetz des Denkens, zum Prinzip der Übereinstimmung zwischen Begriffen. Doch bleibt dies leider unausgesprochen. Aber die Polemik wird sofort zielbewusster und enthüllt mit aufserordentlicher Schärfe Mills logischen Standpunkt da, wo er nachweist, dass die Funktion der Normen, welche die Widerspruchslosigkeit unsrer Aussage gewährleisten (der Sätze der Übereinstimmung, des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Dritten, vom Grunde, die auf tautologische oder analytische Urteile, die sogenannten „notwendigen Wahrheiten“, sich beziehen), überspannt werde, indem man sie zum Organ der Begriffserweiterung und Begriffsumbildung durch neue Beobachtung oder systematische wissenschaftliche Forschung mache. Die Spitze dieser Angriffe richtet sich gegen die Auffassung: als ob 1. die Begriffe stetigen Inhalt, d. h. eine feste Anzahl eindeutig bestimmter Merkmale hätten; als ob es 2. über Gegenstände der Erfahrung analytische Urteile an und für sich, mithin keine subjektiven Unterschiede bei der Vorstellung der Wortbedeutung wie der Einsichten gäbe. Darum bestreitet er schon im ersten Buche das Recht durch einen rein identischen Satz wie das dictum de omni et nullo (alles was von einer Klasse gilt, gilt von jedem was in der Klasse eingeschlossen wird, 2, 3 § 8 Anm. S. 217 f.) das Wesen der Prädizierung erklären zu wollen, und darum wird schon hier die Zurückführung des Syllogismus auf den Schluss: was von einer Klasse gilt, ist wahr von allen Dingen, die in diese Klasse gehören, als falsch zurückgewiesen (1, 5 § 3 S. 87). So liegt das Positive des ersten Buches in der Kritik der Überspannung der formalen oder Widerspruchslosigkeit über den ihr zukommenden Bereich. Das gilt auch noch vom berühmten zweiten Buche, das zwar das Charakteristische von Mills logischem Standpunkt nicht bildet, wie B. Erdmann (Philos. Aufsätze, Zeller ge-

widmet, S. 205) sagt, wohl aber enthüllt. Es gewann jedoch seine historische Bedeutung nicht nur durch die Kritik der Syllogistik sondern vorzugsweise durch die umfassende gemeinschaftliche Diskussion von Syllogismus und Induktion als dem typischen Verfahren Urteile, die selber schon Aussagen entweder über unvermitteltes (intuitives, axiomatisches) oder vermitteltes Wissen enthalten, mit einander in Beziehung zu setzen, irgendwie „zusammenzubringen“, wie inbezug auf das im Subjekt und im Prädikat des Urteils getrennt Vorgestellte gesagt wurde.

6a. Historische Würdigung der Schullogik.

Mill stellt in seine Lehre vom Folgern und Schliefsen alles beiseite was an der überlieferten Logik richtig und nützlich ist, so den Vorgang des uneigentlichen sogenannten Folgerns bei der Umkehrung und Aequipollenz der Sätze (S. 166 2, 1 § 2), ferner auch den Syllogismus als Schluss vom Allgemeinen aufs Besondere (nach den 4 sogenannten Schlussfiguren MP — SM = SP; PM — SM = SP; MP — MS = SP; PM — MS = SP). „So weit sie reicht“ (S. 179; 2, 2 § 2), das heifst: soweit ihre Voraussetzungen reichen, ist die scholastische Darlegung vom Wesen des Syllogismus eine richtige und erschöpfende. „Wenn der Untersatz“, sagt Mill, „nichts weiter aussagte, als dass etwas in eine Klasse gehört, und wenn der Obersatz von dieser Klasse nichts weiter aussagte, als dass sie in einer anderen Klasse eingeschlossen ist, so würde der Schluss nur dahin gehen, dass das was in der niederen Klasse eingeschlossen war, auch in der höheren eingeschlossen ist, und das Ergebnis wäre kein anderes, als dass die Klassifikation sich in Übereinstimmung mit sich selbst befindet (2, 2 § 2 S. 183).“ Hierin liegt schon Kritik, aber sie trifft eingestandenermafsen (ebda.) den Gegenstand nicht, so lange es die Zusammenstellung worterklärender Sätze zu den 4 Modis des Syllogismus, also die Substitution von Gleichem

für Gleiches gilt. Die Logik ist in dieser Beschränkung so richtig und so wichtig wie die Elementarmathematik (vergl. 2, 1 § 2 S. 167). Neben dieser sachlichen Würdigung geht auch eine historische Hand in Hand, welche den Nachweis führt, dass nach der scholastischen Weltanschauung der Syllogismus nicht nur nominale sondern reale Bedeutung hatte. „Solange man die sogenannten Universalien (oberste Gattungsbegriffe) als eine besondere Art von Substanzen ansah, die eine gegenständliche Existenz besitzen, im Unterschied von den universellen Gegenständen, welche unter sie gestellt sind, hatte das dictum de omni eine wichtige Bedeutung, weil es die Gemeinschaft der Natur ausdrückte, die man nach jener Theorie zwischen jenen allgemeinen und den besonderen Substanzen, die ihm untergeordnet waren, notwendig annehmen musste. Dass alles was sich von den Universalien aussagen liefs, sich auch von den verschiedenen Individuen aussagen lässt, die unter ihnen enthalten sind, war damals kein identischer Satz, sondern der Ausdruck dessen was man für ein Grundgesetz der Weltordnung hielt (2, 2 § 2 S. 180)." Diese Objektivität fehlte Bacon, der doch im Logischen als Mills Vorgänger zu gelten hat, bei seinen Angriffen gegen die aristotelische Syllogistik gänzlich, wie sie auch Jevons gefehlt hat (vergl. The Principles of Science [3] S. 22).

6b. Einleitende Bemerkungen über das Verhältnis zwischen Syllogismus und Induktion.

Schliefsen oder Folgern findet nach allgemeiner Annahme nur auf zwei Arten statt: 1. vom Besonderen aufs Allgemeine, 2. vom Allgemeinen aufs Besondere. Die erste Art heifst Induktion, die zweite Schlussfolgerung oder Syllogismus. Mill fügt eine dritte Art des Schliefsens hinzu, die unter keine von beiden Klassen fällt sondern ihre Grundlage bildet. Von ihr wird später die Rede sein. Die Induktion definiert Mill zunächst als ein Erschliefsen eines

Satzes aus Sätzen, die weniger allgemein sind als der erschlossene Satz (Konklusion, Schlusssatz); den Syllogismus hingegen als eine Ableitung eines Satzes aus Sätzen, die gleich allgemein oder allgemeiner sind als der abgeleitete oder erschlossene Satz. Was unter der gröſseren oder geringeren Allgemeinheit der Sätze zu verstehen ist, sagt Mill noch nicht hier an der Schwelle der Untersuchung, wo diese Definitionen gegeben sind (2, 1 § 3 S. 168), aber wir müssen annehmen, sie habe Bezug auf den Umfang des Subjektsbegriffes in den drei (oder mehr) zum Schluss verknüpften Sätzen. Es scheint nach diesen einleitenden Erklärungen, als betreffe das Schlieſsen lediglich die Umfangsverhältnisse von Begriffen, lediglich Subsumtionsurteile (s. o. S. 76 f., S. 78). Doch macht er wieder gleich von vornherein einen Unterschied in der Bewertung der beiden von der Überlieferung berücksichtigten Schlussarten, indem von der Induktion gesagt wird: sie sei zum mindesten unzweifelhaft ein Prozess wirklicher Folgerung (ebd. S. 169). „Der Schlusssatz in einer Induktion begreift mehr als in den Praemissen enthalten ist. Das Prinzip oder das Gesetz, das aus einzelnen Fällen abgezogen wird, der allgemeine Satz, in dem wir das Ergebnis unsrer Erfahrung zusammenfassen, nimmt einen viel gröſseren Raum ein als die Einzelerfahrungen, die seine Grundlage bilden. Ein Prinzip, das durch Erfahrungen gewonnen wird, ist mehr als die bloſse Summe dessen was in den einzelnen von uns untersuchten Fällen beobachtet wurde; es ist eine Verallgemeinerung, die auf jene Fälle gegründet ist und die unseren Glauben ausdrückt, dass, was wir bei ihnen als wahr erkannt haben, auch bei einer unbestimmten Menge von Fällen wahr ist, die wir nicht geprüft haben und vielleicht niemals prüfen können.“ Die Induktion ist daher ein wirkliches Verfahren des Schlieſsens, auf ihr beruht der Fortschritt von Bekanntem zu Unbekanntem; sie ist das eigentliche Werkzeug der Wissenschaft. Was sie dazu

mache und woher jener über Beobachtung und Erfahrung hinausgehende Glaube seine Daseinsberechtigung nehme: das wird das Thema des 2. und 3. Buches sein. Ihm zuvor geht die Frage: knüpft sich diese Erwartung auch an den Syllogismus?

7. Von der Schlussfolgerung oder dem Syllogismus.

Das dictum de omni et nullo wurde schon mehrfach als die Grundlage des Syllogismus bei bloſs worterklärenden Sätzen anerkannt. Das Denken ist nach den „Ultranominalisten" Hobbes und Condillac (S. 181) ein Rechnen mit festen Gröſsen, die Wörter Rechenmarken, die Sprache eine Summe konventioneller Zeichen; die Urteile drückten dann nur Beziehungen zwischen festen Gröſsen aus. Gegenüber tritt dieser willkürlichen Beschränkung der logischen Aufgabe die Interpretation des Syllogismus nach Mills Merkmalstheorie des Urteils (s. o. S. 78). Das herkömmliche Beispiel lautet:

Alle Menschen sind sterblich.
Sokrates ist ein Mensch.
Folglich ist Sokrates sterblich.

Die Überlegung verläuft thatsächlich so:

Die Merkmale des Menschen sind mit den Merkmalen des Merkmals Sterblichkeit verträglich.

Sokrates hat die Merkmale des Menschen.

Folglich hat Sokrates das Merkmal der Sterblichkeit.

Wir ersparen uns die Abwandlung dieses Beispiels je nach Änderung der Quantität und Qualität der beiden Vordersätze (2, 2 § 4). Das Prinzip der Schlussfolgerung wäre demnach: alles was das Merkmal A besitzt, besitzt auch sämtliche Merkmale, von denen A ein Merkmal ist (2, 2 § 4, S. 188). B. Erdmann sagt im Anschluss an Kant: das Merkmal eines Merkmals ist ein Merkmal des Subjekts (a. a. O. S. 198). Nicht die Unterordnung des Subjektsumfangs des Untersatzes unter den Prädikatsumfang

des Obersatzes ist der Sinn des Syllogismus, sondern die Einordnung eines neuen Merkmals P in die Merkmalgruppe, welche das Subjekt S des Schlusssatzes ausmacht. Was mir das Recht giebt diese Einordnung vorzunehmen, steht noch in Frage; Mill behauptet vorläufig nur, dass, was beim natürlichen Schlussfolgern thatsächlich (analytische Sätze ausgeschlossen, für die der Satz der Identität das Prinzip der Verknüpfung zum Syllogismus ist) geschieht, nicht auf die Herstellung von Umfangsbeziehungen konkreter Begriffe sondern auf die Inhaltserweiterung individueller oder allgemeiner Vorstellungen ausgeht.

7a. Vom Werte des Syllogismus.

Nun aber zum Recht dieser Einordnung, dieser Inhaltserweiterung. Liegt eine solche überhaupt vor und giebt es überhaupt so etwas wie einen Schluss vom Allgemeinen aufs Besondere, von Bekanntem auf Unbekanntes? Spielt er überhaupt eine Rolle beim Entdecken und Beweisen unserer Erkenntnisse (S. 189)?

Die Gegner des Syllogismus werfen ihm vor: er enthalte eine petitio principii; die allgemeine Praemisse: alle Menschen seien sterblich, setze, um bewiesen zu sein, den Schlusssatz: Sokrates sei sterblich, und hinwieder dieser, um etwas Neues zu enthalten und als gefolgert auftreten zu können, den allgemeinen Satz voraus. Die Verteidiger, die sich zwar darauf berufen können, dass für das thatsächliche Denken der Syllogismus ein thatsächlicher Vorgang sei, müssen doch wieder zugeben, jeder Schluss sei ein fehlerhafter, der weniger enthalte als in den Vordersätzen schon ausgesagt sei. Was also bringt er Neues? Was ist seine eigentliche Funktion im Denken? Nach Mill liegt die Auflösung dieser Schwierigkeiten darin, dass man den Unterschied zwischen zwei Teilen des Denkprozesses, dem folgernden und dem registrierenden, übersehe und dem letzteren die Funktionen des ersteren zuschreibe (2, 3 § 3 S. 192). „Der Irrtum ist derselbe,

wie wenn man jemand auf seine Notizen als auf den Ursprung seiner Kenntnis verwiese. Wenn man jemand nach etwas fragt und er im Augenblick nicht imstande ist zu antworten, so mag er seinem Gedächtnis dadurch zu Hilfe kommen, dass er sich an ein Notizbuch wendet, das er bei sich trägt. Aber wenn man ihn fragte, wie die Thatsache zu seiner Kenntnis gelangte, so würde er kaum antworten, weil es in seiner Schreibtafel geschrieben stehe; es wäre denn das Buch, wie der Koran, mit einer Feder aus dem Flügel des Engels Gabriel geschrieben (ebd.)." „Angenommen, der Satz: der Herzog von Wellington ist sterblich, sei eine unmittelbare Folgerung aus dem Satz: alle Menschen sind sterblich: woher kommt dann unsere Kenntnis jener allgemeinen Wahrheit? Doch wohl aus der Beobachtung. Nun kann aber der Mensch nichts anderes beobachten als einzelne Fälle. Aus diesen müssen alle allgemeine Wahrheiten gezogen werden und in diese müssen sie sich wieder auflösen lassen; denn eine allgemeine Wahrheit ist nur eine Sammlung von Einzelwahrheiten, ein umfassender Ausdruck, durch den eine unbestimmte Menge einzelner Thatsachen mit einem Male bejaht oder verneint wird. Allein ein allgemeiner Satz ist nicht nur eine bündige Form, um eine Anzahl besonderer Thatsachen, die insgesamt beobachtet wurden, zu umfassen und im Gedächtnis zu bewahren. Die Verallgemeinerung ist nicht nur ein Verfahren des Benennens [gegen Hobbes!] sondern auch des Folgerns. Aus Fällen, die wir beobachtet haben, finden wir uns zu schliefsen berechtigt, dass was wir in jenen Fällen als wahr erkannt haben, auch für alle ähnliche, vergangene, gegenwärtige und zukünftige Fälle gilt, so zahlreich sie auch sein mögen. Wir fassen dann vermöge jenes glücklichen Kunstgriffs der Sprache, der uns gestattet von vielen Dingen so zu sprechen, als ob sie ein einziges wären, alles was wir beobachtet haben, nebst allem dem was wir aus unsern Beobachtungen folgern, in einen bündigen Ausdruck zusammen und haben

so nur einen Satz statt einer endlosen Menge im Gedächtnis zu bewahren oder mitzuteilen. Die Ergebnisse zahlreicher Beobachtungen und Schlüsse, sowie Anweisungen zahllose andere Schlüsse in unvorhergesehenen Fällen zu ziehen, werden alle in einen kurzen Satz zusammengedrängt (2, 3 § 3 S. 193)."

Nach dieser Lehre ist der Syllogismus ein Schluss vom Besonderen auf Besonderes. Die Allgemeinheit des Obersatzes (Alle M sind P) beruht auf einer sogenannten unvollständigen Induktion, die sich zunächst darstellt als Summierung oder Sammlung aller bisherigen Einzelerfahrungen; „alle" Menschen des obigen Beispiels will sagen: alle Menschen, die bisher gestorben sind, und die Folgerung steigt nicht von „allen" Menschen etwa auf den Herzog von Wellington herab, sondern von allen bisher beobachteten Einzelheiten auf jeden ähnlichen neuen Fall — ähnlich bis auf das zu erschließende Merkmal. Der Ausdruck im Obersatz (alle M sind P) wird also thatsächlich gar nicht quantitativ genommen, er nimmt nur vorweg was erst noch zu erweisen ist, und was zu beweisen jeder neue Fall die Anregung giebt: er hat, mit einem Worte, hypothetische Bedeutung. Der Schluss beruht auf der Substitution des Ähnlichen. Insofern ist die Folgerung zu Ende, wenn wir ausgesagt haben, dass alle Menschen sterblich sind. „Was wir weiter noch zu thun haben, ist ein Entziffern unsrer eignen Notizen (2, 3 § 3 S. 194)." Man könnte, ohne Mill inhaltlich zu ändern, sagen: der Syllogismus ist eine Aufforderung das im Obersatz niedergelegte Resultat bisheriger aber unvollständiger Induktion fortzusetzen. Das Recht der Induktion ist aber damit noch nicht erwiesen.

Wir müssen daher fragen: können wir von einzelnem auf einzelnes schließen, ohne einen allgemeinen Satz dazwischen zu schieben? Nicht nur wir können es, sondern wir thun es beständig. Alle unsere frühesten Schlüsse sind von dieser Art, lange bevor wir allgemeine Ausdrücke

(Mensch, Dreieck . . .) gebrauchen lernen. Das Kind, das sich die Finger verbrannt hat und sich nun hütet sie wieder ins Feuer zu stecken, hat geschlossen oder gefolgert, d. h. hat die Erwartung, dass ähnliche Dinge sich ähnlich verhalten werden, ohne je an den allgemeinen Satz „Feuer brennt“ gedacht zu haben. Auch Tiere folgern so. Selbst der Erwachsene schließt in der Regel viel häufiger aus einzelnen Erfahrungen als durch Vermittlung allgemeiner Sätze, die ihm durch Bücher oder Herkommen überliefert sind, z. B. bei allen Schlüssen von sich auf andere, bei allen Erwartungen, wie der andere sich verhalten werde. Das soll heißen: die Anzahl vorhergehender Erfahrungen bedingt keinen logischen sondern einen psychologischen Unterschied der Erwartung, der Folgerung, des Schlusses; die Erwartung tritt vielmehr ein bei jedem neuen Fall, der einen früheren ähnlichen in Erinnerung ruft. Das ist ohne Zweifel der Sinn der Ausführungen auf S. 195 ff. (2, 3 § 3). Es ist ein wichtiges Ergebnis, dass der Vorgang des Schließens bei der Induktion sein Recht nicht von der Anzahl der bisher beobachteten Fälle herleitet; der Grund der Substitution von ähnlichem für ähnliches kann also auch nicht in der Anzahl der Fälle liegen, die in die Formel des allgemeinen Satzes eingehen. Wenn Mill zusammenfassend sagt (S. 201): der Schlusssatz ist nicht eine aus dieser Formel sondern in Gemäßheit der Formel gezogene Folgerung, so ist die Wortfassung richtig, um den Syllogismus zunächst als ein Schlussverfahren zu kennzeichnen, dessen logisches Recht auf der unvollständigen Induktion ruht, die den allgemeinen Satz begründet. Wenn er aber das logische Recht der Induktion selber auf die „besonderen Fälle“ gründet, von welchen der allgemeine Satz berichtet und die er registriert, so sinkt er hinter die bereits erlangte Erkenntnis zurück. Denn es war bereits gesagt worden, dass wir von einzelnem auf einzelnes schließen (S. 195 ff.), und implicite erkannt wenn auch nicht ausgesprochen worden, dass die Folgerung bei jedem neuen

Falle eintritt, der einen früheren ähnlichen in Erinnerung ruft. Wir wollen sehen, ob Mill vielleicht doch noch den letzten Schritt gethan hat: ob er alles Folgern oder Schliefsen logisch auf das Gesetz der Identität begründet; ob er die Erwartung psychologisch darauf bezieht, dass die Wahrscheinlichkeit ihres Eintritts mit dem Umfang der bisherigen gleichförmigen Erfahrung verknüpft ist, mit der sie steigt oder fällt; ob er erkennt, dass die Erwartung, ihrem Grade nach an die Anzahl der Einzelfälle geknüpft, logisch nichts mit dem Vorgang des Folgerns oder Schliefsens zu thun hat, sondern sich auf die Gleichförmigkeit des Naturlaufs als ihre letzte empirische Voraussetzung bezieht. All das bedarf weiterer Aufklärung, bevor mitgeteilt wird, wie Mill die Rolle des so erklärten Syllogismus als Werkzeuges wissenschaftlicher Erfahrung, also methodologisch näher bestimmt.

8. Von der Induktion.

1. Halten wir uns an das Millsche Beispiel des Syllogismus. In ihm war der Obersatz (alle M sind P) Ausdruck einer ersten, d. h. einer sogenannten unvollständigen Induktion. Mill lässt nur diese als Induktion gelten, nicht jene Sätze, in denen „alle“ die Anzahl der Fälle einer Klasse erschöpft, also gar nichts erschliefst oder verallgemeinert, und die nichts anderes sind als die verkürzte Schreibweise einer Anzahl von Einzelsätzen (dieses und jenes A ist B, folglich ist jedes A B). Gleiches gilt von der Beschreibung einer Reihe von unmittelbar beobachteten Erscheinungen, so von dem Verfahren, das Kepler anwandte, um seine ersten Gesetze über die Planetenbahnen zu finden; er fixierte die unmittelbar beobachteten scheinbaren Orte des Planeten Mars; auch das war keine Induktion (3, 2 § 3 315). Die fälschlich sogenannte Induktion (inductio per enumerationem simplicem) hat lediglich Wert als Abkürzung; sie ist für die Logik kein Problem (3, 2 109 f.) Ein gewichtiges Problem sind dagegen die sogenannten mathematischen

Induktionen. Von ihnen, an denen sich ganz besonders die Natur des Millschen Empirismus erweisen läſst, wird später die Rede sein. Mill stellt sie *prinzipiell* zu den Urteilen, die, um gebildet zu werden, äuſsere und innere Wahrnehmung voraussetzen: zu den Erfahrungsurteilen. Als ihre Sondermerkmale seien hervorgehoben: 1. dass ihr Inhalt (die Materie der Empfindung nach Kants Terminologie) aus der Erfahrung stammt, a-posteriori ist; 2. dass sie eine *Synthese* enthalten, eine Verknüpfung von Bekanntem mit Unbekanntem im *Subjektsbegriffe*. Darum wurden diese Sätze oben synthetische Sätze a-posteriori genannt, während in Kants synthetischen Sätzen a-priori die Synthese im Fortschritt a-priori vom Subjekts- zum Prädikatsbegriffe bestehen soll. „Ein allgemeiner Satz," sagt Mill (3, 2 310), „ist ein solcher, in dem das Prädikat von einer unbegrenzten Zahl von Individuen bejaht oder verneint wird, nämlich von allen, es mögen viele oder wenige, wirklich vorhandene oder nur mögliche sein, welche die Eigenschaften besitzen, die das Subjekt des Satzes mitbezeichnet." Als „mitbezeichnend" gelten nach Mills Terminologie alle konkreten allgemeinen Namen (darüber 1, 2 § 5), Wörter wie weiſs, tugendhaft, sterblich abstrakt sind die zugehörigen Substantive Weiſse, Tugend, Sterblichkeit. Nach der Einordnungstheorie des Urteils würden wir sagen: einer unbegrenzten Anzahl von Individuen, die in allen Punkten bis auf das im Subjekt von ihnen ausgesagte Merkmal einander ähnlich sind d. h. sich ähnlich verhalten, wird dieses Merkmal zugesprochen. Solche Sätze nun sind identisch mit unsern synthetischen Sätzen a-posteriori. Sie stellen das Resultat einer Induktion dar, sie enthalten in Kurzschrift den Schluss:

S_1 ist P	S ist P_1
S_2 ist P	S ist P_2
S_3 ist P	S ist P_3
. . .	. . .
. . .	. . .
Alle S sind P.	Alle S sind P.

In dem kategorischen Schluss steht das Präsens für das Futurum. Alle Aussagen, alle Gesetze über das Verhalten der Natur haben diese Form. Sie sind Verallgemeinerungen der Erfahrung. Man zieht aus einigen Einzelfällen, in denen man eine Erscheinung auftreten sah, den Schluss, dass dieselbe in allen Fällen einer gewissen Klasse auftritt, nämlich in allen, die den früheren in dem gleichen, was man als die wesentlichen Umstände ansieht (3, 3 § 1 331). Schlüsse solcher Art sind eben die Induktionen. Wie kommen wir zu ihnen und was bedeutet die Ersetzung des Präsens durch das Futurum?

Mill giebt als logischen Grund der Induktion das fälschlich von ihm so genannte Axiom von der Gleichförmigkeit des Naturlaufs an, er entfernt sich in den entscheidenden Kapiteln (3 ff.) des dritten Buches also wieder von der eingangs fast schon erreichten Erkenntnis: dass die Anzahl der Fälle logisch für den Schluss unwesentlich sei; aber im Grunde nur der Darstellung nach. Der Vorgang wurde schon als Substitution von Gleichem für Gleiches bezeichnet, sie ist die Regel, nach der jedes Schlussverfahren vor sich geht, der Grund ist das Urgesetz alles Denkens, der Satz von der Identität: wir müssen gleiche (aber nicht identische! Vergl. darüber die Auseinandersetzung mit H. Spencer 2, 2 § 3 Anm.) Dinge zu verschiedenen Zeiten auf gleiche Weise vorstellen (A. Riehl, der philos. Kriticismus 2, 1 230; Erdmann Ph. Aufs. 203, 231). Soweit die logische Seite der Induktion in Frage kommt, enthält diese natürlich keine Aussage über Thatsächliches, sie besagt nur, dass wir im Verlauf der Denkbewegung die sowohl auf Qualitatives wie Quantitatives bezügliche Gleichung A=A festhalten (vergl. Riehl 2, 1 228). Auf Thatsächliches angewandt, wird dieser Satz 1. zu einer Hypothese: falls A=B ist, so gilt von B was von A gilt; 2. zu einem Imperativ an die Erfahrung (im gewöhnlichen Sinne genommen): ihr gegenüber machen wir das formale Prinzip des Denkens zu einem Prinzip des

Fortschritts in der Erkenntnis, es enthält thatsächlich (NB.) beim Prozess des Wissenwollens, wie A. Riehl (a. a. O. 2, 1 § 4 231 ff.) bemerkt, eine synthetische Funktion. Es tritt gegenüber jeder neuen Erscheinung, die eine andere irgendwie ähnliche wachruft, in Kraft und fordert uns auf den Grad dieser Ähnlichkeit zu bestimmen, um neue Merkmalbeziehungen zwischen Begriffen zu stiften. Da alles Erfahrbare (die Erfahrung) räumlich und zeitlich bestimmt ist, das logische Grundgesetz aber über die durch Raum und Zeit bedingten Verschiedenheiten der Denkinhalte hinwegsieht, sie als logische Unendlichkeiten (Dühring, Riehl), als Begriffe behandelt: so erhält diese Gleichsetzung von ähnlichen, aber durch ihre räumliche und zeitliche Bestimmtheit unterscheidbaren Erscheinungen und Ereignissen in jedem einzelnen Falle den Charakter einer Hypothese. Darum nennt Sigwart den Induktionsprozess ein hypothetisches Versuchsverfahren, das an der Übereinstimmung der Konsequenzen eines angenommenen Satzes mit den gegebenen und immer fortschreitenden Wahrnehmungen prüft, ob er als die Regel angenommen werden darf, der das bekannte einzelne folgt, und das die angenommenen Sätze sofort aufgeben muss, sobald ihre Konsequenzen den beobachteten Thatsachen widersprechen. Als Beschreibung des Induktionsprozesses würde Mill diese Darstellung Sigwarts (3², 5 § 93 429 ff.) ohne weiteres unterschreiben. Aber es leuchtet ein, dass die Erfahrung, gemessen an der durch das Gesetz der Identität umschriebenen Denknotwendigkeit, erst diesen hypothetischen Charakter erhält, mithin dieses Gesetz ein Bestandteil des Induktionsprozesses ist; was Erdmann (a. a. O. 221) hervorhebt, Sigwart dagegen abzulehnen scheint (ebd. 422 ff.). Da Mill ein sehr deutliches Bewusstsein von dem Unterschied zwischen der rationellen Allgemeinheit (vergl. d. Defin. der allgemeinen Sätze, oben S. 91) und der empirischen Allgemeinheit einer erschöpfenden Anzahl hat (Riehl a. a. O. 1, 325; dazu noch Mill 3, 3 § 3 339), darf man über die

Schwankungen seiner Darstellung im einzelnen hinwegsehen und in ihr die Anerkennung dieses logischen Bestandteils finden. Nur wird sie verdunkelt durch den Nachdruck, den er auf einen andern Bestandteil des Induktionsprozesses legt: auf die empirische Voraussetzung von der Gleichförmigkeit der Natur.

2. Jedem Schluss aus der Erfahrung liegt sie zu Grunde. Mill sagt zu ihrer Charakterisierung, sie sei eine zusammengesetzte Thatsache und bestehe aus all den besonderen Gleichförmigkeiten, welche inbezug auf einzelne Erscheinungen gelten. Statt von Gleichförmigkeit sollte man daher besser von Gleichförmigkeiten sprechen. Eine gewisse Thatsache erfolgt unabänderlich, sobald gewisse Umstände vorhanden sind, und erfolgt nicht, wenn sie abwesend sind; dasselbe gilt von einer zweiten Thatsache, und so fort ins Unendliche. Aus diesen gesonderten Fäden der Verbindung zwischen Teilen des großen Ganzen, das wir Natur nennen, aus diesen verschiedenen Gleichförmigkeiten also setzt sich notwendig ein allgemeines Gewebe zusammen, wodurch das Ganze zusammengehalten wird. Man nennt diese Gleichförmigkeiten, wenn sie durch eine ausreichende Induktion festgestellt sind, Naturgesetze (3, 4, § 1).

Nun brauchen aber „Gleichförmigkeiten“ nicht solche der Aufeinanderfolge sein, es giebt auch solche der Gleichzeitigkeit; solche, die als Beziehungen unter gleichzeitigen Erscheinungen bestehen: die Gesetze der Zahl, der Ausdehnung und der Gestalt. Es widerspricht also zunächst Mills eigenen Voraussetzungen, dass die Kausalität, als eine die Aufeinanderfolge der Erscheinungen in der Zeit beherrschende „Gleichförmigkeit“, über alle anderen gesetzt wird, was gleich hinterher geschieht. Das konnte nur geschehen, indem er unkritisch „Gleichförmigkeiten“ nebeneinanderstellte: solche materiellen Inhalts, welche thatsächlich über den Gang der Natur generelle Aussage enthalten und auf induktivem Wege gefunden werden

— Naturgesetze, und solche von rein formaler Beschaffenheit, welche den Prozess der Induktion beherrschen und bei der Bildung von synthetischen Urteilen a-posteriori die Funktion übernehmen die Synthese herzustellen: die von Kant so genannten synthetischen Urteile a-priori, welche ja nur diese Funktion umschreiben. Auf diesen fundamentalen Unterschied kommen wir zurück. Die Verwechslung ist aber ganz offenbar, da, wie erwähnt, bald alle Gleichförmigkeiten nebeneinandergestellt werden, bald der Satz von der Gleichförmigkeit der Natur, bald das ihm fälschlich von Mill gleichgesetzte Kausalgesetz als die „Wurzel der Induktion" (3,5 § 1 13) in den Vordergrund tritt. Ich verlasse für einen Augenblick die Würdigung des zweiten Bestandteils der Induktion, um den Folgen der eben hervorgehobenen Verwechslungen nachzugehen.

Aus dem was eingangs Kapitel 5 ausgeführt wird, geht nämlich hervor, dass Mill zeitweilig (Buch 3) jene allgemeinen Sätze im Auge hat, die an der Spitze der Syllogismen stehen und unter welche die einzelnen Wahrnehmungen subsumiert werden sollen. Gelingt es eine Übersicht der sogenannten „natürlichen Gleichförmigkeiten" zu geben, die für alle menschlichen Zwecke völlig gewiss und allgemein sind: dann wären wir „mittelst dieser Gleichförmigkeiten imstande eine Menge anderer Induktionen" auf dieselbe Stufe der Gewissheit zu heben. Hiernach sucht Mill Sätze, die dem Erkenntnisprozess sozusagen als konstante Ausgangspunkte dienten und, was ihren Erkenntniswert betrifft, den Charakter von Kants synthetischen Sätzen a-priori teilten; Sätze von strenger Unverbrüchlichkeit (3, 5 § 1 13), mit welchen verknüpft alle Einzelerfahrungen und Einzelwahrnehmungen objektiv würden, d. h. den höchsten logisch erreichbaren Grad von Gewissheit erhielten. Alle Einzelwahrnehmungen könnten dann betrachtet werden als Wirkungen von Gesetzen, die in den Obersätzen der Syllogismen umschrieben sind. Sind diese obersten Gleichförmigkeiten einmal da, so wären alle Objekte und That-

sachen, welche die individuelle Erfahrung uns bietet, als Fälle aufzufassen, in denen das Gesetz (eben jene Gleichförmigkeit) sich zur Anschauung bringt.

Man wäre zunächst versucht an die Auffassung zu denken, welche Riehl (2, 1 230) und Sigwart (III, 5 § 93, 428) von der Induktion als der umgekehrten Operation der Deduktion mit Jevons teilen. All reasoming may be said to be either directly or inversely deductive (Pr. Sc. 152), sagt Jevons, und thatsächlich besteht auch nach Mill (3, 5 Anfang) der „logische Fortschritt“ der Erkenntnis darin die Erfahrung zuerst als einen wirren Haufen besonderer Wirkungen (Jevons: maze of particular results) zu betrachten, die, mit Gesetzen (den Millschen Gleichförmigkeiten) syllogistisch verknüpft, wissenschaftlich begriffen und notwendig werden. Dies ist ganz sicher auch Mills rationalistisches Ideal. Aber bis dahin ist ein weiter Weg, der nur begangen werden kann, wenn Mills sogenannte Induktionen von strenger Unverbrüchlichkeit gegeben sind. Das Ideal will erreicht, die obersten Induktionen wollen irgendwie gewonnen sein. Jevons' Auffassung setzt voraus, dass diese irgendwie gegeben sind. Aber selbst dann ist die Induktion nicht einfach die umgekehrte Deduktion. Mill könnte sagen: sie sei es in dem was für sie als Induktion nicht das Wesentliche ist, nämlich bei der vorläufigen Unterordnung der neuen Sonderfälle unter die ihnen zugehörigen Gesetze nach Analogie früherer Klassifikationsversuche. Er würde sagen können: für dieses Verfahren als Induktion sei nicht die deduktive Ableitung des Einzelfalles vom zugehörigen Gesetz (als dem Obersatz eines Syllogismus) das Wesentliche, sondern die Kontrolle und Verrifikation des Gesetzes durch jeden neuen Einzelfall, wofür die Regeln des Syllogismus nicht ausreichen. Die Form des Syllogismus umkleide nur die Frage: hatten wir ein Recht die Wiederholung paralleler Fälle von einer bestimmten Beschaffenheit anzunehmen, z. B. eine durch ein Gesetz (z. B. der Lichtbrechung beim Durch-

gang eines Strahl durch verschiedene Medien) zum Ausdruck gebrachte Gleichförmigkeit der Natur? Der Nutzen des Syllogismus (s. o. S. 86 ff.) liegt eben darin die Kontrolle und Verifikation in die Wege zu leiten, er ist ein Kontrollverfahren zur Sicherung des Wissens; er dient als „Bürgschaft“ des richtigen Schliefsens, und darum bestehen wir darauf, dass das Schliefsen von Einzelheiten auf Einzelheiten seinen Weg durch einen allgemeinen Satz mache (2, 3 § 8 216). Wir bedienen uns seiner, um uns der Richtigkeit der bisherigen Induktion zu vergewissern, aber in keiner Weise gehört das Verfahren, uns von der Richtigkeit unseres Thuns zu überzeugen, zu diesem Thun selber (2, 3 215). Der Typus für dieses „Thun“ ist einfürallemal folgendes Schlussverfahren: Gewisse Einzelfälle besitzen ein gegebenes Merkmal; ein neuer Fall gleicht den früheren in gewissen anderen Merkmalen; folglich gleichen sie ihm auch in dem gegebenen Merkmal (S. 213). In dem aufgegebenen Beweis, der durch besondere methodologische Regeln bewerkstelligt wird, ist keine deduktive Operation zu entdecken, nur lässt sich die Aufgabe syllologisch darstellen.

Nach Buch 3, Kap. 5, denkt Mill an das Ideal des Wissens, von dem oben schon die Rede war: an den Besitz von Sätzen von rationeller Allgemeinheit, aus denen sich jeder wirkliche oder mögliche Einzelfall begreifen lässt. Selbst aber bei solchem unvermeidlich rationalistischen Erkenntnisideal würde für die Begründung der Klassifikation der Einzelfälle die Deduktion kein richtiges logisches Schema sein, würde die Unterordnung des Einzelfalls unter den angenommenermafsen feststehenden Satz von rationeller Allgemeinheit abhängen von dem Erkennen der Zugehörigkeit des individuellen Falles zur Regel, was kein Aufsteigen von dem als Konklusion aufgefassten Einzelfall zu den Prämissen, keine umgekehrte Deduktion also bewirken könnte, sondern ein Vergleich derselben mit irgend einem Einzelfalle, dessen Zugehörigkeit zu der all-

gemeinen Regel anderweitig sicher wäre. Mill sagt einmal in seiner Polemik gegen Dr. Whewell (3, 2 § 5 329): Induktion ist Beweis. Damit bezeichnet er die Sonderaufgabe einer Theorie der Induktion, der Induktion im engeren Sinne. Der Syllogismus tritt in einem späteren Stadium des Erkenntnisprozesses ein, nämlich sozusagen als Hilfskonstruktion, wenn wir die Gesetze erst haben (vergl. Erdmann, a. a. O. 235). Woher erhalten wir die? Doch nicht mittelst Deduktion. Vielmehr „induzieren" wir, wie Mill sagt, diese obersten Induktionen. Damit wären wir auf die Analyse des allgemeinen Charakters der Induktion zurückverwiesen, deren Bestandteile wir der Reihe nach herauszustellen suchen.

3. Wir sind nun der Lösung des Induktionsproblems um einen Schritt näher gerückt 1. durch die Erkenntnis, dass die Induktion keine Umkehrung der Deduktion sei; 2. dass sie sich oft darstellen lässt als Syllogismus mit einer Hypothese (dem angenommenen Gesetz) als Obersatz. Letzteres gilt aber nur von Obersätzen materiellen Inhalts.

Mill sagt nun, indem er jenen fundamentalen Unterschied zwischen obersten Induktionen materiellen Inhalts und allgemeinen Sätzen formalen Inhalts, die eine konstante Verstandesfunktion umschreiben (den synthetischen Sätzen a-priori) übersieht (s. o. S. 94 f.): jeder Induktionsschluss lasse sich als ein Syllogismus denken, dessen konstanten letzten Obersatz das Axiom (!) von der Gleichartigkeit des Naturlaufs sei, etwa von der Form:

Was in einigen Fällen gilt, gilt in allen Fällen.
S . . . . P. gilt in einigen Fällen.
S . . . . P. gilt in allen Fällen.

B. Erdmann hat mit Recht darauf hingewiesen, dass die konstante Prämisse dieses merkwürdigen Syllogismus gar keine Prämisse sei, sondern der Grundsatz (s. u.), nach dem alles Schließen stattfindet. Indem wir das annehmen, entgehen wir dem Vorwurf, der Mills Ausführungen in ihrem Wortverstande gemacht werden durfte (Wundt I 606 f.; II, 1 22 ff.):

dass er auf eine vollständige Induktion, die ihrerseits auf einer bloſsen Aufzählung beruht, das logische Recht der eigentlichen, d. h. unvollständigen Induktion gründe. Jener sogenannte konstante Obersatz aller Induktionsschlüsse beweist als Prämisse für den Schlusssatz nichts, er trägt zu seinem materiellen Inhalt nichts bei (Erdm. 219 f.). Dass diese konstante Prämisse, „der letzte Obersatz bei allen Induktionen“, aber eine besondere Funktion beim Induktionsverfahren zu erfüllen habe, hat Mill sehr wohl gefühlt, indem er, der anfänglichen Gleichsetzung mit anderen Gleichförmigkeiten (materiellen Inhalts) ungeachtet, den Satz von der Gleichförmigkeit des Naturlaufs als das Hauptaxiom der Induktion bezeichnet, d. h. implicite für den Induktionsprozess als solchen ihm eine besondere Bedeutung beimisst. Neben den logischen Bestandteil der Induktion, dem Gesetz der Identität als Prinzip des Schlieſsens, tritt somit als zweiter Bestandteil jenes sogenannte Hauptaxiom der Induktion. Da dieses „Axiom“ nach Mill selber auf Induktion beruht, so kann es kaum ein Axiom im eigentlichen Verstande sein, nämlich die Beschreibung einer Anschauungs- oder Denknotwendigkeit, einer konstanten und unabweislichen Funktion unsres Verstandes beim Denken und Anschauen (vergl. Sigwart 1, 2 § 48 411). Nach Mills Beschreibung (3, 3 § 1 332) ist diese umfassendste Verallgemeinerung eine der letzten oder wenigstens eine von denen, die am spätesten den Charakter streng wissenschaftlicher Genauigkeit (?) erlangt haben. Ihr voraus ging die Erfahrung von einzelnen vorhandenen Gleichförmigkeiten, und auf Grund dieser Beobachtung einzelner sich unerschöpflich erneuernder paralleler Fälle (Wasser löschte immer den Durst, Speise nährte immer) bildete sich die Überzeugung, dass die Natur in ihrem Sein und Wirken sich gleichbleibe (denn das ist der Sinn des Satzes), eine Überzeugung, die dann wieder in jeder einzelnen Induktion als Voraussetzung enthalten ist (vergl. 3, 3 § 1 331). Mit B. Erdmann (a. a. O. 217) könnte man diese empirische

Voraussetzung Mills als allgemeine Hypothese bezeichnen, die wir gebrauchen, wenn wir versuchen vorherzuwissen, und man könnte hinzufügen, dass sie sich nur durch den Erfolg rechtfertige. Diese Rechtfertigung durch den Erfolg stellt aber, wie Mill selber hervorhebt (a. a. O. 332), keine [logische] Erklärung des Induktionsverfahrens, sondern nur ein psychologisches Motiv dar.

4. Wie verhält sich der logische Bestandteil der Induktion zum psychologischen Motiv? Wir haben gesehen, dass der Schluss im Induktionsverfahren durch das Gesetz der Identität herbeigeführt wird (s. o. S. 92), und dass dieses Funktionsgesetz des Verstandes der (sogenannten gewöhnlichen) Erfahrung gegenüber eine synthetische Funktion ausübt (s. S. 98 § 3): er setzt, auf die dargebotene Ähnlichkeit im Aussehen und Verhalten verschiedener Fälle hin, diese Fälle als gleich, indem er über ihre Differenziertheit durch Raum und Zeit und Qualitätsnüancen hinwegsieht. Es war gezeigt worden, dass bei Mill implicite die Anerkennung dieses logischen Bestandteils vorhanden war: er hat mehr gefühlt als deutlich gesehen, dass der Anspruch des Induktionsschlusses auf rationelle Allgemeinheit daher rührt. Er hat andererseits sehr deutlich gesehen, dass die Einzelwahrnehmungen, der Ausgangspunkt aller wissenschaftlichen Erfahrung, in ihrem wirklichen Verhalten nicht von innen heraus bestimmt werden, aber sich thatsächlich stets so verhalten, als ob sie es wären, thatsächlich dem Bedürfnis nach einer rationell geordneten Erkenntnis entsprechen (vergl. Riehl, a. a. O. 2, 1 236). Das ergab das psychologische Motiv im Induktionsverfahren.

Mill setzt schliefslich, entgegen seinen ersten Unterscheidungen (s. o. S. 94 ff.), die empirische Voraussetzung der Induktion und das Kausalgesetz gleich, und auch Wundt (a. a. O.) meint, jener „Grundsatz“ sei nichts anderes als das Kausalgesetz. Erdmann scheidet sie (a. a. O. 214 f.) angemessenerweise. Dass das Wirkliche sich gleich bleibe in Sein und Wirken, scheint sich von dem Satze „gleiche

Ursachen bringen die gleichen Wirkungen hervor“ nicht wesentlich zu unterscheiden, aber der Sinn des ersten Satzes geht thatsächlich viel weiter als der des zweiten; wir setzen nach ihm voraus, dass auch die gleichzeitigen Beziehungen gleichförmig bleiben. Da Mill auch die Mathematik als eine Art Erfahrungswissenschaft bezeichnet, so hätte er das Kausalgesetz als besonderen Bestandteil der Induktion für die in der Zeit erfolgenden Erscheinungen hervorheben müssen.

9. Das Kausalgesetz.

1. Uns sind diejenigen Erkenntnisse, die es mit der Ordnung der Aufeinanderfolge zu thun haben, am wertvollsten; selbst die Gesetze des Raumes und der Zahl erhalten ihre praktische Bedeutung dadurch, dass sie sich auf Bewegungen von Körpern, etwa zur Bestimmung der Planetenbahnen, auf Wirkungen von Kräften (um sie aneinander zu messen; Gröſsengleichungen), kurz auf Phänomene der Aufeinanderfolge anwenden lassen. Giebt es daher ein Gesetz, welches die Ordnung der Erscheinungen in der Zeit betrifft, so ist es für die Theorie der Induktion, für die Lehre von den logischen Mitteln, wie wir zu unsern Erkenntnissen gelangen, von grundlegender Bedeutung. Darum nennt Mill das Kausalgesetz die W u r z e l der ganzen Lehre von Induktion (3, 5 § 2).

2. Mill umschreibt das Gesetz auf folgende Weise: Zwischen den Erscheinungen, die in irgend einem Augenblick gegeben sind, und denen, die im nächstfolgenden Augenblick vorhanden sind, herrscht eine unabänderliche Ordnung der Aufeinanderfolge. Auf gewisse Thatsachen folgen gewisse andere Thatsachen immer und werden dies, wie wir glauben, immer thun. Das unwandelbare Antecedens nennt man die Ursache, das unmittelbare Consequens die Wirkung. Und die Ausnahmslosigkeit des ursächlichen Gesetzes besteht darin, dass jedes Consequens mit einem bestimmten Antecedens oder einer Gruppe von Antecedentien

verknüpft ist. Es sei die Thatsache, welche sie wolle: sobald sie zu existieren begonnen hat, so war ihr eine oder waren ihr mehrere Thatsachen vorangegangen, mit denen sie unabänderlich verknüpft ist. Jeder Thatsache oder jedem Ereignis gegenüber haben wir die unzweifelhafte Gewissheit, nicht nur, dass es zu einer Reihe paralleler Fälle gehöre, denn darauf beruht ja erst, wie sich durch Vergleichung mit ähnlichen bereits bekannten Fällen gezeigt hat, die Möglichkeit in jedem Einzelfall genau zu bestimmen, was als Ursache und Wirkung zusammengehöre; sondern dass Gesetze jede Erscheinung in ihrem Dasein und Sosein bestimmen (ebda.). Auf der ausnahmlosen Wahrheit dieser Annahme, die wir machen wenn wir erkennen, beruht die Möglichkeit das Erkenntnisverfahren auf Regeln zurückzuführen.

Von einem Antecedens als Ursache eines Consequens zu sprechen, ist jedoch ungenau, in Wirklichkeit handelt es sich immer um die Gesamtheit von Antecedentien, um eine Mehrheit von Bedingungen für das Consequens. Jede Thatsache oder Erscheinung, die einen Anfang in der Zeit hat, entsteht unausweislich, wenn eine gewisse Kombination von positiven Thatsachen vorhanden ist, vorausgesetzt, dass gewisse andere positive Thatsachen nicht vorhanden sind (3, 5 § 3 S. 19), welche hindern, dass die Wirkung in die Erscheinung tritt. Ferner ist von dem wissenschaftlichen Begriff der Ursächlichkeit die der populären Vorstellung anhaftende Unterscheidung zwischen einem thätigen und einem leidenden Element fernzuhalten. Diese Unterscheidung ist nur sprachlicher Natur, es soll damit der scheinbare Widersinn umgangen werden, als ob ein Gegenstand sich selber verursachte. Wenn ein Stein zur Erde fällt, so ist er nach der Lehre von der Schwerkraft ebenso sehr Agens wie die Erde, die den Stein nicht nur anzieht, sondern auch von ihm angezogen wird. Spricht man von den sinnlichen Eigenschaften der Dinge, von seiner Farbe, seiner Härte, seinem Geschmack, so ist die „Sub-

stanz“, d. h. das was macht, dass die Sinnesreize zeitlich und räumlich zusammengehören („perdurability of attributes“), offenbar die erzeugende Ursache, unsere Organe dagegen erleiden die „Affektion“; thatsächlich ist die Sinnesempfindung als sogenannte Wirkung einer Affektion von aufsen ihrem Dasein und ihrer qualitativen Beschaffenheit nach bestimmt 1. durch die Beschaffenheit der sinnlichen Endapparate, 2. des erkennenden Bewusstseins und 3. der „Gesetze“ des äufseren Gegenstandes. Beim Sehen kommt nicht das Licht allein als Ursache in Anschlag, sondern daneben die Eigenschaften des Auges, des Gehirns und des sichtbaren Gegenstandes (vergl. 3, 5 § 4 S. 25). Die wesentliche Voraussetzung für Mills Begriff der Ursächlichkeit ist also: immer Zusammenhänge von Erscheinungen anzunehmen, die ohne z e i t l i c h e Lücke aufeinander folgen; das Wort Ursache bezieht sich auf die Vereinigung von ihnen (3, 5 § 6 S. 33), „bei deren Auftreten irgend eine andere Erscheinung unabänderlich erfolgt oder ihren Anfang nimmt.“ Ob die Wirkung mit der letzten ihrer Bedingungen der Zeit nach zusammenfällt oder diese unmittelbar nachfolgt, erklärt Mill zwar für belanglos, doch da sie ihr auf keinen Fall vorangehen soll (ebda.), so spielt die Zeit doch wieder für das wissenschaftliche Bedürfnis, die Erscheinungen nach wirkenden und bewirkten zu scheiden, eine Rolle.

3. Danach also wäre, mit Kant zu reden, „die Zeitfolge das einzige empirische Kriterium der Wirkung.“ Um die Willkürlichkeit des subjektiven Vorstellungsablaufs von dem gesuchten objektiven Kausalzusammenhang der Naturerscheinungen zu scheiden, gäbe es also kein anderes Kriterium! Wir zerlegen den Vorgang in zeitlich aufeinanderfolgende Teile, wir wissen nicht was wirkt, aber da wir die Zeitfolge des Geschehens nicht umkehren können, so zählen wir diese Aufeinanderfolge mit unter die Bedingungen, die da sein müssen, damit etwas anderes, eben die Wirkung, eintrete. Mill fügt, wie Hume, dem Begriffe

der Aufeinanderfolge das weitere Merkmal der Unabänderlichkeit hinzu. Der Grund die Abfolge von B auf A als kausale Einheit aufzufassen, liegt in der Wahrnehmung, dass sie sich regelmäſsig wiederholt. Zahlreiche Fälle regelmäſsiger Succession wurden beobachtet, es zeigte sich eben, dass in der unerschöpflichen Fülle der Veränderungen im Naturlauf sich unzählige parallele Fälle finden, die sich in Gruppen von Gleichförmigkeiten (den sogenannten empirischen Naturgesetzen) ordnen lassen, und auf Grund dieser Wahrnehmung, die die gemeine Erfahrung zur Voraussetzung hat, bildet sich die Erwartung, dass jede Veränderung „verursacht" sei, d. h. andere ihm regelmäſsig vorangehende Veränderungen zur Existenzbedingung habe. Diese Erwartung wird zum Grundprinzip der Forschung gemacht, die gemeine Erfahrung durch fortgesetztes Aufmerken auf den wirklichen Naturlauf zum wissenschaftlichen Begriff der Erfahrung idealisiert. Wir machen, sagt Mill (3, 4 § 2), die Erfahrung zu ihrem eigenen Prüfstein. Es giebt eben keinen anderen; vergleichen, Ahnlichkeiten und Verschiedenheiten wahrnehmen und auf sie reflektieren: das sind die Mittel des beobachtenden Geistes, Ordnung in die Mannigfaltigkeit des Wahrgenommenen zu bringen. Ganz im Anschluss an Mill sagt Meinong (a. a. O. II § 6 698): Kausalität ist eine Vereinigung bestimmter Vergleichungs- und Verträglichkeitsfälle. Dem Sinnesreiz, als einem ursprünglichen (phänomenalen) Datum, tritt nach Locke, Hume, Mill die Reflexion gegenüber; aber nicht als schöpferisches Prinzip, sondern als Fähigkeit die unter Regung von Aufmerksamkeit im Gedächtnis sich aufspeichernden Assoziationen nach Gesichtspunkten (Ähnlichkeit, regelmäſsige Abfolge u. s. w.) zu ordnen, die an den Erscheinungen selbst wahrgenommen werden. Später treten solche Gruppierungen und Verallgemeinerungen, solche zu „Gesetzen" erhöhten Erwartungen über den Naturlauf (wie das Kausalgesetz), kurz solche begrifflichen Apperzeptionsfundamente allen neu aufgenommenen Bewusstseinsinhalten als spontane

Verstandeshandlungen, als synthetische Urteile „a-priori" gegenüber; so wie Urteile und Beurteilungen unserer Väter in uns zunächst als Vorurteile wirken. In ähnlichem Sinne lässt auch Spencer in dem Streit über das Apriori unsre Konstruktionsprinzipien der Erfahrung für das Individuum a-priori, für die Rasse aus der Erfahrung erworben (a-posteriori) sein. Für die Abschätzung des Wertes der Erkenntnis macht diese psychogenetische Erklärung aber keine Änderung: in der Ordnung der Erfahrung, wie sie die einzelnen Generationen auf der Höhe ihres jeweiligen wissenschaftlichen Bewusstseins schaffen, spiegelt sich stets der ursprüngliche Charakter der Phänomenwelt. Zu ihren Daten wird nichts hinzugesetzt, sie werden vielmehr immer aufmerksamer registriert, und frühere Registraturen werden durch spätere ergänzt und berichtigt. Nach Mill erschöpft sich die Spontaneität des Verstandes in einer solchen Registrierarbeit.

4. So erklärt Mill überhaupt Entstehung und Funktion sämtlicher Beziehungsbegriffe wie auch der Axiome des Anschauens: sie tauchen als konstante Faktoren an und mit den variablen Bewusstseinsinhalten auf. Ihrer Ähnlichkeit, Verschiedenheit, Verträglichkeit, der stets gleichen Art sie räumlich anzuschauen und zeitlich zu ordnen werde ich gewahr. Der Grund zwischen ihnen, d. h. den Phänomenen, hin- und herzuwandern und Beziehungen zu stiften, liegt in keinem Willkürakt des „spontanen" Verstandes, in keinem schöpferischen Zusatz zu den gegebenen Sensationskomplexen, sondern in diesen selber; die Ähnlichkeiten, Verschiedenheiten und Gleichförmigkeiten „kommen" nicht aus dem Verstande, der Grund sie wahrzunehmen liegt in einem von diesen ausgehenden Zwange und kann darum nicht weiter erklärt werden. Und weil diese Faktoren in jedem individuellen Bewusstsein thatsächlich konstant befunden wurden, ist 1. eine Objektivierung der Individualerfahrung thatsächlich möglich, eben durch Beziehung auf diese sogenannten Formen der Anschauung und des Denkens;

sind sie 2. sehr wohl bislang a-priori bestimmbar gewesen. Aber die a-priori Bestimmbarkeit ist eine Apriorität ex eventu (vergl. Wundt, Philos. Studien VII, 1 19 ff.), hinkt hinterher und ergreift keineswegs den „rohen Stoff“ der Empfindung, sie kann eine logische Notwendigkeit und rationelle Allgemeingültigkeit inbezug auf Thatsachen nicht begründen; die Konstanz ihres Auftretens an und mit den Phänomenen ist eben auch nur eine auf bisher unwidersprochener Erfahrung beruhende — Thatsache.

5. Diese a-priori Bestimmbarkeit deckt sich nun vollkommen mit dem Kantischen Zauberwort „transszendental“: sie macht eine Erfahrung, eine Ordnung mannigfaltiger Empfindungsinhalte in Raum und Zeit und nach den Beziehungsbegriffen des Verstandes „allererst“ möglich. Durch Besinnung (Reflexion) auf sie finde ich den Inhalt der sogenannten „Normalvernunft“ (Windelband) oder des Bewusstseins überhaupt, die ganz leeren Schemata der Anschaubarkeit und Denkbarkeit der Dinge; wären sie nicht konstant, so gäbe es eben thatsächlich keine Erfahrung. Für unser Denken, sagt Paulsen (Kant, S. 191) im Sinne Humes, ist es wirklich ein „glücklicher Zufall“, dass Erfahrung möglich sei. Aber die Evidenz, die den Axiomen der „reinen“ Anschauung und Grundsätzen des „reinen“ Verstandes, als den Umschreibungen unsrer konstanten Art anzuschauen und vorzustellen zukommen, ist darum doch nur dem Grade nach von der Evidenz verschieden, welche der Materie der Aussage anhaftet. Wird die „Materie der Empfindung“ unsrer Bewusstseinsinhalte, der „rohe Stoff sinnlicher Empfindungen (Kant)“, künstlich von den Formelementen (s. o.), mit denen sie in aller analysierbaren Erfahrung gleichzeitig gegeben ist, getrennt, wird diese Abstraktion als real gesetzt und hinterher die Frage aufgeworfen, wie die Formelemente an den „Gegenstand“ kommen, so kann man, den Boden des Phänomenalismus verlassend, die Spontaneität des Verstandes der Rezeptivität der Sinnlichkeit gegenüberstellen und den Gesetzen

der Anschauung und des Verstandes die schöpferische Funktion zumuten das zufällige Gewühl von Empfindungen begreifbar, d. h. zu dem zu machen, was wir Natur nennen; kann man, mit einem Worte, die Gesetze der Verstandesthätigkeit zu Gesetzen für die Natur machen, den Verstand die Natur „hervorbringen" (vergl. H. Cohen [2], Kants Theor. d. Erf. [2] 308 f.) lassen. Aber thatsächlich bewegt sich die ganze transszendentale Deduktion, die auf die a-priori Bestimmbarkeit der sogenannten Formelemente unsrer Erkenntnis die „wahre Allgemeinheit und strenge Notwendigkeit" der Urteile gründen will, in denen ihre Funktionen beschrieben werden, in einem Zirkel. Denn in ihrer a-priori Bestimmbarkeit, als einem letzten Datum, ist selbst nichts Rationelles mehr, sie ist vielmehr ein konstanter Zufall, der nach Mill auf lückenhafte Erfahrung, auf einer Induktion per enumerationem simplicem, auf einer Assoziation beruht, die darum unauflöslich ist, weil eben der Zufall sich als konstant erwiesen hat und fortwährend erweist. Das ist der Sinn des Millschen Empirismus. Die Diskussion der mathematischen Wahrheiten wird darauf zurückführen.

6. Es hat sich gezeigt, dass Mills Charakterisierung des Kausalgesetzes als einer verallgemeinernden Assoziation (Wind. Pr. 222) im Grunde genau mit Kants sogenanntem transszendentalen Beweis desselben übereinstimmt. Soll Erfahrung, gewöhnliche oder wissenschaftliche, möglich sein, so müssen sich die Erscheinungen nach Gleichförmigkeiten der Abfolge in der Zeit fürderhin verknüpfen lassen, wie sie sich bisher nach solchen gegliedert haben. Sie ist teleologisch, aber nicht logisch-rationell begründet. Eine absolute Notwendigkeit, auf welche Kant hinauswollte, giebt es nirgends im Gebiet der Erkenntnis, nicht einmal bei dessen obersten Prinzipien. Wenn Mill sagt, auf der „Ausnahmslosigkeit" der Geltung des Kausalprinzips beruht die Möglichkeit das induktive Verfahren auf Regeln zurückzuführen (3, 5 § 2 15), so heiſst das nach dem Zusammenhang seiner Lehre: absolute Notwendigkeit kommt ihm

rückwärts zu, in Bezug auf die abgelaufene Erfahrung, vorwärts ist es ein Glaube, ein Postulat an die Erfahrung.

7. Ein naheliegender Einwurf gegen die Millsche Kausaltheorie betrifft den Begriff der unabänderlichen Folge. Folgt nicht der Tag auf die Nacht? und wer wollte auf diese Folge den Begriff der Unabänderlichkeit anwenden? Scheint nicht vielmehr in diesem Begriff der Kausalität der Begriff der Notwendigkeit zu stecken, von dem die Millsche Definition gänzlich Abstand nimmt? Auf diesen Einwurf geht Mill ausführlich ein (3, 5 § 5). Nicht nur unabänderlich sondern auch unbedingt muss die Folge sein. Nur dann sprechen wir von ursächlichen Verknüpfungen, wenn wir die Veränderung als Folge letzter Ursachen im Unterschied von abgeleiteten Gesetzen erwiesen haben; dann erst haben wir sie begriffen. Die Zurückführung auf „uranfängliche Ursachen und deren Kollokationen" ist also nach Mill (Logik 3, 5 § 7) das Ideal jeder Kausalerklärung; ein Ideal, dem sich die atomistische Grundhypothese der modernen Naturwissenschaft anpasst. Wir wissen aus Erfahrung, dass von einander unabhängige und durch einander nicht bedingte Erscheinungen von einem und demselben Agens abhängen. Die Erde veranlasst den Fall schwerer Körper und zugleich, in ihrer Eigenschaft eines schweren Magneten, die Erscheinungen der Magnetnadel. Ein Bleiglanzkrystall „verursacht" die Sinnesempfindungen der Härte oder Schwere, der kubischen Gestalt, der grauen Farbe und vieler andern, zwischen denen wir keinen wechselseitigen Zusammenhang nachweisen können. Mill ist sich bewusst, dass solche Aufzählungen von „Substanzen", Eigenschaften, Attributen und Kräften zunächst nichts erklären. Aber dass sie möglich sind, führt zum Begriff dauernder Ursachen oder Agentien für die sich wiederholenden Veränderungen, als dem ewigen Grunde aller Gleichförmigkeiten minderen Grades. Warum diese bestimmten natürlichen Agentien und keine andern ursprünglich vorhanden, warum sie in

dieser und nicht in anderer Urausteilung (Fechner) gegeben waren: das sind letzte unbeantwortbare Fragen (a. a. O.). Mill betont schliefslich noch an dieser Stelle, dass die Quelle aller Gesetzmäfsigkeiten selbst auf kein Gesetz zurückzuführen sei.

Ob aber die Ableitung aus den dauernden Ursachen im Einzelfalle gelungen ist oder nicht, darüber entscheidet nicht das eben aufgestellte Ideal einer Kausalerklärung, sondern der Fortgang der wirklichen Forschung, die immer genauer befragte Erfahrung. Diese belehrt uns, dass Tag und Nacht nicht unter allen denkbaren Umständen, so lange die gegenwärtige Weltordnung bestehen bleibt, eine unabänderliche Folge sein werden, sondern nur unter der Voraussetzung, dass die Sonne über dem Horizonte aufgeht. „Wenn andererseits die Sonne über dem Gesichtskreis, ihr Licht nicht erloschen und kein undurchsichtiger Körper zwischen uns und ihr befindlich ist, dann wird, so glauben wir mit Zuversicht, solange keine Änderung in den Eigenschaften der Materie eintritt, dieser Vereinigung von Antecedentien das Consequens Tag folgen; es würde, wenn diese Vereinigung von Antecedentien auf unbestimmte Zeit verlängert werden könnte, fortwährend Tag sein, und es wäre, wenn dieselbe Vereinigung immer bestanden hätte, immer Tag gewesen, ganz unabhängig von der Nacht, als einer vorgängigen Bedingung.“ Diejenigen, welche die Vorstellung der Notwendigkeit dem Kausalbegriff anhängen, meinen auch nichts anderes als die unbedingte Folge, die Ableitung aus letzten Ursachen. Ob damit Mill schliefslich doch nicht ein nicht aus der Erfahrung stammendes Element des Glaubens im Kausalbegriff anerkennt? Bei der Beantwortung dieser Frage begeht Mill eine kleine Inkonsequenz. Wenn wir das Wort Ursache anwenden, sagt er, müssen wir glauben, nicht nur, dass dem Antecedens das Consequens immer gefolgt ist, sondern dass es ihm immer folgen wird (ebda.). Der Glaube greift ja immer über die gegebene Erfahrung hinaus,

er enthält also, einem Begriff beigemengt, etwas an sich Irrationales, nur hat er in unserem Falle seinen Grund in aller bisherigen Erfahrung, und das Handeln nach ihm ist logisch bestimmt durch die Bedingung, unter der allein er sich verwirklichen kann, und die Mill immer wieder hervorhebt: dass die gegenwärtige Weltordnung dauert (ebda., S. 27). Darum machte das Element des Glaubens das Kausalgesetz zu einer transszendentalen Bedingung der Erfahrung (s. o. S. 107 f.).

8. Was den Ursprung der Kausalvorstellung betrifft, so bilden wir unsern ersten Begriff aller Wirksamkeiten (agencies) im Universum nach der Analogie unsrer Wollungen. Was uns von frühester Kindheit an am meisten interessiert, hängt mit den Folgen unsrer freiwilligen Bewegungen zusammen; unsrer eigenen und der anderer. In diesen ersten Wahrnehmungen ist uns das Schauspiel eines absoluten Anfangs gegeben: von etwas Bewegendem, das selbst nicht in Bewegung ist, von etwas was in oder an anderen Dingen Änderungen hervorruft, ohne sich sichtlich selber zu verändern (SWH 377). Daraus folgert Mill zweierlei. Erstens: dass in dem Gemütszustand, den wir Wollung nennen, nichts von einer prophetischen Vorwegnahme liegt, die uns vor aller Erfahrung belehrt, dass der Wollung eine Wirkung folgen wird. Auch in dieser Form des Ursachseins liegt nichts mehr als worüber die Erfahrung Kunde giebt, nichts mehr als die Wahrnehmung einer unabänderlichen und unbedingten Folge (ebda.). Zweitens: dass der „nisus“ Humes, welcher dem unwissenschaftlichen Begriff der Kraft anhaftet, aus der Erfahrung der Anstrengung (effort) abgeleitet ist, welche in unserem Willensleben zwischen Wollung und Handlung sich einschiebt und, als Widerstandsgefühl, die Muskelthätigkeit sowie die Affektionen von Gehirn und Nerven begleitet. Der Kraftbegriff ist also rein subjektiven Ursprungs (ebda. 377/8). Neben der Erfahrung, welche die Thatsachen zusammenhängender Reihen von Veränderungen an die Hand giebt, und der

verallgemeinernden Assoziation, welche die Kausalvorstellung erzeugt (vergl. SWH 371), ist in diesem also nichts Objektives. Rationelle Notwendigkeit kann durch Erfahrung und Assoziation natürlich nicht begründet werden, dagegen kann das Gefühl der Notwendigkeit, „eine Notwendigkeit des Gedankens“ (ebda 371), als Produkt der unkritischen Willensmetaphysik sehr leicht begriffen werden.

9. Riehl (a. a. O. 2, 1 247 ff.) wendet gegen Mill ein, er verwerfe mit Recht den Schluss von dem post hoc auf das propter hoc für alle besonderen Fälle, doch habe er in seiner Theorie des Kausalgesetzes für dieses keinen anderen Beweisgrund als die unabänderliche Folge. Die ursächliche Beziehung werde von Mill wie von Hume auf ein bloſses Zeitverhältnis beschränkt, für beide Philosophen gebe es keinen Begriff der Verursachung, alles kausale Schlieſsen löse sich objektiverseits in die Erfahrung einer regelmäſsigen Folge, subjektiv in ein gewohnheitsmäſsiges Gefühl der Erwartung auf.

Gegen diese vielfach wiederholte Deutung und Kritik der Millschen Kausaltheorie liegen mancherlei Einwendungen auf der Hand. Zunächst die, dass, wie ich oben zu zeigen versucht habe, für Mill der Prozess des Schlieſsens, wenigstens implicite, nicht durch das Kausalgesetz allein erklärt und logisch bestimmt wird. Das induktive Schlieſsen besteht logisch darin, dass ich die Wahrnehmung irgend einer Folge mit der Erinnerung einer ähnlichen Folge zusammenstelle (assoziiere), nicht nur auf Grund der wahrgenommenen Ähnlichkeit selber: das wäre ein psychologisches Datum, kein logisches Verfahren; sondern nach Maſsgabe des Identitätssatzes, wonach es mir unmöglich ist zu denken, dass Gleiches zu verschiedenen Zeitmomenten sich verschieden verhalte. Für Mill ist (SWH 366) der Kausalvorgang allemal ein Ereignis (event), dessen einzelne Momente als Ursache und Folge unabänderlich zusammengehören. Wo in dem Einzelereignis die Cäsur zwischen Ursache und Folge zu machen ist, darüber giebt so wenig

irgend ein sogenannter Formalbegriff „a-priori" des Denkens noch eine verallgemeinernde Assoziation aus der Erfahrung, sei sie auch von gleichem Umfang wie diese, Auskunft, sondern die wiederholt befragte Erfahrung, unter der oft hervorgehobenen Voraussetzung, dass sie parallele Fälle aufweise. Innerhalb des Einzelereignisses kann demnach zwischen seinen einzelnen Gliedern kein logisches Verhältnis obwalten, dagegen findet ein formales Schliefsen nach dem Prinzip der Identität bei der durch Assoziation herbeigeführten Zusammenstellung zweier oder mehrerer ähnlicher Fälle statt. Ich sage mir, ich habe formell ein Recht Ereignis A mit den Ereignissen B, C, D ... zusammenzustellen, von der Abfolge der Momente in der Ereignisreihe A auf die (nach Ursache und Wirkung geschiedene) Abfolge der Momente in den Ereignisreihen B, C, D ... zu schliefsen, wenn die (also zunächst als ein Kausalzusammenhang aufgefasste) Ereignisreihe A den Ereignisreihen B, C, D ... in allem Wesentlichen gleich ist. Keine Wiederholung ähnlicher Fälle erzeugt diesen Anspruch, sondern mit diesem formalen Anspruch treten wir an die parallelen Fälle. Dieser Anspruch bestimmt a-priori, was unter parallelen Fällen zu verstehen ist, gleichgültig ob es solche giebt oder nicht. Mill hat diese Konstruktion des Begriffs paralleler Fälle oft im Auge gehabt, besonders wo er von den universalen Sätzen spricht, die sich auf eine einzelne Instanz gründen (Logik 3, 3 § 3 339), aber er hat es nicht klar zu machen verstanden: dass der Begriff der rationellen Allgemeinheit lediglich auf den Begriff paralleler Fälle zugestutzt ist; dass er aus der Anwendung des Identitätsprinzips auf irgend welchen wiederholt gesetzten Bewusstseinsinhalt abgeleitet und darum ein Idealbegriff ist, der als Norm, als Maxime des Verhaltens das Erkennenwollen des Subjekts, nicht den materiellen Gegenstand betrifft, auf den es sich richtet; dass mit anderen Worten der Begriff der rationellen Allgemeinheit das Verfahren beim Schliefsen, nicht seinen Gegenstand

betrifft. Er giebt logisch allgemein die Bedingung an, unter der ich das Recht hätte Gleichförmigkeiten oder parallele Fälle in der Natur anzunehmen. Aber damit bleibe ich bei einem formalen Anspruch des Denkens, und ich habe zunächst gar kein Recht ihn auf die Erfahrung, auf den thatsächlichen Verlauf der nach ihrer Materie betrachteten Vorstellungen, anzuwenden.

Nun ist ferner, wie schon hervorgehoben wurde, bei Mill der Begriff der kausalen Beziehung eingeschränkt auf die zeitlich aufeinander folgenden Glieder eines Ereignisses. Ihre Folge soll aber, um als kausale zu gelten, nicht nur eine unabänderliche sondern eine unbedingte sein, d. h. Mill fasst das Aufeinanderfolgen in der Zeit als Erfolge erst auf, wenn die Veränderungen als solche letzter Eigenschaften und dauernder Kräfte der Natur erkannt sind, über deren Vorhandensein die Thatsache unzähliger paralleler Fälle und die Wahrnehmung, dass der Schein des Verschwindens mechanischer Kräfte trügt, aufgeklärt haben. Die Kraft wäre das Prinzip der Veränderung: Mill nennt sie (SWH 368 Anm.) den wesentlichen Bestandteil beim Ursachsein (the leading ingredient in causation). Die Erfahrung paralleler Fälle, die Thatsache, dass die Natur sich als Netz von Gleichförmigkeiten erweist, nötigt zur Annahme, dass die Summe aller Veränderungen der Summe aller Naturkräfte gleich ist, und so erhält schliefslich beim Fortschritt der Erkenntnis der Kausalsatz in dem Satz von der Erhaltung der Kraft seine endgültige wissenschaftliche Form. Mill ist diesem Zusammenhange nicht weiter nachgegangen, doch billigt er ausdrücklich Bains Darstellung (Logik II 3, 4) desselben. Aber eine andere als empirische Grundlage erhält darum der Satz nicht. Die Gröfsen- und Gewichtsgleichheit zwischen Ursache und Wirkung ist nicht gesucht sondern gefunden worden, man hat eben entdeckt, dass quantitative Beziehungen zwischen gewissen regelmäfsig aufeinanderfolgenden Erscheinungen bestehen, und hinterher machen wir den Nachweis des Be-

stehens solcher Maſsbeziehungen zur Bedingung der Annahme eines Kausalverhältnisses. Übrigens würde, glaube ich, Mill nicht zugegeben haben, dass man gegen Hume, somit auch gegen ihn geltend mache: auf dem mechanischen Gebiet, das so weit und so umfassend sei wie die äuſsere Erfahrung überhaupt, seien Ursache und Wirkung in allem übrigen, d. h. doch wohl sofern von Qualitäts- sowie Zeit- und Raumunterschieden abgesehen wird, in Wesen und Gröſse gleich. Die Qualitätsunterschiede gehören so sehr zum Wesen der Veränderung, dass z. B. die experimentell erkannten Gröſsenbeziehungen bei chemischen Zersetzungsprozessen [wie wenn etwa Salzkuchen mit gepulverter Kohle erhitzt wird, wobei die Umlagerung der Elemente in der Gleichung ausgedrückt wird: $Na_2SO_4 + C_4 = Na_2S + 4CO$] das Kausalbedürfnis bei weitem nicht befriedigt. Dieses ging zuerst auf die Qualitätsunterschiede, man suchte die causa efficiens und hat sich schlieſslich bei der Entdeckung der Quantitätsbeziehungen, der Umlagerungsgleichungen, beruhigt. Darum bleibt Ursache und Wirkung, die linke und die rechte Seite der Gleichung, auf ewig gänzlich verschieden, wie Hume und Mill mit Recht hervorgehoben haben; die Wahrnehmung der Quantitätsbeziehung zwischen ihnen, als des besonderen Ausdrucks der verallgemeinerten Unzerstörbarkeit der Materie und der numerischen Identität der Kraft, ist nichts als der Erkenntnisgrund, dass beide eine Ereignisreihe bilden, wie man sagt: „notwendig zusammengehören“. Eine Hindeutung auf den Realgrund der Zusammengehörigkeit giebt keine Zahlengleichung, höchstens diesen, dass im Realen, da ähnliche Ereignisreihen, ähnliche Folgen von Veränderungen und ähnliche quantitative Beziehungen zwischen ihnen sich wiederholen, der Grund und die sich stets gleichbleibende Quelle zu ihrem Dasein und Sosein liegt. Und treten wir vom chemischen Gebiet aufs physikalische über, so kommt, glaube ich, dem von Riehl gebrauchten Ausdruck „identische Beziehung“ (a. a. O. 2, 1 253) nur sehr beschränkte „Be-

greiflichkeit“ zu; identisch ist bei Bewegungsgleichungen (schiefe Ebene, Hebel) auf beiden Seiten der „Begriff“ der Bewegung, der vom Kausalen des Vorgangs nichts begreiflich macht. Die Gleichwertigkeit der Zahlengröfsen auf beiden Seiten der Gleichung ist zwar ein Symbol (Erkenntnisgrund) des eigentlichen kausalen Vorganges, aber sie macht dieses selber nur noch rätselhafter. Und wenn, um diese Bedenken zu Ende zu denken, die Erfahrung lehrt, dass in den Erscheinungen der Fortpflanzung, Reflexion, Brechung, Dispersion, Interferenz und Polarisation eine vollkommene Übereinstimmung zwischen Licht- und Wärmestrahlen besteht und daraus die Identität zwischen Licht und strahlender Wärme gefolgert wird: so bedient sich die theoretische Physik einer Sprache, welche die Begreiflichkeit der Naturerscheinungen erschwert: indem immer rätselhafter wird, wie dieselben Ätherschwingungen verschiedene Wirkungen haben können, während doch das Kausalbedürfnis zu fordern scheint, dass verschiedene physiologische Wirkungen verschiedene mechanische Ursachen haben.

10. Ein letztes und schwerstes Bedenken erhebt sich gegen Mills Charakterisierung des Kausalgesetzes. Er soll selbst das Ergebnis der Induktion sein und alle Einzelinduktion begründen. Ist das möglich? Kann der Grund aller Induktion selbst eine Induktion sein? Mansel, Lange, Wundt, Riehl (a. a. O.), Cohen (a. a.O. 217 ff.) bestreiten dies, sie erklären diese Auffassung für einen Fehlschluss. Indem Mill, wie ich zu zeigen versucht habe, gegen den Geist seiner Lehre, den Kausalsatz zum Obersatz aller „induktiven Syllogismen“ machte, hat er diesen Vorwurf selber verschuldet. In dem der Abwehr desselben gewidmeten Kapitel (3, 21) muss Mill viel Mühe aufwenden die falsche Auffassung zu zerstreuen, als ob der Satz, jede Veränderung setzt eine andere voraus, auf die sie unabänderlich und unbedingt oder, wie Kant sagt, nach einer Regel folge; als ob dieser Satz, mit der Wahrnehmung

einer besonderen Folge syllogistisch verknüpft, diese materiell „begründe“. In Wirklichkeit stellt er sich als Verallgemeinerung aus unzählig vielen „partiellen Gleichförmigkeiten der Aufeinanderfolge“ (3, 21 § 2 293) dar, ohne welche wir nie den Kausalsatz erworben hätten; und nun machen wir diese Folge der Erfahrung zu ihrem Prinzip, d. h. zur Voraussetzung, die unser Thun beherrscht, wenn wir erfahren wollen. Es liegt somit nur ein scheinbarer Widerspruch darin, dass bei allen Sonderinduktionen die einfache Aufzählung als nicht beweiskräftig ausscheiden, der Satz aber, der als Träger der Induktion überhaupt gilt, auf einer solchen beruhen soll; denn bei dem Schluss vom Besonderen aufs Allgemeine geht ja der Kausalsatz, wie des öfteren betont worden, gar nicht als logischer Bestandteil, sondern als Voraussetzung ein, unter welcher der (durch den Satz der Identität herbeigeführte) Schluss sich verwirklichen kann. — Übrigens ist, wie Mill hervorhebt (a. a. O. § 3), die einfache Aufzählung nur trügerisch bei sehr beschränktem Beobachtungsfelde; erweitert sich dieses, so gewinnt sie an Verlässlichkeit, und zeigt es sich, dass sie Geltung hat, soweit unsre Zeit- und Raumgrenzen reichen, ist sie also koextensiv mit unsrer ganzen bisherigen Erfahrung, so hat sie den höchsten erreichbaren Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten. Das ist thatsächlich der Fall bei dem Kausalgesetz. Einen anderen Beweis lassen nach Mill auch die mathematischen Wahrheiten nicht zu (a. a. O.). Bei weitaus der gröfsten Zahl aller Erscheinungen besitzen wir jetzt den direkten Beweis für seine Geltung, wir besitzen bei keiner den Gegenbeweis, während wir bei einigen, wegen der Seltenheit oder Verwickeltheit der Phänomene, den direkten Beweis bisher noch nicht haben führen können (Beispiel: metereologische Erscheinungen a. a. O. § 4 301). Der Fortschritt der Kenntnis hat den Glauben an Erscheinungen sui generis zerstört, insbesondere durch die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, wonach der Schein irgend eine mechanische Kraftäufserung (Be-

wegung) könnte verloren gehen, Lügen gestraft wird; damit sind die Zweifel an der Allgemeinheit des Ursachengesetzes gehoben. Theoretisch ist zwar dieser Zweifel noch denkbar, aber er ist nicht anschaulich vorstellbar. Wir können, könnte Mill mit Mansel sagen (Prol. Log. 149, zitiert von Mill in SWH 376), einen Naturumlauf ohne gleichförmige Aufeinanderfolge nicht vorstellen, wie wir uns ein Wesen, das ohne Augen sieht und ohne Ohren hört, nicht vorstellen können; aber nur, weil wir die dazu notwendige Anschauung nicht erfahren können. Mill selbst sagt (Logik 3, 21 § 2): es sei vorstellbar, dass in irgend einer Fixsternregion die Ereignisse regellos aufeinanderfolgen; es sollte heifsen: denkbar.

11. Es verdient bemerkt zu werden, und ist von Bain hervorgehoben worden (Induktion 11, 13: Beweis des Kausalgesetzes; entspricht dem 21. Kap. des dritten Buches in Mills Logik), dass die unwidersprochene Übereinstimmung im Verhalten der ganzen Natur (uncontradicted agreement through all nature) nicht mit der Methode der Übereinstimmung in Mills Kanon der experimentellen Methode (Kap. 8 Buch 3) zu verwechseln ist. Diese setzt, um anwendbar zu sein, die Gültigkeit des allgemeinen Ursachengesetzes voraus, kann also zu dessen Beweis nicht dienen. Die experimentellen Methoden sind solche der Elimination, d. h. der successiven Ausschliefsung der verschiedenen Umstände, die man in der Begleitung einer Erscheinung in einem gegebenen Falle antrifft, um zu ermitteln, welche diejenigen unter ihnen sind, die abwesend sein können, ohne das Dasein der Erscheinung in allem was ihr wesentlich ist zu berühren (Mill 3, 8 § 3). Hierbei handelt es sich darum festzustellen, welche Glieder einer Ereignisreihe als Ursache und Wirkung in der Natur wirklich zusammengehören, eine ihrer Gleichförmigkeiten bilden; darum: unter den zufälligen Assoziationen in Zeit und Raum die unabänderlichen und unbedingten ausfindig zu machen; wobei natürlich unter Gliedern einer Reihe

selber koexistente Umstände zu verstehen sind. Um die Elimination schlusskräftig durchzuführen, ist die Veränderung der Umstände durch das Experiment unerlässlich: was gegenüber den letzten verallgemeinernden Assoziationen aus der Erfahrung, insbesondere dem Kausalgesetz, nicht angeht. Der experimentelle Beweis ist vielmehr ein negativer: indem die sogar noch von Aristoteles geteilte Annahme, dass neben dem kausalbedingten Zusammenhang der Veränderungen der Zufall (τύχη) als kosmisches Gesetz — zum Unterschied vom Zufall als einem individuellen Kenntnismangel oder einer generell gegebenen Erkenntnisschranke — herrsche, durch jede genauere Beobachtung und jedes Experiment so sehr widerlegt wird, dass das Festhalten an ihr innerhalb unsres Erfahrungskreises einfach verwegen ist. In diesem Sinne betrachtet Mill den Kausalsatz als eine experimentelle Wahrheit. Nehmen wir daher an, sagt Mill zusammenfassend (Logik 3, 21 § 3 296), dass der Gegenstand irgend einer Verallgemeinerung ein so weit verbreiteter ist, dass es keine Zeit, keinen Raum und keine Kombination von Umständen geben kann, die nicht ein Beispiel entweder ihrer Wahrheit oder ihrer Unwahrheit liefern muss, und man sie nie anders als wahr befindet, so kann ihre Wahrheit von keinen andern Gruppierungen der realen Bedingungen (collocations) abhängen als solchen, die zu allen Zeiten und an allen Orten vorhanden sind, noch kann sie durch entgegenwirkende Kräfte aufgehoben werden, es sei denn durch solche, die niemals wirksam werden. Sie (diese Verallgemeinerung) ist daher ein empirisches Gesetz von gleichem Umfang mit aller menschlichen Erfahrung; ist aber einmal dieser Punkt erreicht, so verschwindet der Unterschied zwischen empirischen und Naturgesetzen, und der Satz nimmt seine Stellung unter den am sichersten begründeten und umfassendsten Wahrheiten ein. Damit ist das Paradoxon erklärt, dass ein auf einfacher Aufzählung beruhender Satz das Verfahren bei besonderen Induktionen leite.

10. Die Skala der Gewissheit.

Das 3. Buch der Logik enthält reichhaltige Kapitel über die Grade der Gewissheit, welche den einzelnen Formen der Beobachtung und des Versuchs zukommen, und die in den verschiedensten Formen der synthetischen Sätze a-posteriori zum Ausdruck gelangen. Mill zählt vier, richtiger fünf Methoden der Experimentalforschung, die sämtlich auf Vergleichung paralleler Fälle beruhen: 1. die Methode der Übereinstimmung; 2. die Methode des Unterschieds; 3. die vereinigte Methode (joint method) der Übereinstimmung und des Unterschieds; 4. die Methode der Rückstände oder die Restmethode; 5. die Methode der Begleitveränderung. All diese Methoden zielen, wie bereits angedeutet, auf die Elimination dessen was eine Aufeinanderfolge von Erscheinungen oder von Gliedern einer Erscheinung nur zufällig begleitet, also nicht unbedingt zu ihr gehört (vergl. 3, 8; 3, 9 77 ff.), und bedienen sich als eines Hilfsmittels der künstlichen Veränderung von Umständen. Aber obwohl dieser Teil der Millschen Logik zusammen mit den allgemeinen Ausführungen über Beobachtung und Versuch, über das Beweisverfahren, über die Aufgabe der Deduktion innerhalb des Induktionsprozesses, über die Hypothesenbildung und die Grenzen der Naturerklärung, über Analogie, Zufall und Wahrscheinlichkeit, über die Gründe des Glaubens und Unglaubens, von grofser historischer Wirksamkeit gewesen ist, so sind von prinzipieller Bedeutung doch hauptsächlich die Bestimmungen des höchsten Grades der Gewissheit, sowie der Sätze, denen sie zukommt. Giebt es synthetische Sätze a-priori? ist die Frage, die hier wieder auftaucht und im Zusammenhange erörtert sein will. Mill behandelt sie ausführlich in den Kapiteln 5 bis 7 des zweiten Buches. Die Frage betrifft die sogenannten notwendigen Wahrheiten.

1. Der Kaukalsatz ist, als „experimentale“ Wahrheit, schliefslich doch nur von präsumtiver Allgemeinheit, nicht anders als alle untergeordneten Sätze über Gleich-

förmigkeiten in der Natur. Aber die mathematischen Wahrheiten — enthalten auch sie nur Aussagen über Thatsachen? Selbst Hume hatte die Sätze der reinen Mathematik von denen über Thatsachen ihrer Evidenz nach geschieden; und der Unterschied in der diesen zwei Gruppen von Aussagen zukommenden Evidenz soll nicht nur in ihrer Stärke liegen, die keinem Empiristen zu leugnen beikommen kann, sondern in ihrer Art. Demgegenüber ist Mills These: dieser Charakter besonderer Notwendigkeit, den man den Wahrheiten der Mathematik beilegt, ist eine Täuschung (a. a. O. 2, 5 § 1 239). Gleichzeitig giebt Mill zu, dass ein eigentümliches Gefühl besonderer Gewissheit den mathematischen Sätzen anhaftet (ebda.). Ich gehe zu Mills Beweis der These über.

Es ist anerkannt, dass die Sätze der Geometrie aus den sogenannten Definitionen hergeleitet werden; ferner: dass jene Definitionen für korrekte Darstellungen der Gegenstände gehalten werden, mit denen die Geometrie zu thun hat. Nun ist erwiesen, dass aus einer Definition als solcher niemals ein Satz folgen kann, es wäre denn ein die Bedeutung eines Wortes betreffender, und alles was anscheinend aus einer Definition gefolgert wird, in Wahrheit aus der Voraussetzung folgt, dass es ein dem entsprechendes wirkliches Ding gebe. Diese Voraussetzung ist bei den Definitionen der Mathematik eine falsche. Es giebt keine wirklichen Punkte, Linien, Kreise u. s. w., die den Definitionen genau entsprechen, keine Punkte ohne Ausdehnung, keine Linie ohne Breite, keine Gerade von strenger Richtungsidentität, keinen Kreis, dessen Halbmesser alle genau gleich groſs sind. Man wird vielleicht sagen, dass die Voraussetzung sich nicht auf das wirkliche sondern nur auf das mögliche Dasein solcher Dinge erstrecke. Aber ihr Dasein scheint, nach jedem Maſsstabe von Möglichkeit den wir besitzen, mit der physischen Beschaffenheit unsres Planeten unvereinbar. Man empfiehlt gewöhnlich, um die Schwierigkeit zu beseitigen, die Gegenstände der mathematischen

Definitionen als bloſse Vorstellungen aufzufassen; dann würde der Geist aus seinem eigenen Material eine aprioristische Wissenschaft erzeugen, deren Gewissheit mit der durch äuſsere Erfahrung gegebenen nichts zu schaffen hätte, also der Art nach von dieser sich unterschiede. Aus psychologischen Gründen verwirft Mill auch diese Annahme. Die Punkte, Linien, Flächen, Körper, die wir im Bewusstsein haben, erklärt er für [idealisierte] Abbilder derjenigen, die die Erfahrung darbietet; ein Punkt ist ein minimum visibile, der kleinste Teil einer Fläche, die wir sehen können; eine Linie ohne Breite ist nicht vorstellbar. Also gäbe es weder in der Auſsenwelt noch im menschlichen Bewusstsein Gegenstände, die denen der Geometrie völlig entsprächen? Also wäre sie eine Wissenschaft von Nichtseiendem? — Mill scheint auf diese Frage paradoxerweise mit ja und nein zu antworten, doch ist seine Meinung im Grunde klar und unschwer festzustellen. Er giebt nämlich unzweifelhaft zu, dass 1. den Definitionen der Mathematik wirkliche Dinge nicht völlig entsprächen, dass 2. das Verfahren der Mathematik trotzdem rechtmäſsig, d. h. psychologisch möglich und einem auch sonst geübten wissenschaftlichen Verfahren ähnlich sei, und dass es 3. trotzdem übergreifende Bedeutung habe oder, anders ausgedrückt, dass ihre Aussagen, unter noch zu erwähnenden Beschränkungen, zu solchen über Gegenstände der Natur erweitert werden könnten. Seine These ist nun: trotzdem ist die Mathematik keine aprioristische Wissenschaft. Es heiſst: der Gegenstand der Geometrie werde gemäſs den Definitionen konstruiert. Aber woher nimmt der Geist das Material zur Konstruktion? Aus sich selber etwa? Keinesfalls. Das ist, wie schon erwähnt, psychologisch unmöglich. In den Definitionen liegen vielmehr einige unsrer frühesten und nächstliegenden Verallgemeinerungen vor. Die räumlichen Eigenschaften unsrer Wahrnehmungen und ihrer Gedächtnisbilder (der Vorstellungen), die in aller Erfahrung zugleich mit ihrer Materie der Empfindung (ihrem Quale) gegeben sind, werden auf

dem gewöhnlichen Wege der Abstraktion (des Absehens von allen andern gleichzeitigen Eigenschaften, des konzentrierten Hinsehens auf sie) idealisiert und in den Definitionen festgehalten (vergl. 2, 5 § 1). Sie geben also nicht die Beschreibung von anschaulichen Gegenständen sondern von Allgemeinbegriffen (Dreieck, Quadrat u. s. w.), denen diese als anschauliche Substrate untergeschoben werden. Die Gegenstände der geometrischen Definitionen sind thatsächlich Fiktionen, und diesem Umstande, sagt Mill, verdankt die Mathematik die besondere Gewissheit und Allgemeinheit ihrer Lehren; sie folgen mit Notwendigkeit aus den Annahmen, aus denen man sie herleitet. Sie konstruiert mithin ihren Gegenstand allerdings aus Begriffen, aber nur in Ansehung dieser (der Definitionen) sind ihre Lehren notwendige Wahrheiten, wie die Lehren jeder anderen Wissenschaft (z. B. der Nationalökonomie) notwendig aus ihren Annahmen und Prämissen (Fiktion vom ökonomischen Menschen, sein Handeln ein Interessenkalkul ohne Beimischung von Affektionen) folgt. Darum nannten ja die Alten die Lehren aller deduktiven Wissenschaften „notwendige Wahrheiten (ebda. 243).“ „Die Sätze, auf denen die Deduktionen der Wissenschaft [nämlich der Raumlehre] beruhen, entsprechen so wenig wie in anderen Wissenschaften genau den Thatsachen; allein wir nehmen an, dass sie es thun, um die Konsequenzen, die sich aus dieser Annahme ergeben, weiter zu verfolgen (ebda. 242).“ Bei der Anwendung auf die wirklichen Raumverhältnisse und im Hinblick auf die anschauliche Konstruktion nach den Regeln der Definitionen werden diese notwendigen Wahrheiten hypothetisch, statt von der Gleichheit der Radien in einem Halbkreis müssten wir z. B. von ihrer physischen Gleichwertigkeit sprechen, wie das Helmholtz thut (über d. Urspg. u. Sinn d. geom. Sätze, in Wissensch. Abhandlungen, Lpz. 1883). Helmholtz trennt die hypothetische reine Geometrie von der physischen (S. 651 f.) und fügt hinzu, dass wir es in dieser physischen Geometrie nur mit

beobachteten empirischen Thatsachen zu thun haben würden, und ihre Gesetze nur insofern eine für die einzelnen Daten der physischen Raumerfahrung [d. h. die Wahrnehmungen einzelner räumlicher Verhältnisse, ihres Neben- und Aussereinanders] gültige Lehre begründen würden, als die Voraussetzung zuträfe, dass physische Gleichwertigkeit immer für alle Arten physischer Vorgänge gleichzeitig statthabe; d. h. doch wohl: unter der Voraussetzung, dass die verschiedenen sinnlichen Wahrnehmungen in ihren räumlichen Eigenschaften übereinkämen, Konstanz und Gleichwertigkeit aufwiesen. Damit hätte sich Mill einverstanden erklären können. Er hat aber mehr als Helmholtz die Idealisierung, d. h. die logische Bearbeitung der einzelnen Raumerfahrungen betont, wodurch ja eben die Ersetzung der physischen Gleichwertigkeit durch die abstrakte Gleichheit in der reinen Geometrie zustande kommt und die Annahme einer besonderen Vorstellungsart überflüssig wird. Diese durch Abstraktion und Idealisierung möglich gewordene reine Geometrie wird so zur Quelle der Beurteilung, zur Norm aller verglichenen empirischen Raumverhältnisse, während andrerseits die logische Idee der Gleichheit -- selber nichts als der abstrakte Ausdruck für das in innerer Erfahrung gegebene Gefühl der Einheit gegenüber den mannigfaltigen wechselnden Bestimmungen des empirischen Bewusstseins — dem Begriff der physischen Gleichwertigkeit zu Grunde liegt. Daher die a-priori Beweisbarkeit jedes mathematischen Satzes, daher dessen Gültigkeit für alle Teile des überall identisch gedachten abstrakten Raumes, daher auch die Anwendbarkeit der reinen Geometrie auf die wirklichen empirischen Raumverhältnisse, eben weil sie nach Mill der durchaus nicht willkürlichen Idealisierung und logischen Bearbeitung zu Grunde liegen.

Bei Mill stehen somit reine und physische Geometrie in einem notwendigen sachlichen Verhältnis, bei Helmholtz, scheint es, ausgesprochenermafsen nicht (vergl. besonders S. 650/1). Von diesem Verhältnis sagt Mill (2, 5 § 2

S. 244): „Wer da glaubt, dass die Prämissen der Geometrie Hypothesen sind, muss desshalb nicht auch behaupten, es seien Hypothesen, die überhaupt nichts mit der Wirklichkeit zu thun haben. Da eine Hypothese, die einem wissenschaftlichen Zwecke dient, sich auf etwas beziehen muss, was wirkliches Dasein besitzt (denn es kann keine Wissenschaft von Nicht-Seiendem geben), so folgt daraus, dass jede Hypothese, die wir in Betreff eines Gegenstandes aufstellen, um uns die Erforschung desselben zu erleichtern, nichts enthalten darf, was geradezu falsch ist und der wirklichen Natur desselben widerspricht; wir dürfen einem Dinge keine Eigenschaft zuschreiben, die es nicht besitzt; unsre Freiheit geht nur so weit, dass wir einige Eigenschaften, die es besitzt, in einem geringen Grade übertreiben können, indem wir annehmen, dass das Ding das vollständig ist, was es in Wahrheit nahezu vollständig ist; und dass wir von anderen Eigenschaften ganz absehen, mit der unerlässlichen Verpflichtung sie wieder herzustellen, sobald und insofern ihre Anwesenheit oder Abwesenheit für die Wahrheit unsrer Ergebnisse einen wesentlichen Unterschied machen würde."

2. Es war von der Idealisierung oder logischen Bearbeitung der gegebenen sinnlichen Raumerfahrungen mehrfach die Rede, ebenso auch vom abstrakten mathematischen Raume. Die Millschen Ausführungen sind in diesem Punkte nicht sehr systematisch entwickelt, ich deute daher zum Schluss noch mit einem Worte an, wie sein Verfahren hätte sein müssen, um eine vollständige Philosophie der Mathematik zu begründen. Er hätte zunächst die allgemeine Gröſsenlehre von der Raumlehre trennen müssen, die Zahl ist, wie Gauss in einem Brief an Bessel schreibt (9. April 1830), bloſs ein Produkt des Geistes, der Raum nicht; d. h. der Begriff der Zahl setzt zu seiner Bildung bloſs den Vorstellungsmechanismus voraus, der Raumbegriff aber hat neben seinen logisch-formalen Merkmalen der Stetigkeit und Unbegrenztheit auch solche, die auf die

Erfahrung der drei Dimensionen und der Symmetrie der Körper (Körper von gleicher Gröſse und Gestalt, von derselben relativen Lage ihrer Teile, die trotzdem nicht zur Deckung gebracht werden können) zurückgehen; eine Erfahrung, die begrifflich nicht zum Verständnis gebracht werden kann, sondern die Anschauung zu Hilfe nehmen muss. Mill aber nimmt mit Sir John Herschell (Logik 2, 5 § 6 Anm.) an, der Raum sei eine Sammlung von Richtungen und Entfernungen, also, wie Riehl im Anschluss an Kant ausführt (a. a. O. 2, 1 97), die Summe von Koexistenzverhältnissen. Dadurch wird bei Mill unklar, was Raumvorstellung, was Raumbegriff ist, in welchem Verhältnis die einzelnen sinnlich wahrnehmbaren Raumverhältnisse zu dem einheitlichen Raumbewusstsein stehen, das aus ihnen nicht ableitbar ist, vielmehr von ihnen vorausgesetzt wird, und in welchem Maſse an den geometrischen Raumgebilden die „physischen" Raumdaten, also die Anschauung, in welchem ihre Idealisierung, also die Logik, teilhaben. Nun erst wäre über den Begriff der mathematischen Evidenz Aufklärung zu suchen; wäre zu zeigen, was an ihr „experimentale Wahrheit" — ein Ausdruck, mit dem Mill die Axiome der Geometrie belegt, — was logische Notwendigkeit ist; mit anderen Worten: was beim geometrischen Beweis auf dem Zwang der sinnlichen Anschauung ruht, was auf die Wahrheit der „Idee" (Cohen, Kants Theorie der Erfahrung [2] 218) sich gründet.

3. In der Skala der Gewissheit steht die Evidenz, die empirischen Gesetzen zukommt, am tiefsten. Die mathematische Evidenz steht am höchsten, weil, auch nach dem Geiste der Millschen Auffassung, in dem Raumbewusstsein sich konstante Eigenschaften der erfahrbaren Raumverhältnisse (die Richtungen; Symmetrie der Gebilde, ohne dass sie sich decken) mit der konstanten Art sie zu idealisieren, also seinen logisch-formalen Merkmalen, mischen. Die mathematischen Urteile nehmen daher den Charakter letzter Gesetze an, welche alle möglichen Koexistenzver-

hältnisse des stetigen Raumbewusstseins, kurz Gleichförmigkeiten des Seins, beschreiben. Oberste Kausalgesetze nennt Mill Sätze, welche die konstanten Eigenschaften und die in der Zeit hervortretenden Wirkungsweisen der Materie beschreiben; so die Gesetze von der Erhaltung des Stoffes, der Kraft, der Schwere u. s. w. (3, 5 § 7 ff.); diese konstanten Eigenschaften heiſsen auch uranfängliche Ursachen (ebda.). Die Gewissheit, die diesen Sätzen zukommt, steht aber denen der mathematischen Urteile nach, weil wir nie ganz sicher sein können, wirklich der „uranfänglichen“ Eigenschaften habhaft zu sein; ferner auch darum, weil ja keine logisch-formalen Merkmale die Wirkungsweisen der Materie bestimmen.

Der Grund der Evidenz, welcher Erfahrungsurteilen zukommt, ordnet sich nach dem Maſse, in dem es gelingt Regelmäſsigkeiten des Geschehens und Verhaltens mit diesen obersten Kausalgesetzen in Zusammenhang zu bringen; das ergiebt eine Stufenleiter des Evidenzgrades, die Mill in den Kapiteln 12 bis 23 des dritten Buches seiner Logik ausführlich behandelt. Das wissenschaftliche Verfahren besteht immer darin Sätze niederer Evidenzstufen in solche höherer Gewissheit überzuführen. Überall bilden durch Beobachtung und Versuch festgestellte Gleichförmigkeiten den Anfang, aber diese Gleichförmigkeiten heiſsen empirische, solange das Vertrauen zu ihrem Auftreten einen statistischen Grund hat, d. h. auf der Anzahl der beobachteten Fälle beruht. So war die periodische Wiederkehr von Finsternissen durch die Beobachtung der alten Astronomen gefunden worden, mithin ein empirisches Gesetz, erst durch die Ableitung aus den allgemeinen Gesetzen der Himmelsbewegungen wurde es erklärt, wurde es ein Kausalgesetz (vergl. 3, 16 § 1 231). Ein anderes Beispiel: Man wusste längst, dass trockene Substanzen in trockner Luft aufbewahrt nicht in Fäulnis übergehen, wie wir das an menschlichen Leichnamen in heiſsen Ländern sehen; damit war die Anwesenheit von Wasser als eine

Bedingung der Fäulnis erkannt. Die Erklärung dieses empirischen Gesetzes gab Liebig, indem er nachwies, dass die Verwesung tierischer und anderer stickstoffhaltiger Substanzen ein chemischer Vorgang ist, durch den sie allmählig in den gasförmigen Zustand übergehen, und zwar hauptsächlich in Kohlensäure und Ammoniak. Nun bedarf es, um den Kohlenstoff der tierischen Gebilde in Kohlensäure zu verwandeln, des Sauerstoffs, und, um Stickstoff in Ammoniak umzusetzen, des Wasserstoffs, mithin der beiden Bestandteile des Wassers (III, 13 § 2 187). Nun erfolgte die Erklärung der erfahrungsmäſsigen Gleichförmigkeit, oder besser: einer spezifischen Erfahrung, durch Unterordnung unter ein allgemeineres Gesetz. Ist letztere nicht möglich, so entsteht die Frage: nach wie vielen und bei welcher Art von Fällen man schlieſsen darf, dass ein beobachtetes Zusammentreffen von zwei Erscheinungen nicht die Wirkung des Zufalls ist? Diese Frage führt zur Lehre vom Zufall und seiner Elimination, d. h. zur Theorie der Wahrscheinlichkeit (3, 17; 3, 18).

Vierter Abschnitt.

Zur Logik der Geisteswissenschaften.

Über psychische Kausalität und die Methode der Geisteswissenschaften.

1. Was heiſst „Thatsache“ in der Geisteswissenschaft? und giebt es Prinzipien der Verknüpfung solcher Thatsachen? wären, scheint es, die Fragen, welche eine Logik der Geisteswissenschaften zuallererst zu beantworten hätte.

Von den Thatsachen in der Geisteswissenschaft ist bei Mill kaum gelegentlich die Rede, und über das Grundprinzip ihrer Ordnung, die geistige Kausalität und ihr Verhältnis zur mechanischen, fehlt bei Mill eine geschlossene Untersuchung. Doch ist über beide Arten der Kausalität oft und eingehend gehandelt (Logik 3, 5; 6; 10 u. oft; SWH[6] 359 ff.), über die geistige am eingehendsten in dem 26. Kapitel des „Hamilton“ („Die Freiheit des Willens“, 564 ff.). Geistige oder psychologische Kausalität heiſse das Gesetz über den Zusammenhang von Willenshandlungen — falls es sich aufstellen lässt. Zusammenhang bedeute hier die Zugehörigkeit zu einer unendlichen Kette von Geschehnissen, deren jedes sowohl Bedingung als Bedingtes ist. Zerlege ich den Begriff des Geschehnisses, so komme ich auf dessen einfachsten Bestandteil, die einzelne Willkürhandlung. Aber diese zerfällt wieder, auf der psychischen Seite, also abgesehen von dem sie begleitenden materiellen Vorgang (den Nervenerregungen und Muskelaktionen), in Motiv und Zweck, und es fragt sich, ob zwischen Motiven und Zwecken eine konstante Beziehung bestehe, so dass bei Wiederholung der Motive auf dieselben Zwecke, und umgekehrt, geschlossen werden darf. Der

psychologischen Kausalität wären mithin, wenn sie existierte, alles geistige Geschehen, insbesondere alle Willenshandlungen, sowie alle Glieder der einzelnen Willenshandlung untereinander, unterthan.

Das ist nun auch Mills Meinung. Er bildet den Begriff der geistigen Kausalität logisch genau nach Analogie der mechanischen. Es giebt nach ihm vielmehr nur eine Hypothese über die Verknüpfung von Thatsachen, (s. über die „causation hypothesis“ SWH 576; ferner o. S. 101 ff.), eine Hypothese, die beide Erfahrungsrichtungen für sich hat. Die sogenannten Deterministen (Necessitarians) verlangen die Anwendung derselben Regel der Verknüpfung auf unsere Wollungen. Sie behaupten, dass dieselbe Erfahrungsgrundlage dafür vorhanden sei; dass sie eine vérité de fait (truth of experience) sei und Willensakten psychische (moral) Antecedentien mit derselben Gleichförmigkeit und (bei genügender Kenntnis der Umstände) derselben Gewissheit vorangehen, wie physische Wirkungen ihren physischen Ursachen folgen. Diese moralischen Antecedentien sind Begehrungen, Abneigungen, Gewohnheiten und Anlagen, im Verein mit den äußeren Umständen, welche geeignet sind, diese inneren Antriebe (incentives) ins Spiel zu setzen (SWH 577). Aber auch diese haben ihre Ursachen, so die Einflüsse der Erziehung und anderer moralischer und psychischer Faktoren. Das Beweismaterial liefert die Beobachtung eigener und fremder Willkürakte; ferner die Fähigkeit Handlungen vorherzusehen, die in genauem Verhältnis zur Weite der vorhergehenden Erfahrung und Kenntnis der wirkenden Faktoren steht und nicht selten die Treffsicherheit erlangt, mit welcher wir oft den Eintritt mechanischer Vorgänge vorhersagen; endlich die Ergebnisse der Statistik, welche dadurch dass sie menschliche Handlungen in großer Anzahl ihren Berechnungen zu Grunde legt, das Individuelle und Unvergleichliche an ihrem Verursacht- und Ursachsein, als sich gegenseitig neutralisierend, ausscheidet, sie, wie die Mechanik, als Vielheit gleichartiger Ursachen ansetzt

und zu Voranschlägen künftigen Geschehens gelangt, die an Genauigkeit denen physikalischer Forschungen nichts nachgeben (vergl. SWH 577). Merkwürdigerweise wurde Mill des Widerspruchs nicht gewahr, in dem dieser Glaube an die Statistik mit dem gleich darauf ausgesprochenen Satze steht, dass die Möglichkeit menschliche Handlungen vorherzusagen auf der Beobachtung konstanter Gleichheitsbeziehungen zwischen psychischen Vorgängen beruht („.... implies a constancy of observed sequence between the same antecedents and the same consequents“, SWH 578 Anm.*), wie die Logik sie fordert (vergl. o. S. 112 ff.). Von der logisch geforderten Wiederholung „gleicher“ Fälle, von ihrer „Selbigkeit“ ist auf psychologischem Gebiete keine Rede, und die Erfahrung bietet keinen Fall, in dem man sicher ist, das von der Statistik durch Ausscheidung des Individuellen und Unvergleichlichen gewonnene Resultat irgendwie auf Einzelfälle wieder anwenden zu dürfen. Folglich hätte er die Erwartung, eine strenge Kausalkette zwischen physischen Daten herstellen zu können, von vornherein auf das Maſs herabstimmen müssen, welches erlaubt ist, wenn wir entfernte Ähnlichkeiten und Analogien finden, wo wir, wie im Physischen, Gleichheit von zeitlich und räumlich Verschiedenem im Quantitativen und Qualitativen suchen. Hier zeigt sichs, wie unvorsichtig Mills einfache Übertragung des naturalistischen Kausalbegriffs auf das Willensgebiet gewesen ist; in der Methodenlehre für die Geisteswissenschaften hat er mit den dadurch entstandenen Schwierigkeiten auf Schritt und Tritt zu kämpfen: sie geht von dem gegen Comte unternommenen Versuche aus zu zeigen, dass und wie sich die physikalische oder konkret-deduktive Methode auf die Geisteswissenschaften übertragen lieſse, und endet mit dem Eingeständnis, dass die umgekehrt-deduktive oder historische Methode die ihrem Gegenstande allein angemessene sei (s. u.). Statt identischer: analoge Fälle, statt Gesetze: Tendenzen. Weil sich auf dem sogenannten materiellen Gebiete ähnliche Fälle, d. h.

unendliche Wiederholung ähnlicher Vorgänge und identische Beziehungen zwischen ihnen durch Beobachtung und Experiment nachweisen lassen: darum war man berechtigt den Satz von der Erhaltung der Kraft als dem letzten Grunde dieser ähnlichen Fälle und identischen (Maſs- und Gewichts-) Beziehungen aufzustellen. Auf psychologischem Gebiet tritt ein neuer Faktor auf: die Qualität der Vorgänge; der Faktor, der psychische Vorgänge zu den meinen macht, der ihren Gefühlston, ihren Wert bestimmt und dadurch für meinen Willen Teil des Motivs wird. Damit sind wir aufs Subjektive zurückverwiesen, und damit wächst die Schwierigkeit den Gemütszustand zu bestimmen, der irgend einem Akt als Willensmotiv vorhergeht und daher als seine Ursache bezeichnet zu werden pflegt: sicher ist hier nur der Zusammenhang gewisser Bewegungsvorstellungen mit gewissen Zweckvorstellungen, also derjenige Teil des Vorgangs, der in die sinnliche Erscheinung fällt, aber selber nur einen höchst unsicheren Rückschluss auf die Innenseite der Motivation zulässt. Die Möglichkeit der Vorhersage ist daher sehr beschränkt, da es keinen Beweis dafür giebt, dass selbst die allgemein übereinstimmenden menschlichen Bestrebungen, z. B. solche, die an nach Befriedigung drängende Grundtriebe geknüpft sind (z. B. Erhaltungs- und Fortpflanzungstrieb; Trieb nach Entwicklung angeborener Fähigkeiten; nach öffentlicher Anerkennung; Zwang zum Ausgleich individueller Neigungen und sozialer Imperative), auch individuell ähnlich motiviert sind; wie ja selbst dieselbe Pulsfrequenz nicht auf die gleichen Affekte, dieselben Spannungsempfindungen der Gelenke und Muskeln auf Gleichheit der ihnen entsprechenden Gefühle zu weisen brauchen (vergl. Wundt, Logik II, 2². 212 f.).

Das Subjektive, das so, als die Quelle des Bewertens und des Wählens, im Willensleben eine entscheidende Wirkung übt, wird oft auch das Spontane genannt und dieses als etwas Aktives, Schöpferisches betrachtet. Mit Recht, wenn die Originalität, die Einzigartigkeit der Leistung

darauf zurückgeführt wird; mit Unrecht, wenn die Spontaneität als eine Art Kausalität des Ich, als eine von seinen Phänomenen, den einzelnen Bewusstseinsakten, getrennte und etwa diese determinierende Ursache aufgefasst wird; in diesen Punkten ist Mills Polemik gegen die Schule Hamiltons (Mansel, P. P. Alexander; SWH 581 ff.) unwiderleglich. Denn, wie gesagt, vom Standpunkt der Millschen Psychologie muss jeder Ansatz zur Bestimmung dessen fehlen, was in Wundts Schule als „geistige Energie“, „schöpferische Synthese“ des Geistes, „Wachstum der geistigen Energie“ den Gegensatz zu den naturwissenschaftlichen, durch Ausscheidung des Subjekts von im Bewusstsein hergestellten Abstraktionen bezeichnen soll. Denn da diese für die Rechnung präparierten Abstraktionen (wie der Energiebegriff) hinterher doch wieder mit unkontrollierbaren Beiwörtern (wie schöpferisch; Beiwörtern, die wir fühlen, aber nicht veranschaulichen können) behaftet werden, so sind sie wissenschaftlich nicht nutzbar. Aber im Übrigen hätte Mill, als Phänomenalist der er war, den Ausgangspunkt dieser Schule zu dem seinigen machen können und sollen: das ganze Naturgeschehen fällt, als Vorstellung, in die psychische Reihe; Thatsache und Bewusstseinsthatsache sind, für die Geisteswissenschaft, identisch; der Begriff der psychischen Kausalität hat den lückenlosen, auch durch Traum und Schlaf nicht gestörten Zusammenhang zur Voraussetzung (vergl. Wundt, Logik II, 2² 267 ff.).

Wenn also Mill auf psychischem Gebiet von Wirkendem und Erwirktem (Antrieben, Motiven, Ursachen und Erfolgen) spricht, so hat er immer 1. Gesamtzustände des Bewusstseins und lückenlose Verknüpfung im Auge; so fällt ihm 2. das „Aufsen“, besonders alle zu ihm gerechneten Bewegungsvorstellungen, in die Kette dieser Gesamtzustände; so versteht er 3., obwohl wir doch mit unsern Willkürakten viel vertrauter sind als mit den Abstraktionen, durch die wir das Objektive begründen und nach denen doch die [vulgären] Vorstellungen von Kraft und Ursachsein

(SWH 376 f.) gebildet werden: so versteht er auch hier unter Verursachung nur die unmittelbare, unveränderliche, ausnahmslose Aufeinanderfolge (ebda. 377). Die Erfahrung des Willenslebens giebt zur Bildung dieses Begriffs hinreichendes Material, von einem geheimen Band, von irgendwelchem Nexus unter den Gliedern dieser Abfolge, von prophetischer Antizipation ist so wenig die Rede wie davon, dass ich mir irgendwelcher direkter Gewalt über meine Wollungen bewusst bin: ich kann diese beeinflussen, aber nur so wie andere Leute es auch können (ebda.): nämlich durch Anwendung geeigneter Mittel; also mit Hilfe von Beobachtung und Erfahrung.

2. Es hat sich gezeigt, dass Mill sich einer großen Übertreibung schuldig gemacht hat, als er dem französischen Philosophen vorwarf das methodologische Problem der Soziologie nicht verstanden zu haben (s. o. S. 58). Der Bericht, den er von Comtes Behandlung derselben giebt, ist vielmehr die bündigste Darstellung der Sache (Pos. 58 ff.): Der gewöhnliche Gang der Wissenschaft schreitet von den Einzelheiten zum Ganzen vor, die Methode der Soziologie geht vom Ganzen zu den Einzelheiten über, weil bei den gesellschaftlichen Erscheinungen das Gesamtphänomen unserer Beobachtung zugänglicher ist als die es bildenden Teile. Das gleiche gilt auch schon vom tierischen Organismus, nur in beträchtlich geringerem Maße als vom sogenannten sozialen Organismus, dessen sämtliche Äußerungen: religiöser Glaube, Philosophie, Wissenschaft, schöne Künste, Handel, Industrie, Regierungsformen, in innigstem wechselseitigen Zusammenhange, im Verhältnisse der Wechselwirkung stehen, so dass wir annehmen müssen, dass jeder in einem dieser Elemente wahrnehmbaren Veränderung solche in allen anderen Gemeinschaftsäußerungen der Gesellschaft parallel laufen. Der Fortschritt der Gesellschaft von einem allgemeinen Zustand zu einem anderen ist nicht die Summe von Teilveränderungen, sondern das Erzeugnis eines einzigen Anstoßes, der durch alle Teilkräfte

wirkt, und es lässt sich daher am leichtesten nachweisen, wenn man diese gemeinsam erforscht. Zu einer Theorie der Gesellschaft gelangt man daher nur, wenn all die verschiedenen Seiten der sozialen Organisation gleichzeitig in Betracht gezogen werden (S. 61). Und aus dieser Natur des Organismus leitet Comte folgerecht die soziologische Methode ab: sie macht eine Umkehrung von Deduktion und Induktion notwendig. Denn während in den deduktiven Naturwissenschaften die spezifische Erfahrung gemeinhin dazu dient, die durch Deduktion erhaltenen Gesetze zu bewahrheiten (S. 60), giebt in der Gesellschaftslehre die spezifische Erfahrung die Gesetze der Massenerscheinungen an die Hand, und die Deduktion aus den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur bewahrheitet sie. Widerspricht eine aus historischen Thatsachen abgezogene soziologische Theorie den Gesetzen der menschlichen Natur, so wenn sie etwa die Annahme in sich schließt, dass im Durchschnittsmenschen die Vernunft über die Begierden oder die selbstlosen über die selbstischen Triebe überwiegen, so können wir wissen, dass die Geschichte verkehrt ausgelegt und die Theorie eine falsche sei. Gelingt es umgekehrt Gesetze der sozialen Phänomene, zuerst gewonnen durch empirische Verallgemeinerung aus der Geschichte, nachträglich an bekannte Gesetze der menschlichen Natur anzuknüpfen, so wie wenn es sich etwa herausstellt, dass die Entwicklungen und Wandlungen der menschlichen Gesellschaft thatsächlich eine Richtung einhalten, die die Eigenschaften des Menschen und dessen physikalisch-geographische Umgebung von vornherein wahrscheinlich machen: dann erlangen die empirischen Verallgemeinerungen den Rang von allgemeinen Gesetzen, und die Soziologie wird Wissenschaft.

Fünfter Abschnitt.

Mills Phänomenalismus.

Schon das geläuterte gemeine Bewusstsein unterscheidet an unsrer Erkenntnis Gegenstände, die unabhängig von unserm Willen existieren, also einfach „gegeben“ sind, und ihre Beziehungen zu einander. Und ohne sich durch die grammatischen Unterscheidungen beirren zu lassen, welche das Gegenständliche (oder Objektive) in unseren Aussagen in allerhand „selbständige“ Wortklassen (Substantiva, Adjektiva, Verba) zerreißen, verlegt es in dieses Objektive ihren ganzen Wahrheitswert. Es stellt sich vor, mit diesem Inhalt der Aussage (sagen wir eines Wahrnehmungsurteils) die Wirklichkeit wie sie an sich ist zu erfassen, diese in seinem Bewusstsein erschöpfend („wahrheitsgemäß“) abzubilden. Über die erkenntnistheoretische Bedeutung der Beziehungsbegriffe, die sich in der syntaktischen Form der Aussage spiegeln, ist es sich nicht „so klar“.

Wissenschaftlich wird dieser Standpunkt jedoch erst, wenn zwischen Form und Inhalt der Aussage streng geschieden und gefragt wird, wie beide beschaffen sein müssen, um die Aussage objektiv, d. h. wahr zu machen, mit anderen Worten: was in beiden die sogenannte Beziehung zur Wirklichkeit herstellt. Von den Beziehungsbegriffen oder den Formen der Aussage hat Mill nur den der Verursachung genauer untersucht (SWH 359 ff.; Logik 3, 5), von dem Gegenstande (Inhalt) der Erkenntnis handeln die Untersuchungen 1. über unsern Glauben an eine äußere Welt (SWH, ch. XI); 2. über geistige Dinge (ebda., ch. XII: Inwiefern ist der Glaube an die Außenwelt auf den Geist anwendbar?). Was den Inhalt unserer Urteile betrifft, so ist die Untersuchung in der That vollständig, da er sich nur auf das in innerer oder äußerer Erfahrung Gegebene

beziehen kann. Den Ding- oder Substanzbegriff hat Mill nicht wie Locke (Essays 11, 23) oder Hume (Treatise 1, 6) selbständig untersucht, sondern ist, im Bewusstsein der nur relativen Selbständigkeit der Wahrnehmungs- oder Empfindungsgruppen die wir Dinge nennen, also ihrer nur subjektiv gültigen Assoziation, gleich zur Erörterung des Problems übergegangen: was die „Materie" unserer Erkenntnis oder dasjenige sei, worauf wir in der Regel unsere Aussagen beziehen? Er lehnt sich in seinen Ausführungen an Berkeleys Prinzipien der menschlichen Erkenntnis an (§§ 16 ff.).

1. Was meinen wir, wenn wir sagen, die wahrgenommenen Objekte seien aufser uns (external to us) und bildeten keinen Bestandteil unseres Bewusstseins? Wir meinen damit, dass unsere Wahrnehmungen und Vorstellungen sich auf etwas beziehen, was existiert, ohne dass wir daran denken; was existierte bevor wir daran dachten, und existieren wird auch nachdem unser Dasein aufgehört haben wird; ferner: dass Dinge existieren, welche von uns, als einzelnen Individuen, nie wahrgenommen worden seien, und andere, welche nie von irgend einem Menschen vorgestellt worden sind oder werden würden. Dem Flusse unserer Vorstellungen gegenüber kommt diesem Etwas das Merkmal der Dauerhaftigkeit (perdurability) zu.

Ich sehe ein Stück Papier auf einem Tische. Ich gehe dann in ein anderes Zimmer. Aber obwohl ich es nicht mehr sehe, bin ich überzeugt, dass das Papier seinen Ort nicht verlassen hat, ich glaube vielmehr, ich würde unter den gleichen Umständen — die herbeizuführen in meiner Macht steht — dieselbe Wahrnehmung haben. Meine Vorstellung von der Welt, von der Wirklichkeit beschränkt sich daher in jedem gegebenen Augenblicke nicht auf die gerade gehabten Bewusstseinszustände und gegenwärtigen Wahrnehmungen und Vorstellungen, sondern auf die zahllose Mannigfaltigkeit möglicher Eindrücke (countless variety of possibilities of sensations). Diese

Unbeschränktheit möglicher Eindrücke ist mir an meinen Erlebnissen in der Regel das Wichtige; die gerade gegenwärtigen sind im allgemeinen von geringer Bedeutung gegenüber denen, welche nach der Erinnerung an meine vergangene Erfahrung und unter mir bekannten Umständen jeden Augenblick lebendig werden, aber auch unter mir unbekannten Umständen meinen Erfahrungsbereich erweitern können. Ferner sind meine gegenwärtigen Wahrnehmungen flüchtig, die Möglichkeiten neuer dauernd. Ich brauche nur zu vergessen, dass „Möglichkeiten neuer Eindrücke" die Verallgemeinerung oder der Begriff (Mill) einer durch meine bisherige Erfahrung erzeugten Erwartung, also einer Gemütsdisposition ist, aber keinen Inhalt hat, um die Vorstellung einer im Wechsel der Erscheinungen beharrenden Substanz aufkommen zu lassen.

Eine Wahrnehmung besteht ferner in der Regel aus einer Gruppe zahlreicher Empfindungen, welche verschiedenen Sinnen angehören. Von dieser Gruppe sind gewöhnlich nur einige Empfindungen gegenwärtig, die anderen ergänzen wir als sozusagen gegenwärtige Möglichkeiten, die jeden Augenblick verwirklicht werden können. So entsteht die Dingvorstellung. Jeder einzelnen der Gruppe zugehörigen Empfindung haftet das Merkmal der Vergänglichkeit an, während die Gruppe selber, an der wir eine bestimmte Ordnung des Zusammenseins beobachten, die Vorstellung eines ihre Einzelbestandteile überdauernden Etwas erregt. Auf dieses Etwas werden schliefslich auch alle an der Erscheinung beobachteten Eigenschaften (Kräfte) und Gesetzmäfsigkeiten übertragen, und ebenso wie wir glauben, dass die Empfindungsgruppen oder Dinge oder Möglichkeiten von Eindrücken unabhängig von ihrem Wahrgenommenwerden existieren, so halten wir auch die an ihnen beobachteten Gesetzmäfsigkeiten für unabhängig von ihrem Beobachtetwerden; wir halten auch sie für mit dem Stoff der Erfahrung gegeben. Das Feuer geht aus, ob wir wach sind oder schlafen. Das Getreide reift, ob wir gegen-

wärtig oder abwesend sind; die einzelnen Eindrücke hören auf, die Möglichkeiten sowie die bei ihrem Bewusstwerden beobachteten Gesetzmäſsigkeiten bleiben unabhängig von unserem Willen. So werden die Möglichkeiten von Eindrücken zu den gegenwärtigen in das Verhältnis von Ursache zur Wirkung gesetzt; oder als der Rahmen aufgefasst, in den sich allerhand Figuren, ob wir wollen oder nicht, eintragen; oder als das Substratum vorgestellt, das sich mit allerhand Eigenschaften bekleidet und von dem als „Träger" allerhand Kräfte auf andere Dinge (darunter unsern Leib) wirken. Der Begriff der Natur schöpft aus diesen Vorstellungen seine Merkmale; er gründet sich auf diese Gruppen möglicher Eindrücke (groups of possibilities) und die ihnen zugeschriebenen Kräfte, mit denen die an jenen wahrgenommenen Veränderungen in Zusammenhang gebracht werden (SWH 250). Natur ist, so aufgefasst, gleichbedeutend mit „Sein überhaupt".

Die Gesamtheit jener Gruppen möglicher Eindrücke (Natur, Sein überhaupt) gehört so gut aber anderen menschlichen oder fühlenden Wesen wie uns selber, denn so gut wie wir gründen sie ihre Erwartungen zukünftiger Ereignisse auf sie, richten sie ihre Maſsnahmen auf sie ein. Sie haben nicht dieselben thatsächlichen Eindrücke, und sie haben sie nicht zugleich mit uns, aber ihre Vorstellung jener unendlichen Mannigfaltigkeit möglicher Eindrücke oder des Grundes für den Inhalt unseres Bewusstseins entspricht genau der unsrigen.

2. Ich finde die bisherige Analyse Mills nicht ganz klar. Die Thatsache nämlich, dass wir in unseren Urteilen über unsere zukünftigen individuellen Wahrnehmungsinhalte hinaus zu ihrem gemeinsamen Grunde zu gelangen trachten, hat ein doppeltes Streben zur Voraussetzung. Einmal wollen wir diesem gemeinsamen Grund, dass wir Bewusstseinsinhalte überhaupt haben müssen, auf den Leib rücken; aber jeder Versuch ihn näher zu bestimmen scheitert daran, dass wir über die Aussagen unseres Bewusstseins

nicht hinauskommen. So bleibt er als Ding an sich ein absolutes X (Kants transszendentales X). Wenn wir sagen, wir glauben an die Realität der Aufsenwelt, so liegt in diesem Glauben nur die Überzeugung, dass unser Verstand nicht schöpferisch ist, sich also seine Inhalte nicht selbst geben kann, sondern durch eine ihm fremde oder „äufserliche", aber uns allen gemeinsame Ursache zu seinen Funktionen gezwungen wird. Insofern nennen wir sie das Wirkliche schlechthin, alles was dem Bewusstsein irgendwie und irgendwann gegeben sein und mit ihr gar nie „verglichen" werden kann, Erscheinung. Die Beziehung unsrer Aussagen auf ihren „Gegenstand" kann darum gar nicht auf dieses Wirkliche erster Ordnung zielen, sondern auf das Gemeinsame in Form und Inhalt unserer Wahrnehmungen und Vorstellungen; die Grenze zwischen dem was wir subjektiv und objektiv nennen, liegt nicht aufserhalb, sondern innerhalb des Bewusstseins und muss durch Analyse der Bestimmungen gefunden werden, welche an und mit der Erfahrung (also dem Inbegriff wirklicher oder möglicher Erscheinungen) gegeben werden. Dieses Gemeinsame unserer zunächst individuellen Bewusstseinszustände (states of consciousness) sucht die Wissenschaft herauszustellen; sie konstruiert zuerst den Begriff eines Bewusstseins überhaupt, als der Summe der logischen und psychologischen Funktionen, durch deren Vollzug wir Erfahrung haben (Erfahrung als Thatsache) oder machen (Erfahrung als Aufgabe), und der Wirklichkeit überhaupt, als Summe dessen was unseren Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Urteilen und Beurteilungen gemeinsam ist. Dieser Begriff der Wissenschaft umfasst die beiden Richtungen der Erfahrung, die innere wie die äufsere; er spaltet sie folgerichtig in eine solche der Geschichte und der Natur. Und ferner ist der Begriff der Erscheinung so von vornherein nicht auf die sogenannten äufseren Objekte allein beschränkt; phänomenal ist, nach Mill, jeder Bewusstseinsinhalt, gleichgültig ob wir seinen Gefühlston (die mit ihm

assoziierten Lust- oder Unlustempfindungen) oder die in ihm enthaltenen „stofflichen“ oder raumerfüllenden (s. u.) Elemente ins Auge fassen.

3. Mill bestreitet, dass die Scheidung zwischen innerer und äußerer Erfahrungsrichtung ein ursprüngliches Datum des Bewusstseins, d. h. angeboren sei; denn was den Empfindungspruppen oder einzelnen Wahrnehmungen den Charakter von selbständigen äußeren Dingen verleihe, die Raumerfüllung und die damit zusammenhängenden Eigenschaften der Gestalt, Ausdehnung und der Undurchdringlichkeit (subjektiv Widerstandsempfindung), sei das Resultat einer langen Übung des Haut- und Muskelsinnes (265 ff). Wie dem aber sei (ich komme darauf zurück): jene Scheidung hat zur allgemeinsten Voraussetzung eine Reihe von „Affektionen des Gemüts“, von Reizen, Empfindungen, Wahrnehmungen (sensations), das Bewusstsein dieser Reihe, das Gefühl der Einheit im Mannigfaltigen, womit die Vorstellung persönlicher Selbigkeit (Identität) verknüpft wird. Diese setzt aber ihrerseits als letztes nicht mehr analysierbares Faktum das Gedächtnis (Erinnerung und folglich Erwartung; 262) und die Funktion der Assoziationsgesetze voraus; unsere Ich-Vorstellung hat ihre Wurzel in der Thatsache, dass eine Wahrnehmung als Vorstellung im Gedächtnis zurückbleibt und durch eine neue ähnlicher Art rege, d. h. erinnert wird. Diesen Vorgang betrachtet Mill als die Urthatsache des Selbstbewusstseins, und während er in der 1. Auflage des „Hamilton“ annimmt, die raumerfüllenden (die sogenannten primären) Eigenschaften der Bewusstseinsinhalte, im Gegensatz zu ihrer Gefühls- und Willensseite, lägen der Scheidung vom Ich und Nicht-Ich zu Grunde, behauptet er später (265 Anm.), dass, Gedächtnis und Assoziationsgesetze vorausgesetzt, der Gegensatz zwischen der [formalen] Selbigkeit des Bewusstseins (dem Gefühl der Einheit, also einer stetigen Funktion, wodurch Selbstbewusstsein allererst zustande kommt) und dessen eignen Modifikationen ausreiche die Entstehung der Ich-Vorstellung

zu erklären. Es ist bemerkenswert, dass Mill das Band, das die Reihe der Bewusstseinszustände mit einander verknüpft, für ebenso „real“ hält wie die einzelnen Bewusstseinszustände selber; er ist aber aufserstande anzugeben, was es aufser dem Gefühl der Einheit (Kants empirische Einheit der Apperzeption) sein kann. Verallgemeinert giebt diese empirische Funktion des Bewusstseins die Einheit des Bewusstseins überhaupt, auf die wir alle Glieder der inneren Erfahrungsreihe beziehen; so wie wir den gesetzmäfsigen Zusammenhang aller äufseren Wahrnehmungen auf die Substanz oder die Wirklichkeit überhaupt oder die Natur zu beziehen pflegen. Mill verfällt aus seinem Idealismus in einen groben Materialismus, wenn er sich von Prof. Masson verleiten lässt, jenes Band ein organisches zu nennen; dadurch wird die Physiologie zum Instrument der Erkenntnistheorie.

4. Der Ausgangspunkt für die beiden Erfahrungsrichtungen ist nach Mill die sinnliche Gemütsaffektion, der Reiz (impression, sensation). Von ihm aus gelangen wir zu den Begriffen der dauernden Gruppen möglicher Wahrnehmungen einer-, der zusammengehörigen Gefühlsreihe (continued series of feelings) andrerseits; eine unauflösliche Assoziation ruft bei jedem Eindruck sie beide wach (266). Von Geist oder Materie, von Subjekt oder Objekt anders als in Rückbeziehung auf die ursprünglich ungeteilten Gemütszustände (feelings, states of consciousness) zu sprechen, ist philosophisch nicht angängig; wir dürfen jedenfalls, indem wir Subjekt und Objekt entgegenstellen, nicht vergessen, dass das eigentliche Gegensatzpaar der objektiv und der subjektiv betrachtete Bewusstseinsinhalt ist (ebda.). Ich habe schon bemerkt, dass die raumerfüllenden Eigenschaften des Eindrucks zu seiner objektiven Seite gerechnet werden. Aus der koexistierenden Empfindungsgruppe treten weit mehr als die Eigenschaften des Geruchs, Gehörs, Geschmacks diejenigen hervor, welche vom Tast- und vom Muskelsinn herrühren, also die Druck- und Widerstands-

empfindungen. Sie bilden sozusagen eine Gruppe innerhalb der Gruppe, den Kern der Gruppe, dem sich, als Inbegriff der primären Eigenschaften (Gestalt, Ausdehnung, Undurchdringlichkeit), unauflösbar die Eigenschaften der anderen Sinne als die sekundären verknüpfen. Unsere Vorstellung von Materie, von Aufsen- oder Objektwelt ist vornehmlich an Gestalt und Undurchdringlichkeit gebunden. Im einzelnen lehnt sich Mills Darstellung an A. Bains „The Senses and the Intellect“ (1. Aufl. S. 113 ff.) an und bietet nichts Neues. Sie zeigt, dass Mill, indem er das Problem unserer Vorstellung der Aufsenwelt behandelte, sich nicht klar war in der ersten und den folgenden Auflagen seines Hamilton statt einer die zwei Fragen beantwortet zu haben: wie 1. die Annahme eines von uns verschiedenen Seins, also die Unterscheidung zwischen percipi und esse entstanden sei, und wie sich 2. die Vorstellung der Aufsenwelt im eigentlichen Sinne des Worts gebildet habe? Auf die erste Frage antwortet er in den späteren Auflagen seines kritischen Werkes: die Scheidung beruhe auf dem Erlebnis, von dem wir den Anfang des Selbstbewusstseins datieren, dass die Modifikationen des Ich gegeben und wir fortwährend gezwungen seien Reize wahrzunehmen und Empfindungen zu haben. Es giebt, hätte Mill als wirklicher Berkeleyaner, der er sein wollte, etwa sagen sollen, es giebt eine meinem Willen entzogene Ursache für die unbeschränkte Anzahl möglicher Wahrnehmungen, denn wenn ich auch Sinnesreize und, im Anschluss daran, Muskelbewegungen willkürlich hervorrufen kann, so geschieht das nur, weil ich jene früher habe haben müssen und der Vollzug der sogenannten Willenshandlungen mir aufgezwungen war; daraus darf ich also nur schliefsen, dass nicht nur die Möglichkeit der Empfindungen dauernd ist (Permanent Possibilities of Sensations), sondern ihr Bereich dauernd wiederkehrende und unter den gleichen Umständen stets wieder zu verwirklichende Elemente hat (etwa: possibility of permanently recurring sensations). Die so beschaffene

Ursache meiner Bewusstseinsinhalte erschöpft für mich den mir zugänglichen Inhalt des Seins überhaupt; ihre sonstigen Bestimmungen bringe ich mit der Natur der mit meinem Selbstbewusstsein unauflösbar verknüpften Empfindungsgruppe in Zusammenhang, die ich meinen Körper nenne. Die Vorstellung einer Aufsenwelt im geometrischen Sinne dagegen entsteht, wenn wir gelernt haben, die primären von den sekundären Eigenschaften jener dauernden Empfindungsmöglichkeiten zu scheiden (SWH 265 ff.).

Sechster Abschnitt.

Praktische Philosophie.

I. Vom Prinzip der Sittlichkeit.

1. Mills berühmter Beitrag zur Moralphilosophie, das „Nützlichkeitsprinzip (Utilitarism)“, erschien 1861 in „Frasers Magazine“, als Buch 1863. Seine Entstehung fällt in das fruchtbare Jahr 1854, in dem der Plan zur Abhandlung über die Freiheit reifte; in das Jahrzehnt, das äußerlich durch die Auseinandersetzung mit Whewell, als dem englischen Vertreter der intuitiven Schule in der Moral, eingeleitet (1852) und durch die „Gedanken über die Parlamentsreform“ (1859) beschlossen wurde. Beide Bücher gehören demselben durch seine Frau befruchteten und bereicherten (Selbstb. 222) Gedankenkreise an, nur dass er sich allmählich auch durch innere Gründe erweiterte: die Prinzipien der politischen Moral schöpfen naturgemäß ihre Beweiskraft aus den Prinzipien der Moral überhaupt, aus der letzten Quelle unserer Vorstellungen über Gut und Schlecht, Recht und Unrecht, praktische Billigung und Missbilligung. Und beide Abhandlungen, historisch von gleich großer Bedeutung, teilten das nämliche Los allgemeinster Beachtung, glühendster Zustimmung und unwilligster Ablehnung, doch hat das Nützlichkeitsprinzip (WW I 133 Anm.) noch das besondere Verdienst, das einzige, das der Verfasser selber sich zuschreibt, für eine alte Sache ein neues Wort — utilitarian — wenn nicht erfunden so doch in Umlauf gebracht zu haben. Das übrigens schon von Bentham 1802 gebrauchte Wort hat Mill, wie der Selbstbericht mitteilt (s. o. S. 32), Galts Novelle „The Annals of the Parish“

entnommen, wo der Held, ein schottischer Geistlicher, seine Pfarrkinder warnte vom Evangelium abzufallen und „Utilitarier“ zu werden, und in seinem jugendlichen Überschwang benutzte der siebzehnjährige Philosoph das von Feindesseite geprägte Wort zur Bezeichnung seiner „Utilitarischen Gesellschaft“ (1823). In der ethischen Abhandlung soll mit dem Wort „Utilitarismus“ die Richtschnur für moralisches Handeln überhaupt, „nicht irgend eine besondere Art ihrer Anwendung“, bezeichnet werden. Sie will den universellen Nutzen („universeller Eudämonismus“ bei Sidgwick) als ein die Bildung moralischer Urteile über menschliche Handlungen (nicht über Handelnde) beherrschendes Prinzip begreifen lehren, also weder eine Tugend- und Pflichtenlehre noch eine ausführliche Theorie unserer Gefühle geben. Insofern erscheint mir, im Gegensatz zu Jodl (II, 603 Anm. 30), der Name durchaus glücklich, da der aufs Allgemeine abzielende Charakter des Prinzips von vornherein durch ihn besser angedeutet wird als durch die mit Glück und Glückseligkeit zusammenhängenden Wortbildungen, denen die Beziehung zum individuellen Triebleben unverlierbar anhaftet.

2. Denn das gerade ist das Merkwürdige: dass die Abhandlung, die als die konsequenteste moderne Darstellung der Lustlehre (Hedonismus) gilt, weil sie, um den letzten Untergrund oder die Materie der Willenshandlung zu begreifen, auf das Wunsch- und Triebleben als ihren Mutterstock zurückgeht (Kapitel 3): dass auch sie mit der Diskussion des moralischen Urteils als Urteils anhebt. Die Darstellung ist leider so gehalten, dass Anhänger (z. B. Bain, Jodl, Laas) wie Gegner (z. B. Wundt, Windelband, Staudinger) in dieser Lustlehre den Kern der Schrift erblicken konnten, nur dass beide Parteien ihren Wert oder Unwert anders beurteilen. Sie hätte an Klarheit gewonnen, wenn die natürliche Einteilung des Problems berücksichtigt worden wäre, wonach erst die Form, alsdann die Materie des sittlichen Urteils in Betracht gezogen und das Merk-

zeichen sittlichen Lebens, die in Urteilen ausgedrückte Billigung und Missbilligung von Willenshandlungen, als Exponent der doppelten Beziehung erklärt würde: nämlich einmal auf die Gesinnung des Handelnden, das andere Mal auf den Sozialwert der Handlung.

Es ist trotzdem seltsam, dass Mills Ausgangspunkt verkannt werden konnte. „Unser moralisches Vermögen“, sagt er (WW I 129; Util. Kap. 1), „giebt uns nur die allgemeinsten Grundsätze des moralischen Urteils; dasselbe ist eine Abzweigung der Vernunft, nicht unseres Wahrnehmungsvermögens, und ist maſsgebend hinsichtlich der abstrakten Moraltheorien, nicht für die Erkenntnis des Moralischen in einem konkreten Falle.“ Darin stimmt, führt er weiter aus, die induktive mit der intuitiven Schule der Moralisten überein, dass sie die Moralität einer Handlung durch ihre Unterordnung unter ein Gesetz zustande kommen lässt, wodurch sie aus dem individuellen Haushalt herausgehoben wird, obwohl sie doch, psychogenetisch, darin zu wurzeln scheint. Das Vorhandensein von Gesetzen, meint also Mill, von allgemeinen Sätzen, welche als Maſsstäbe der sittlichen Beurteilung gelten, ist, was immer ihr Inhalt, Vorbedingung für das was wir sittliches Leben nennen, ist, kantisch zu reden, dessen transzendentale Bedingung, durch die ein Gemeinschaftsleben erst möglich wird; insofern ist sittliches Handeln eine Vernunfthandlung, so gut wie ja überhaupt jedes Knüpfen und Lösen von Beziehungen. Und darin allein zeigt sich zugleich auch die Objektivität, auf die die Handlung von vornherein angelegt ist, da sie zwar direkt nur mit den Mitteln des Individuums ins Leben gehoben werden kann, aber doch sofort als Produkt der „anderen“, der Gemeinschaft, behandelt, nämlich beurteilt wird. Auch darin stimmen beide Schulen überein, dass sie ungefähr dieselben moralischen Gesetze anerkennen, also praktisch ihren moralischen Urteilen immer dieselbe Form und sehr oft denselben Inhalt geben. Freilich nur sehr oft denselben Inhalt, nicht immer:

an diesem Punkte scheiden sich die beiden Schulen. Dass wir über unsere Handlungen gegenseitig billigende oder missbilligende Urteile fällen, ihnen also einen Sozialwert beilegen, hält jeder, der sich nicht aus missverständlicher Paradoxie oder aus Krankhaftigkeit aufserhalb der menschlichen Gemeinschaft stellt, für in der Ordnung; und über diese transszendentale oder selbstverständliche Bedingung des Sittlichen sich auseinanderzusetzen, besteht also nur in den seltensten Ausnahmefällen eine Nötigung. Wohl aber tritt sie oft ein, wenn es gilt zu entscheiden, woher unsere Einzelurteile ihren Inhalt nehmen, woher sie ihre Berechtigung herleiten einzelne Handlungen bald gut bald böse zu nennen. Hier fällt die Parallelität mit Mills erkenntnistheoretischem Standpunkt auf. Nennen wir die transszendentale Bedingung der moralischen Urteile das moralische Apriori: so liegt Mill am moralischen Aposteriori, an der Art, wie im sittlichen Leben in den einzelnen Fällen unsere Billigung oder Nichtbilligung zustande kommt, und wie sie gerechtfertigt wird. Das ist in der That die entscheidende Frage. Denn wenn ich auch nur die Handlung moralisch nenne, welche mehr ist als eine automatische und nicht einfach dadurch zustande kommt, dass die Triebe, Wünsche, Anlagen, Neigungen und Bedürfnisse den motorischen Apparat in Bewegung setzen; wenn sie nur moralisch werden soll durch eine Reflexionsthätigkeit, dadurch dass ein allgemeiner Satz Motiv meiner Willenshandlung wird: so tritt der Inhalt mancher allgemeinen Sätze (Gesetze) in Konfliktsfällen mir als Fremdes gegenüber, als etwas wovon mir scheint, als ob ich es selber in dieser bestimmten Form mir nicht zum Gesetz gegeben hätte. Und nun entsteht die Nötigung zur Frage: wie der individuelle psychophysische Apparat dazu kommt, und aus welchen Gründen er sich verpflichtet fühlt, sich diesem „Fremden“ unterzuordnen.

3. Mill sucht also das Prinzip, nach dem die aposteriorischen Urteile über menschliche Handlungen gebildet werden. Er nennt dieses Prinzip den Grund oder die

Quelle zur moralischen Verpflichtung. Das führt irre. Unser Philosoph (WW I 129, 130) scheint dazu kein Recht zu haben, da doch die moralische Verpflichtung, wie schon ausgeführt, für jedes Mitglied der Denkgemeinschaft lediglich in der bewussten Unterordnung unter menschliche Handlungen regulierende Gesetze überhaupt bestehen soll. Die moralische Qualität der Handlung heftet sich somit nur an das Verhalten des Handelnden, an seinen Willen einen allgemeinen Grundsatz beim Handeln zu berücksichtigen; an eine Art reproduktiver Gesinnung. Sie betrifft nicht die Art der Anwendung irgend eines Gesetzes auf einen einzelnen Fall: die hängt vom Intellekt, von der Fähigkeit zu richtigem Vernunftgebrauch ab; insofern ist die Handlung richtig oder falsch. Aber bei dieser Auffassung kann man unmöglich stehen bleiben. Denn thatsächlich beschränken wir die moralische Beurteilung von jemandes Gesinnung nicht auf den Willen nach allgemeinen Normen zu handeln, sondern dehnen sie aus auf den Willen — wenn auch nicht auf die Fähigkeit — ihren Inhalt jeweils neu- oder umzubilden, und verlangen, nach Maſsgabe individueller Fähigkeit, von der Gesinnung ein produktives Verhalten, verlangen prinzipiell ein Interesse am Inhalt der Normen und machen es zur moralischen Forderung auf ihren materiellen Bestimmungsgrund zu achten. Und so wird, durch Übertragung, dieser Bestimmungsgrund, der selbst nicht moralisch zu sein braucht, weil er das sogenannte Moralische bestimmt (vergl. WW I 136), zum „moralischen Verpflichtungsgrund“. So nennen wir ja schlieſslich auch Handlungen moralische, die den Normen der Sittlichkeit gemäſs sind, ohne dass sie aus Tugend, d. h. aus Rücksicht auf diese Normen entstanden sind.

4. Achten wir auf den Inhalt der obersten Moralvorschriften, auf die Normen, Regeln, Maximen, welche in den jeweils geltenden sittlichen Vorstellungen sich spiegeln. Da ergiebt sich — wieder als Thatsache — dass die Handlungen nicht, wie es nach Kant den Anschein hat

(vergl. WW I 130 f.), der Normen, sondern diese der Handlungen wegen existieren, und dass man auf den Zweck der menschlichen Handlungen zu achten hat, um Zweck und Inhalt der sittlichen Normen zu bestimmen.

Bevor wir bewusst wollen, uns Zwecke setzen (aktiv), wünschen und begehren wir (passiv; I 171 f.). Damit will Mill sagen: bevor der Mensch sich Zwecke setzt, sind sie ihm gegeben. Nun ist es psychologisch unmöglich etwas für begehrenswert zu halten, ohne dass eine Lustempfindung diese passive Zweckvorstellung begleite; wie es zunächst unmöglich ist keine Unlust zu empfinden, wenn das natürliche Begehren durchkreuzt oder gehemmt wird. Es ist also z. B. psychologisch ein Unding die Tugend „um ihrer selbst willen zu lieben“, d. h. ohne dass sie durch Assoziation mit dem Gefühl der Lust motivkräftig würde (I 167 f.). Nun sagt Mill (I 171): etwas wünschen und eine Lustempfindung haben, ist eines und dasselbe, und daraus folgert er: da der Mensch ein begehrendes Wesen ist, so ist ihm nach den Gesetzen seiner Natur aufgegeben Lustempfindungen (pleasures) zu suchen, Unlustgefühle (pains) zu meiden. Setzen wir für den Inbegriff sämtlicher Lustempfindungen: Glückseligkeit, so wird aus „etwas wünschen“: Glückseligkeit wünschen, und zwar Glückseligkeit nicht als abstrakte Vorstellung, sondern als „konkretes Ganzes“ (I 169), d. h. wohl als Summe aller seelischen Einzelzustände, in denen das Wohlbefinden überwiegt. In Wirklichkeit wird also nichts anderes gewünscht als Glückseligkeit (I 170), auf sie zielen direkt oder indirekt alle unsere Handlungen. Glückseligkeit ist ihr Endzweck, das summum bonum der Alten; alles andere, sogar die Tugend, wird Mittel zu ihm.

5. Aus dieser Auffassung tritt Eins deutlich hervor: Mill sucht die Normen, die Maſsstäbe der Beurteilung unserer Handlungen, aus deren Naturgesetz abzuleiten: das Wollen aus dem Wünschen, die Zwecke, die wir uns setzen, aus den Zwecken, die uns gegeben sind; und es ist klar, dass sie nur dann Aussicht haben auf Erfüllung,

nur dann „verpflichten“ können. Gleichzeitig aber fällt eine, wie ich glaube, lediglich terminologische Unklarheit auf, die sehr oft, so neuerdings wieder von Paulsen (Einleitg. in d. Philos.[7] 451 ff.), als sachliche gerügt worden ist. Die Vorstellung von Lust (idea of pleasure) ist nämlich zunächst nicht einmal das einzige Motiv des „passiven“ Wünschens, geschweige denn das des „aktiven“ Willens, es ist überhaupt nicht Motiv, sondern Begleiterscheinung irgend welcher Vorstellung, die als Zweck oder diesem untergeordnetes Mittel den Willen bestimmen kann. Die elementarsten Zwecke (Zwecke 1. Ordnung) sind durch die Beziehungen unserer Grundtriebe zu den Objekten der Aufsenwelt entweder von allem Anfang gegeben, oder es ist uns aufgegeben sie zu suchen, d. h. diese Beziehungen herzustellen; Lust- oder Unlustgefühle begleiten diese Zweckthätigkeit und wirken als Kriterien, ob es gelungen sei die richtige Beziehung herzustellen. Aber mit dieser ursprünglichen Aufgabe zwischen Trieben und den Objekten ihrer Befriedigung die „richtige“ Beziehung zu suchen und herzustellen — eine Beziehung, die als richtig, d. h. als Leben erhaltend oder fördernd, durch die Gefühle der Lust oder Unlust (pleasures or pains) und hinterher durch die Erfahrung (ideas!) ihrer Nachwirkungen erst erwiesen wird —: mit dieser Aufgabe ist das Stadium des Trieb- oder Instinktlebens schon überschritten, die beziehende Thätigkeit ist eine auf Erfahrung gegründete auswählende Vernunftaktion, das Begehren ist „vergeistigt“ („intellektualisiert“), das Wünschen hat sich durch die teleologische Thätigkeit des Verstandes zum Wollen erweitert. Bei dieser zunächst vermittelnden Thätigkeit des Verstandes haben sich so viele Fertigkeiten und Fähigkeiten entwickelt, haben wir so viele uns aufgezwungene Handlungen liebgewonnen, dass das Begehren auf ganz neue und ursprünglich ihm fremde Objekte geleitet worden ist, die nun als höhere oder abgeleitete den elementarsten unserer Zwecke (Zwecke 2. 3. u. s. w. Ordnung) gleich-

wertig an die Seite treten, und deren Reichtum den Reichtum des Individuums ausmacht, das ihn besitzt, oder der Kulturepoche, die sie erzeugt oder nötig macht. Es ist klar, dass die Angemessenheit (Richtigkeit) der auf ihre Erfüllung abzielenden einzelnen Thätigkeiten immer wieder nur durch die oben erwähnten Kriterien bestimmt wird: durch die sie begleitenden Lust- oder Unlustempfindungen und die Erfahrungen ihrer Nachwirkungen. Aber es ist ebenso klar, dass die auf Erfüllung der Zwecke verschiedenster Ordnung abzielenden Thätigkeiten im Einzelbewusstsein nicht gleichgiltig nebeneinander herlaufen, und dass über ihre Verträglichkeit oder Unverträglichkeit die erwähnten Gefühle als Richter über das der Daseinserhaltung Nützliche oder Schädliche die zuständige Kritik üben. So ordnen sich naturgemäſs, zunächst im individuellen Haushalt, sämtliche wirkliche oder mögliche Zustände zu einem System, das selber dem Zwecke dient das Leben zu erhalten und zu erhöhen. Unsere sämtlichen Handlungen streben in solchem System sich zusammenzuschlieſsen und alle Reibungen, d. h. Unlustzustände, zu meiden. Welche Handlungen diesem System als zweckdienlich eingeordnet werden, das bestimmt die angeborene Natur sowie die Kulturumgebung, in die sie hineingeboren ist; beides aber lässt sich allgemein beschreiben, da die zunächst doch subjektiven Begehrungen und Wollungen auf Objekte desselben realen und sozialen Weltausschnittes gerichtet sind. Und nicht nur beschreiben, und zwar je nach Zeiten und Umständen verschieden: allgemein vorschreiben lassen sie sich, insofern das individuelle Streben nach Entwicklung eines reibungslosen Zwecksystems die Gemeinschaft voraussetzt und berücksichtigt. Diese Vorschriften bilden jeweils die Inhalte der einzelnen Normen und Sittenregeln, als die Bedingungen der Erfüllung dieses individuellen Strebens, und beherrschen die Bildung der moralischen Einzelurteile. Aber wenn ich, wie das Mill thut, von der Beschreibung dieser Vorschriften absehe, um

den Blick freizuhalten für den letzten Zweck des Willensapparates im Kleinen und Grofsen, für das Naturprinzip seiner Funktion, so komme ich über die Entwicklung eines reibungslosen Zwecksystems, als durch Natur und die frühere Geschichte meines Geschlechts mir gestellte Aufgabe, nicht hinaus. Positiv ausgedrückt heifst das: ich strebe nach Glückseligkeit. Betrachte ich eine Handlung für sich, so ist das ihrem Gelingen folgende Lustgefühl, der seinem Misslingen assoziierte Unlustzustand Begleiterscheinung; da aber durch die Erfahrung dieser Begleiterscheinungen unter den einzelnen Thätigkeiten die lebenerhaltenden ausgewählt werden, so stellen sich hinterher diese Begleiterscheinungen als das Wichtigste an unseren Handlungen heraus. Sie erscheinen nun umgekehrt als die Zwecke, um deretwillen die Handlungen unternommen werden, Einzelthätigkeiten stellen sich als ihnen zugeordnete Mittel dar, und der Zustand, welcher einträte unter der Voraussetzung, diese ganze Zweckthätigkeit verliefe reibungslos, wird so naturgemäfs unter dem Namen der Glückseligkeit zum Ideal unseres Strebens erhoben.

So stellen sich, m. E., im Grunde alle Eudämonisten diese Dinge vor, so auch Mill. Er wusste schon sehr früh, dass man Glückseligkeit nicht direkt wollen kann, sondern dass sie das Geschenk einer von Fall zu Fall geübten vernünftigen Zweckthätigkeit, sowie der Gunst objektiver, teils realer teils sozialer Umstände sei, über welche der Mensch ja nur in geringem Mafse Herr ist. Den Umfang, in dem Glückseligkeit erlangt werden könne, schätzte Mill gering ein. „Wenn unter Glückseligkeit die ununterbrochene Fortdauer einer in hohem Grade vergnüglichen Erregung verstanden wird, so ist allerdings seine Unerreichbarkeit einleuchtend genug. Ein Zustand voll überschwänglichen Vergnügens währt nur Augenblicke oder, in einigen Fällen und mit Unterbrechungen, durch Stunden oder Tage und ist nur das gelegentliche Aufleuchten des Genusses, nicht eine dauernde und stetige Flamme. Das wissen die Philosophen,

welche gelehrt haben, dass Glückseligkeit der Endzweck des Lebens sei, so gut wie die, welche sie darum schmähen. Die Glückseligkeit, welche sie meinten, ist nicht ein Leben der Entzückung, sondern nur Momente derselben in einer Existenz, die aus wenigen und vorübergehenden Leiden, vielen und mannigfaltigen Genüssen, unter entschiedener Vorherrschaft der thätigen vor den leidenden, besteht, wobei es eine Grundbedingung ist vom Leben nicht mehr zu erwarten, als es zu bieten vermag (WW I 140 f)." Die Abschätzung der uns erreichbaren Glückseligkeit ist jedoch Sache des persönlichen Temperaments; wir lassen sie darum besser beiseite.

6. Man wird nun verstehen, dass Mill, genau so wie Bentham (o. S. 27 ff.; vergl. Jodl II 436 ff.) die Handlungen von ihren Wirkungen her, den ihnen assoziierten Lust- und Unlustgefühlen, bewertet. Eine genaue Abschätzung der Lust- und Unlustwerte nach Intensität, Dauer, Fruchtbarkeit (d. i. nach der Wahrscheinlichkeit, dass einem Gefühl solche gleicher Art folgen werden), Ausbreitung (das ist nach der Anzahl von Personen, welche von dieser Lust oder Unlust betroffen werden können) und anderen Kriterien giebt, nebst den Methoden zu ihrer Ermittelung, jedoch nur Bentham. Diese Abschätzung bildet nach beiden Denkern die natürliche, d. h. durch die psychophysische Organisation des Menschen und seine Eigenschaft als soziales Wesen bedingte Basis für alle ethische und juristische Beurteilung, und liegt allen sittlichen Normen wie der Gesetzgebung zu Grunde; eine moralische Verpflichtung auf anderer Grundlage giebt es nicht. Ursprünglich geht also die Berechnung der Lustwerte der Handlungen vor sich „ohne irgend ein Gefühl moralischer Verpflichtung" (I 136; vergl. Kap. 3), ihre qualitative Unterscheidung ist ein Produkt der persönlichen und universellmenschlichen Erfahrung über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit einzelner Handlungen für das individuelle wie für das gesellschaftliche Zwecksystem, und daraufhin wird ihnen das Prädikat „moralisch" oder „un-

moralisch“ zugesprochen. Bain (II 112 ff.) wendet ein, eine Qualität der Gefühle existiere nicht, „abgesehen von ihren moralischen Eigenschaften und Folgen (Mill WW I 138)“. Dieser Einwand bewegt sich im Zirkel und ist um so merkwürdiger, als gerade Bain die Behandlung des Ursprungs der moralischen Gefühle im dritten Kapitel unserer Schrift bewundernswert (ebda.) nennt. Hier wie im zweiten Kapitel (bes. S. 138) wird ausgeführt, dass die Handlungen sich nach ihren Lustwerten oder, was besser ist, nach dem Maſse ihrer Nützlichkeit für die Erhaltung des individuellen wie des Gesellschaftsorganismus ordnen, dass diese Ordnung Produkt nicht der individuellen sondern der universellen Erfahrung ist (I, 153), dass die Normen, Maximen und Regeln des praktischen Verhaltens auf dieser Ordnung fuſsen, dass ihre Gesamtheit, unter dem Namen Sittlichkeit, auf das Individuum vererbt wird, in welchem, ohne dass es diesen Zweckzusammenhang erkennt, diese mit einer dichten „Gefühlsmasse (WW I 159)“ umkleideten Normen in der Form des Gewissens als Richter über Recht oder Unrecht amtieren, dass endlich das Gewissen seine moralischen Urteile spontan, das heiſst in der Form ästhetischer Gefühlsreaktionen und meist ohne jede voraufgehende Berechnung, fällt. Kurz: die moralischen Gefühle und Vorstellungen — Gewissen, Tugend, Pflicht — sind nicht angeboren sondern erworben (I 161), daher sind sie denn auch von ungleicher Stärke in den verschiedenen Individuen und müssen darum gepflegt und eingeübt werden; dieses darum, weil im Fühlen und Handeln Gewohnheit das einzige Ding ist, welches Sicherheit gewährt (WW I 173). „Und weil es für andere von solcher Wichtigkeit ist sich auf unser Fühlen und Verhalten verlassen zu können, darum sollte der Wille zum Rechtthun bis zu jener gewohnheitsmäſsigen Selbstverständlichkeit ausgebildet werden (ebda.).“ Diese Erziehung zum Rechtthun, diese Gewohnheit, das sittliche Handeln und Urteilen den Überlieferungen in Sitte und Recht anzupassen, hat denn auch zur Folge, dass ge-

lehrt und geglaubt (I 167) werden kann, der Wunsch nach dem Besitz von Tugend sei so ursprünglich wie das Verlangen nach Glückseligkeit, oder das Handeln aus „Pflicht“, was Carlyle als rechter Fichteschüler der utilitarischen Scheinmoral (I 135 ff.) als Ideal entgegenhielt, das Sichbeherrschenlassen also durch den Teil des Bewusstseins, der, wie die sittlichen Normen, unzweifelhaft Gemeinschaftsprodukt ist, mit einem Wort: die Uneigennützigkeit und Uninteressiertheit im Handeln sei „an sich“ gut, und es komme auf die Folgen desselben überhaupt nicht an (I 144). Das mag, meint Mill, ein erhebender Beweis sein für das was Menschen thun können, aber nicht für das was sie thun sollten (ebda.), denn dieser Zustand des Willens sei ein Mittel zum Guten, nicht ein Gutes an sich (I 173). Für menschliche Wesen ist überhaupt nichts ein Gut, aufser insofern es jenen Zustand der Befriedigung ursprünglicher oder erworbener Triebe und Neigungen herbeiführt, den wir Lust nennen (I 172 f.).

Man nehme nun nicht an, dass Mill den Wert des Glaubens unterschätzt, das „moralische“ Handeln sei an sich gut. Im Gegenteil: überall betont er die Notwendigkeit der automatischen Funktion moralischer Gefühle, der „Gewissensgefühle“, für die Masse. Die Analyse findet sie vor als Thatsache, „deren Wirksamkeit und gewaltiger Einfluss auf diejenigen, in denen sie gebührend gepflegt werden“, durch die Erfahrung bewiesen werden (I 159). Von kalter, das Gefühl abstumpfender Berechnung des Lustwertes der Handlungen sei bei dem Durchschnitt keine Rede (I 147; 149); denn unserem Philosophen ist sehr wohl bewusst, dass neunundneunzig Hundertstel (I 147) von ihnen nicht dem Pflichtgefühl die Entstehung verdanken, weil eben die bewusste Rücksicht auf das Gesetz als solches fehle, obgleich sie sehr wohl von den Gewissensgefühlen begleitet und von dem als Automatismen wirkenden sittlichen Erfahrungsschatz der Gemeinschaft bestimmt sind. Trotzdem können sie objektiv moralisch sein und sind es auch sehr oft.

Aber die zahlreichen Konfliktsfälle zwingen in das Wesen dieser Automatismen hineinzuleuchten und nach den letzten, d. h. natürlichen Gründen der sogenannten moralischen Handlungen zu forschen, und da zeigt sich denn immer wieder, dass sie ursprünglich nach den Lustwerten sich ordnen und die übliche qualitative Unterscheidung derselben („moralisch“, „unmoralisch“), wie nicht oft genug betont werden kann, durch die Erfahrung ihres Erhaltungswertes („nützlich“, „schädlich“) für den individuellen und universellen Organismus bestimmt wird. Mill fügt den Benthamschen Methoden zur Ermittlung dieser Erhaltungswerte in den Kapiteln 2 und 3 seiner Schrift nichts Neues hinzu, dagegen verweilt er ausführlich bei dem Nachweis, dass eben diese Erfahrung die geistigen Genüsse in der Skala der Lustwerte, also der Motive für Handlungen, über die körperlichen stelle (I 138 ff.). Sie werden überall als edlere und höhere ausgezeichnet, und Mill beklagt, dass das Gefühl dafür in den meisten Naturen eine zarte Pflanze sei, die leicht durch „mangelnde Nahrung“, durch feindselige Einflüsse der Umgebung, durch fehlende Beispiele und erniedrigende Arten der Beschäftigung noch zu keiner rechten Entwicklung gelangt sei (ebda.).

Obwohl Mill gerade um dieser Unterscheidung der Lustwerte gerühmt und sie ihm, Bentham gegenüber, als Erweiterung zu gute gerechnet wird (so von Wundt), so ist dadurch, wenn auch nur vorübergehend, eine falsche, nämlich puritanische Note in die Abhandlung gekommen, die ihrem Prinzip fremd ist. Die Erfahrungen der Urteilsfähigen, heiſst es einmal (I 139), sprechen sich dahin aus, „dass Vergnügungen, die aus unsern höheren Fähigkeiten fließsen, der Art nach und ohne Rücksicht auf die Frage ihrer Stärke“, denjenigen vorzuziehen seien, für welche unsere tierische Natur empfänglich ist. Sie sind also „an sich“ gut und edel, „an sich“ besser als die sogenannten sinnlichen Genüsse. Da wäre also die wissenschaftliche wieder zu der konventionellen Auffassung zurück-

gekehrt — eine Folgewidrigkeit des zweiten Kapitels, die durch die eindringliche Widerlegung des Ansichwerts von Tugend, Pflicht und Gewissen im entscheidenden dritten Kapitel wieder aufgehoben wird. Merkwürdig ist nur, dass Mill gerade dieser Inkonsequenz wegen gelobt wird. Sie stellt das Ergebnis der ganzen Untersuchung in Frage. Es lautete: Lust- und Unlustempfindungen sind an sich weder moralisch noch unmoralisch, sondern werden es erst durch den Erhaltungswert der Handlungen, die mit ihnen verknüpft sind; und erst die „Erfahrung", d. h. der durch Wissenschaft und die Praxis der tüchtigsten Köpfe (worauf Mill besonders hinweist) angehäufte Schatz von Einsichten in das dem Individuum und der Gesellschaft Zuträgliche, Lebenerhaltende, Nützliche, in das individuelle und universelle Zwecksystem Passende, nimmt jene Klassifikation vor, welche sich freilich dem lebendigen Gefühl des Handelnden so darstellt, als ob sie auf absoluten Wertunterscheidungen beruhte. Mill sagt (I 153), die Menschheit lernte durch „Erfahrung die Folgen von Handlungen kennen, und auf dieser Erfahrung beruht alle Klugheit wie alle Moralität des Lebens". Wenn daher geistige Genüsse „allgemein" höher gestellt werden als sinnliche, wenn sie als edler, als „moralischer" gelten, so hängt das damit zusammen, dass die Erfahrung ihren hohen Erhaltungswert für soziale Wesen offenbart hat. Wenn Tugenden zu üben, Laster zu meiden sind, so geschieht es nicht, weil sie an sich Bedeutung haben, sondern weil jene Kräfte sind, die der reibungslosen Funktion des individuellen und des universellen Zwecksystems dienen, und diese ihr wehren. Ebenso verhält es sich mit dem Unterschied zwischen dem was gerecht und dem was bloſs zuträglich ist (Kap. 5 S. 194). Mill nennt zwar die Gerechtigkeit den „unvergleichlich heiligsten und verbindlichsten Teil aller Moralität", aber er versteht darunter doch nur die Klasse „moralischer Regeln, welche die wesentlichsten Bedingungen des menschlichen Wohlseins näher betreffen

und deshalb unbedingter verpflichten als irgend welche andere Regeln der Lebensführung" (ebda). Das heifst: der Unterschied zwischen der „heiligen" Gerechtigkeit und der „blofsen" Zuträglichkeit ist nichts als ein Gradunterschied, ist kein Artunterschied. In Wahrheit herrscht so die Nützlichkeit als höchster Wertmesser des Sittlichen, und von ihr aus verbreitet sich Aufklärung über den gegenseitigen Zusammenhang unserer Einzelhandlungen, die ja sämtlich schon von Natur auf ein Zwecksystem angelegt sind. Die „Glückseligkeit" ist, auch das ist schon gebührend hervorgehoben (s. o. S. 151 ff.), Produkt dieser Thätigkeiten, sie ist in Form der Lust- und Unlustgefühle, kritischer Mafsstab der Einzelhandlung als solcher, noch ohne Berücksichtigung ihres Zusammenhangs mit anderen Handlungen, ihres Nutzens für den Zweckzusammenhang. Auch kann sie, im dargelegten Sinne (s. o. S. 152), Endzweck unseres Daseins heifsen; aber man darf sie nicht, wie das Mill thut (I 140), als „Inbegriff der Regeln und Vorschriften" für menschliches Verhalten betrachten. Diese sind vielmehr aus der natürlichen Aufgabe abzuleiten: alle unsere Handlungen zur Konvergenz zu bringen, sie verträglich und mit einander vereinbar zu machen; sie, kurz, zu Einem Zwecksystem zu ordnen. Von dieser Aufgabe aus sind alle Imperative und Anleitungen zu Vernunfthandlungen zu gestalten.

7. Mill spricht von der „Gesamtsumme der Glückseligkeit", von der möglich gröfsten Summe Glück für die möglich gröfste Summe Menschen (I 145). An diesem Mafsstab der öffentlichen Wohlfahrt soll der Sozialwert jeder Handlung gemessen werden. Lassen wir, als eudämonistisch, die Glückseligkeit als Endzweck unserer Handlungen beiseite, so stimmt die Utilitätsmoral in der Forderung, jeder Handelnde solle bei seinem Thun alle anderen als „Mitbeteiligte" (ebda.) berücksichtigen, mit der intuitiven oder Pflichtenmoral überein. Wie leitet Mill diesen Imperativ her?

Als Thatsache ist dieser Imperativ Ausgangspunkt der Untersuchung: durch die Existenz moralischer Urteile wird sie bewiesen. Diese betreffen, wie schon angedeutet, bald die Folgen der Handlung, ihren objektiven Wert also, bald die Moralität des Handelnden, seine Gesinnung. Mithin wird selbst das Innerlichste, was auf der Welt existiert, durch Bezug auf allgemeine Normen überhaupt bestimmt. Für Mill ist diese Thatsache einfach eine letzte: er nimmt, wenn man Konsequenz in seine Ausführungen hineinliest, das Individuum nie anders denn als soziales Wesen, und das Dasein der Gemeinschaft bestimmt Inhalt und Richtung des individuellen Bewusstseins. „Der soziale Verband ist dem Menschen so natürlich, so notwendig und vertraut, dass er, mit Ausnahme einiger seltenen Fälle, oder nur durch eine freiwillige und gewaltsame Abstraktion, sich ihn nie anders denkt denn als Glied einer Genossenschaft; und diese Gedankenverbindung wird in dem Maſse enger und inniger, als die Menschen sich von dem Zustand wilder Freiheit weiter entfernen. Deshalb verknüpft sich jede einem geselligen Zustande wesentliche Bedingung immer unzertrennlicher mit jedermanns Vorstellung vom Zustand der Dinge, in den er mit seiner Geburt eintritt, und der die Bestimmung eines menschlichen Wesens ist (I 162)." Aus dieser Urthatsache können sofort eine Reihe von [transszendentalen] Bedingungen für die Möglichkeit des Beisammens individueller Handlungen in einem gemeinschaftlichen Verbande a-priori abgeleitet werden. Wie das etwa Mill thut: „Nun ist aber eine Gesellschaft menschlicher Wesen, ausgenommen im Verhältnis eines Herrn und seines Sklaven, offenbar auf jedem andern Fuſse unmöglich als so, dass die Interessen aller in Rechnung gebracht werden. Da nun in allen zivilisierten Zuständen jedermann, ausgenommen ein absoluter Monarch, seines Gleichen hat, so ist jedermann genötigt mit irgendwem auf diesem Fuſse zu leben; und in jedem Zeitalter werden einige Fortschritte nach einem Zustande hin gemacht, in welchem es unmöglich

sein wird mit irgend jemand dauernd auf einem anderen Fuſse zu leben. So wachsen die Menschen auf, unfähig einen Zustand völliger Missachtung der Interessen anderer für sich als möglich zu denken. Sie befinden sich unter einem Zwange sich so zu verhalten, dass sie sich wenigstens von der Begehung aller gröberen Unbilden frei wissen und ihnen unmöglich ist sich vorzustellen, sie lebten in einem fortwährenden inneren Proteste gegen sie. Auch sind sie thatsächlich damit vertraut im Verein mit anderen zu wirken und sich ein Kollektiv-, nicht ein Einzelinteresse, wenigstens zeitweilig, als Zweck ihrer Handlungen vor Augen zu stellen. So lange sie mit anderen zusammenwirken, denken sie ihre Zwecke mit denen anderer identisch, und so herrscht bisweilen das Gefühl in ihnen, dass die Interessen anderer ihre eigenen seien. Nicht nur giebt jede Kräftigung der sozialen Bande und jedes gesunde Wachstum der Gesellschaft dem einzelnen ein stärkeres persönliches Interesse daran, dass er als Handelnder die Wohlfahrt anderer zu Rate ziehe, sondern führt ihn auch dahin, seine Gefühle mehr und mehr mit ihrem Wohle oder wenigstens mit einem immer höheren Grade von praktischer Berücksichtigung derselben in Einklang zu bringen. Er gelangt wie instinktmäſsig dazu sich seiner selbst als eines Wesens bewusst zu werden, das selbstverständlich auf andere Rücksicht zu nehmen hat" (ebda I 162 f.). Hiernach ist also der „isolierte" Mensch eine gewaltsame Abstraktion, damit fällt auch Hobbes' bellum omnium contra omnes als Beschreibung des ursprünglichen Verhaltens der Menschen gegen einander fort, ihnen kommen vielmehr von vornherein sympathische und antipathische Gefühle zu. Nachdrücklicher hätte hervorgehoben werden sollen, dass das „Gefühl der Einheit mit unseren Mitgeschöpfen" (I 157) im Laufe der Entwicklung, infolge ihrer immer stärker werdenden Differenzierung, in das Bewusstsein der Einheit oder Zweckgemeinschaft übergeführt wird, also künstlich wird und, „der Stütze durch eine fortgeschrittene Erziehungs-

kunst (ebda.)“ bedarf. Jedenfalls aber ist so viel sicher, dass Mill nicht zu den „älteren“ Utilitariern gehört, denen Leslie Stephen vorwirft, das Individuum als letzte Einheit der Gesellschaft und diese als bloſses Aggregat solcher Individuen betrachtet zu haben (vergl. Science of Ethics, p. 93 ff.). In Mills ethischer Theorie setzen das individuelle und das universell-soziale Zwecksystem schon nach dem Begriff ihres bloſsen Daseins einander voraus und hängt die Erfüllung der damit gegebenen individuellen und öffentlichen Aufgaben von der fortwährenden Anerkennung dieser Wechselbeziehung ab. Was in dem Begriff der Gesellschaft als eines Organismus Verständliches ist, ist damit umschrieben. Und ferner lassen Mills Ausführungen auch darüber keinen Zweifel aufkommen, dass der wohlverstandene Utilitarismus den Evolutionismus geradezu fordert.

Wir dürfen nun, zum Ausgangspunkt der Millschen Abhandlung zurückkehrend, sagen: jedes Individuum findet in sich die Aufgabe vor, zwischen seinen sympathetischen und antipathischen, seinen egoistischen und altruistischen Gefühlen und Trieben einen Ausgleich herbeizuführen. Diese Aufgabe giebt er sich also nicht selber, sondern sie wird ihm gegeben durch seine Eigenschaft als soziales Wesen; nur bejaht er sie bei fortschreitender Bewusstheit und ersinnt ein System von Vernunfthandlungen zu ihrer Lösung. Seine Handlungen haben daher, bald näher, bald entfernter, eine soziale Thatsache, nämlich das Vorhandensein anderer und ihres Glücksbedürfnisses, also ihres Interesses, zum Beweggrund. Der Ausgleich gelingt, die Gefühlsspannung löst sich, Befriedigung (Glück) tritt ein, wenn die Handlungen sämtlich ineinanderstimmen (konvergieren). Geschieht das bei möglichst vielen Individuen, so ist der Beweis erbracht, dass der „Ausgleich“ in vielen Individuen gelungen ist; dann aber ist das Glück eine allgemeine Thatsache, dann herrscht Glückseligkeit. So kann man, das Resultat des Zwecklebens vorwegnehmend, diese allgemeine Glückseligkeit als dessen Endzweck betrachten.

Daraus folgt, dass man an eine eigentliche Addition einzelner Glücksempfindungen nicht denken darf — Benthamsche und Millsche Formeln (vergl. „Gesamtsumme der Glückseligkeit“ I 145) und Definitionen geben freilich fortwährend dazu Anlass.

8. Zum Schluss möchte ich noch an einige auffällige Mängel der Millschen Darstellung erinnern. Zunächst daran, dass Mill immer wieder in die seinem prinzipiellen Standpunkt und vielen Einzelausführungen fremde Anschauung verfällt, als ob der sogenannte Kampf der Motive (battle between contrary impulses SWH 584) ein rein emotioneller Zustand sei, als ob blinde Lust- oder Unlustempfindungen, ganz ohne die assoziierten Objektvorstellungen, Motive für Handlungen sein könnten. Er spricht von streitenden Kräften (contending powers, ebda.), von dem psychopathischen, nervenerschöpfenden (exhaustive of nervous energies, ebda.) Zustand im Gefolge dieses Streites, wie wenn das Vorstellungsleben mit seiner Erinnerung an vergangene Zustände und dem Vergleichen, Abwägen und Beurteilen ihrer Folgen, also der Abschätzung ihres Erhaltungswertes für den Organismus, auch zum emotionellen Teile des Vorgangs (des Konflikts zwischen „Motiven“) gehörte. Ja er leugnet sogar, dass er eine „intellektuelle“ Seite habe (ebda. Anm. 4). Damit aber leugnet er an dieser seltsam missverständlichen Stelle den Unterschied zwischen Trieb- und Willkürhandlungen und übersieht die Grundbedingung für die Entwicklung des Trieblebens zum sittlichen Willensleben: das Eingreifen und die Funktion der Urteilskraft (the state J am speaking of is by no means a state of judging, ebda.). In richtiger Erkenntnis dieser Grundbedingung hatte schon Spinoza Wille und Verstand gleichgesetzt.

Mills vielberufene Definition der „größten Glückseligkeit“ mag dagegen noch hingehen: „ein Dasein, möglichst frei von Leid und so reich als möglich an Genüssen, sowohl rücksichtlich der Qualität als der Quantität, wobei

den Prüfstein für die Qualität und den Maſsstab bei der Abwägung derselben gegen die Quantität der Vorzug abgiebt, welcher von denjenigen gefühlt wird, die, von ihren besonderen Erfahrungen begünstigt und überdies zur Selbsterkenntnis und Selbstbeobachtung geschult, am besten mit den Hilfsmitteln der Vergleichung versehen sind". Sie gelte als Beschreibung eines Zustandes, den herbeizuführen eben unser System von Vernunfthandlungen dient. Wenn aber Mill hinzufügt, diese Definition der Glückseligkeit sei gültig, gleichviel ob wir unser eigenes Wohl oder das anderer ins Auge fassen (ebda.), so widerspricht er seinen eigenen Grundgedanken, nach welchen ja das eigene Wohl durch den Ausgleich zwischen Antrieben von innen und solchen von auſsen, also nur durch oder jedenfalls nicht ohne Berücksichtigung anderer und ihrer Interessen, erreicht werden kann. Doch verbleibt der sonst unzulänglichen Definition als Verdienst der Hinweis, dass die Vorbilder zweckdienlicher d. h. sittlicher Handlungen Schöpfungen besonders dazu veranlagter Individuen sind: auch auf sittlichem Gebiete ist das Entdecken und Verkörpern des Gattungsgemäſsen die That groſser Persönlichkeiten. Es ist daher nur folgerecht, wenn Mill ihnen und den Bedingungen ihres Gedeihens in der Gesellschaft seine Aufmerksamkeit zuwandte. Das geschah in der Abhandlung über die Freiheit (1859), der berühmtesten und gelesensten von Mills Schriften.

II. Anwendungen.

1. Wie Individuum und Gesellschaft sich gegenseitig voraussetzen, und es unmöglich ist von einem zu sprechen ohne an das andere zu denken: so empfängt der Begriff der Freiheit die wesentlichsten Bestimmungen von dem der Gebundenheit, und umgekehrt.

Mill schien es unnötig, von der natürlichen Wechselbeziehung beider Begriffe zu sprechen, als er über die

Freiheit sich ausliefs. Dass individuelle Handlungen, die, soweit es Menschengeschichte giebt, in ein übergeordnetes Gemeinschaftssystem von Zweckhandlungen hineingreifen, daher wesentliche Bestimmungsgründe von aufsen erhalten, gilt ihm, das hat sich eben gezeigt, als selbstverständlich. Damit sind Bedingungen aller Art von selbst gegeben. Aber das Individuum differenziert sich, es hebt sich im Laufe seiner Entwicklung von den Menschenmassen seiner Umgebung merklich und spürbar ab, das individuelle und das universellsoziale Zwecksystem werden unübersichtlich und verwickelt, die Beziehungen zwischen Systemglied und Systemganzen verdunkeln sich, Übergriffe von hüben und drüben kommen vor, und Unbegriffe von Freiheit und Gebundenheit verwirren die Köpfe. Die einen streben in ihrem Freiheitsdrang die Gesellschaft zu sprengen, die andern, die an Zahl immer gewaltiger anschwellenden Vertreter der Massen- oder der sogenannten öffentlichen Meinung, ersticken mit dieser das Individuum.

Diese öffentliche Meinung aber wird nach unserem Philosophen zu einer drohenden Gefahr für unsere europäische Kultur, sobald sie der Individualität feindlich wird; und diese Tendenz hat sie, je gröfseren Einfluss die Massen im politischen und überhaupt öffentlichen Leben gewinnen. Der Durchschnitt der Menschen kommt, was seine geistige und sittliche Begabung, seine Neigungen und Geschmacksrichtung betrifft, über ein sehr bescheidenes Mittelmafs nicht hinaus (WW I 71 ff.). Sie haben, führt Mill aus, keine Wünsche, die stark genug wären sie zu ungewöhnlichen Handlungen zu veranlassen, folglich verstehen sie auch die nicht, bei denen das der Fall ist, und stellen sie in eine Linie mit den wilden und mafslosen Charakteren, auf die sie gewohnt sind herabzublicken. Bedenkt man wie viel Mühe unserer Tage an die Hebung der allgemeinen Sittlichkeit gewendet wird, mit welcher Nachdrücklichkeit das Ideal eines regelmäfsigen Lebenswandels gepredigt, Ausschreitungen jeglicher Art gegeifselt, die Ver-

ständigkeit angepriesen wird, wie der auf Dämpfung allen Überschwangs angelegte philanthropische Geist immer eifriger darauf dringt, dass jedermann sich den allgemein anerkannten Verhaltungsregeln und Normen unterordne: so werden die Folgen von selbst einleuchten. „Und diese Normen bestimmen ausdrücklich oder stillschweigend, dass nichts Gegenstand eines starken Verlangens sein dürfe. Ihr Ideal eines Charakters ist es, keinen ausgesprochenen zu besitzen; jeder Teil unseres Wesens, der entschieden hervortritt und die Physiognomie eines Menschen von jener der Alltagsnaturen merklich unterscheidet, soll gleich einem chinesischen Damenfuſs eingezwängt und verkrüppelt werden.“ So kommen statt groſser Thatkraft und starker, wenn auch von einem gewissenhaften Willen und kräftigen Widerstande in Zucht gehaltener Gefühle nur schwächliche Regungen und Impulse zum Vorschein, die sich innerhalb der Grenzen des der Norm Gemäſsen bethätigen. Darum betrachtet Mill die moderne Gröſse Englands als eine „Gesamtgröſse“. „Individuell klein“, sagt er, „zeigen wir uns nur noch groſs durch unsere Gewohnheit des Zusammenwirkens (I 72).“ Für Frankreich stellt de Tocqueville, dessen Werk über die Demokratie in Amerika auch für diese Schrift Mills eine Quelle der Anregung war (s. o. S. 44), ähnliches fest: dass wir im westlichen Europa uns dem „chinesischen Ideal der Allerweltsgleichheit (I 75)“ nähern. Aus solcher Sachlage ist Mills Freiheitsapotheose entstanden. Sie ist mäſsig und besonnen wie alle seine Schriften. Sie erhebt keine Einwendungen gegen Gesetz und Norm in Natur und Geschichte; im Gegenteil: im Gehorsam gegen sie lag ihm, wie Spinoza, das Geheimnis aller Freiheit, in ihrer Erkenntnis der Segen aller Arbeit. Aber auf praktischem Gebiete sah er die Zahl der Bindungen — der Bindungen, die er für überflüssig und schädlich hielt — ins Ungeheuere anschwellen.

Der Massenruf nach Staatsintervention in wirtschaftlichen Dingen umschwirrte und betäubte, freilich mehr vom

Kontinent her, sein Ohr; er glaubte zu fühlen, wie neben Recht und Sitte eine Tyrannis der Moden, ein Despotismus der Gewohnheit anfing sich geltend zu machen, wie jede Abweichung vom Üblichen, von der „Regel“, von der durch die Übung der Herdenmenschen geheiligten Alltäglichkeit, verhöhnt und geächtet wurde, und die Wahrnehmung dieser Tendenz zur Angleichung der Menschen, zur Unterdrückung aller Freiheits- und Selbständigkeitsregungen, kurz: aller Originalität machte ihm bange um die Zukunft der Menschheit. Denn gerade mit Rücksicht auf das Gemeinschaftsleben forderte er die Pflege der Individualität. Und während Goethe und Humboldt, Mills Gewährsmann, das Ringen nach „Eigentümlichkeit der Kraft und der Bildung“ als das ewige Ziel hinstellen, dem der „einzelne Mensch (Humboldt)“ nachstreben soll, stellt Mill die soziale Motivierung dieser Forderung in den Vordergrund: aller Fortschritt der Gesellschaft hängt von den Leistungen ihrer großen Männer ab, folglich ist die Möglichkeit einer freien Entwicklung für diese eine der wesentlichsten Bedingungen der allgemeinen Wohlfahrt, die notwendige Voraussetzung für das was wir mit den höchsten Namen belegen: Zivilisation, Bildung, Erziehung, Kultur, Fortschritt (Kap. 3, WW I 57). Der Fortschritt tritt in zweierlei Form auf: als Liebe zu der durch die Mannigfaltigkeit der Situationen (I 75) erfüllten Freiheit, und als Liebe zur Reform, in beiden Formen aber widerstrebt er der Herrschaft der Gewohnheit und der Mittelmäßigkeit (I 73); er setzt, um dieser zu wehren, das Vorhandensein kräftiger, eigenwilliger, regsamer, wagemutiger, unternehmungs- und neuerungssüchtiger Individualitäten voraus. Diese, die wenigen, die „großen Einäugigen“, wie Mill die Genies nennt, sind das Salz der Erde (I 66), ohne sie würde das menschliche Leben einem stehenden Sumpf gleichen, durch sie wird es gestaltet, werden in Wissenschaft, Kunst und Leben Werte geprägt und umgeprägt, kurz, alle guten Dinge, die wir besitzen, sind eine Frucht ihrer Originalität. Darum sollte

die Gesellschaft, an statt ihnen Warnungszeichen zu machen, „auf die man mit feierlichem Schauder als auf Beispiele wilder Verwirrung hinweist (I 67)“, ihnen eine Atmosphäre der Freiheit schaffen, in der sie atmen können.

Dieser Hymnus aufs Genie klingt, wie man sieht, stark an die Heldenverehrung Carlyles an, dessen Vorlesungen über Heldenverehrung Mill zweifellos beeinflusst hat. Aber während die anarchistischen Epigonen der englischen Heldenverehrer (Stirner, Nietzsche) die grofse Persönlichkeit als „Einzige“ zur Masse in Gegensatz stellen, betrachtet sie Carlyle und noch ungleich mehr Mill als wertvollstes Mittel zur Bereicherung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft (I 66), als ein Wesen, das, aus der Masse geboren, auch für sie lebt. Sie sind schöpferisch, nicht durch irgendwelche bewusst gewollte Kausalität ihres Ich (eine Vorstellung, die Mill nicht gelten lässt: vergl. S. 132), sondern dadurch dass die Masse, erst wider Willen, dann in blinder Begeisterung, ihr Thun und Treiben als vorbildlich (typisch) empfindet und dann, als Mittel das gesellschaftliche Zwecksystem zur Vollendung zu bringen nachahmt.

2. Vom Prinzipiellen der Schrift brauchen wir an dieser Stelle nicht viel mehr mitzuteilen. In den Arbeiten der Übergangszeit (1830—40), später unter dem Einfluss Comtes (s. o. S. 46 ff.), waren als Elemente der Ordnung die konstanten Voraussetzungen des Gemeinschaftslebens aufgezählt und die Prinzipien der Autorität entwickelt, in „On Liberty“ verweilt Mill bei den Bedingungen des Fortschritts, auf welchen die bürgerliche und politische Freiheit ruht: der Denk- und Redefreiheit (Kap. 2); den Grundsätzen, welche Freiheit im Handel und Verkehr regulieren (ebda.); den Freiheiten der Gemeinden in ihrem Verhältnis zur Zentralregierung (116 ff.); den Grundsätzen für die Erteilung von Konzessionen zum Vertrieb alkoholischer Getränke (Kap. 5). Er spricht von dem Recht der Aufsicht und Einmischung des Staates überall da, wo ein

Individuum über ein anderes Gewalt übt, von dem despotischen Recht also des Mannes über die Frau, der Eltern über die Kinder in Sachen der Erziehung und des Unterrichts, von der Notwendigkeit die Ehescheidung zu erleichtern in dem einen Falle; in dem andern von der Befugnis des Staates einen Zwang zur Erziehung bei einem System vollkommener Unterrichtsfreiheit (also keine Staatsschule, sondern nur öffentliche Prüfungen) auszuüben; und so fort von allerhand Anwendungen der Prinzipien der Freiheit und der Autorität (Kap. 5). Als Prinzip der Freiheit gilt durchgehends der Satz: kein Individuum ist der Gesellschaft für seine Handlungen verantwortlich, insofern diese die Interessen zweiter Personen nicht berühren (WW I 99). Als Prinzip der Autorität gilt der Satz: das Individuum ist für solche Handlungen, welche die Interessen anderer beeinträchtigen, verantwortlich und darf gesellschaftlicher oder gesetzlicher Strafe unterworfen werden, wenn die Gesellschaft sie zu ihrem Schutze für nötig hält (ebda.). Übrigens meine man nicht, dass Mill in dem Leben eines Menschen zwischen dem was ihn allein angeht und dem was die andern angeht eine absolute Grenze zieht. Er lehnt das ausdrücklich ab (83 f.), seine paradox klingende These lautet ja im Grunde: die „Atmosphäre der Freiheit" erhöht die sozialen Eigenschaften des Menschen, nämlich seine Individualität. Darum liegt auch der Kern des Buchs nicht in den Anwendungen (Kap. 5), sondern in den beiden wichtigen Kapiteln über die Individualität (3) und über die Grenze der Autorität der Gesellschaft gegenüber dem Individuum (4).

Nur der auf die Wirtschaftsordnung bezüglichen Anwendung mag noch mit einem Worte gedacht sein. Dem großen Lehrbuch über die Grundsätze der politischen Ökonomie (1848) ist zunächst der Charakter einer Epigonenarbeit aufgeprägt. Die Beziehung zu Ricardo ist ganz besonders eng. Das eherne Lohngesetz wird, freilich ausdrücklich als Satz der „abstrakten Wissenschaft" (Gr. d.

pol. Ökon. II 5) angenommen, die Lehre von der Grundrente vertreten und der wirtschaftliche Wert als Produkt der Arbeit, gemessen an der auf sie verwendeten Zeit, bestimmt. Die Verkehrs- und Gewerbefreiheit, der Freihandel, die Aufhebung aller den Handel mit Land wehrenden Gesetze (Abschaffung der Fideikommisse) finden in Mill einen den Anschauungen der Schule gemäſsen eifrigen Verfechter. So weit schwebt ihm lediglich der Industriestaat mit vollendeter Kredit- und Kapitalwirtschaft, hohen Export- und Importziffern, also denkbar hoher Handelsbilanz vor, und er beschränkt sich auf die Analyse derjenigen ökonomischen Kategorien, welche gelten, wenn das Ideal dieser Wirtschaftsordnung erreicht ist. Sie wird zunächst als ein Gegebenes analysiert, als ob der Mensch einem ihm Fremden gegenüberstünde. Wie wir uns seelisch dabei befinden, ob sich die ewigen Wertquellen für menschliche Dinge, Gefühl und Bedürfnis, bejahend oder verneinend, oder bald bejahend und bald verneinend gegen das wirtschaftliche Zwecksystem verhalten: darnach fragt diese Analyse nicht.

Aber bald mischen sich fremde Elemente, wissenschaftliche und ethische Bedenken in die Rechnung; von dem Erbe, das die Klassiker der politischen Ökonomie hinterlassen haben, anerkennt Mill zwar noch später, als der Bruch schon erfolgt ist, — so in einem Aufsatz über die Landfrage vom Juni 1870 (Fortn. Rev.; Diss. and Disc. IV 86) — die Methoden, nur die Schlagworte (Freihandel, freier Wettbewerb, Freiheit der Kontraktschlieſsung, Angebot und Nachfrage, und ähnliche) giebt er der Kritik preis. Thatsächlich aber ändert sich seine Methode, indem er erstens den Ausgangspunkt der Wissenschaft, die Prämissen des Egoismus, der Wirklichkeit gemäſs erweitert, und zweitens ethische und soziologische Gesichtspunkte in die Betrachtung einführt. Nun heiſst es, der Erwerbssinn der Menschen, auf dem die „exakte“ Volkswirtschaftslehre sich aufgebaut (Ricardo; Jevons; Marshall), sei eine Ab-

straktion von der Wirklichkeit, sei hypothetisch (Gr. d. pol. Ökon. II 5); in dieser finde der Egoismus am Altruismus eine Schranke, bestünden beide Formen der Gesinnung, die individuelle und die soziale, nebeneinander und strebten daher auch thatsächlich beide nach der Herrschaft über den Willen. So wird die „Ausbeutungs"-Wissenschaft (F. A. Lange, J. St. Mills Ansichten über die soziale Frage, Duisburg 1866) an der Wirklichkeit zuschanden, in der die überwiegende Masse menschlicher Individuen durch soziale Gesinnung und Begründung sozialer Einrichtungen vor den Raubtierinstinkten einzelner unter ihnen sich zu schützen trachtet. Durch diese Erwägung erhält die ganze Analyse bei Mill den Charakter relativer Wahrheit und Berechtigung.

Nun entsprechen im Ökonomischen die abstrakten Prinzipien des Egoismus und des Altruismus dem Kommerzialismus („Katallaktik" oder Tauschwirtschaft; Mill, Gr. der pol. Ökon. III 1, 1): die Wirtschaft ein auf dem Institut des Privateigentums aufgebautes System zur Erzeugung tauschbarer Güter, wobei diese sämtlich, die menschliche Arbeit einbegriffen, den Warencharakter annehmen und die Ware den Warenerzeuger beherrscht —; und dem Kommunismus: die Wirtschaft ein System zur Erzeugung von Gütern zu gemeinschaftlichem Gebrauch, wobei die Produktionsmittel gemeinsames Eigentum sind und der Warenerzeuger die Ware beherrscht. Der gegenwärtige Zustand neigt zum Kommerzialismus, und Mill betrachtet ihn als „exzentrisch", als einseitig und ungesund, als die der menschlichen Natur notwendige Vielgestaltigkeit der Entwicklung untergrabend. Dessen Folgen sind, menschlich gesehen, die Ungerechtigkeit der Besitzverteilung und die Armut der Arbeiter, und Mill ist der erste Vertreter der klassischen Schule, der diese Folgen menschlich betrachtet, d. h. von der Warte dessen, der die Interessen der Gesamtheit vertritt und die Herstellung ihres Ausgleichs nicht der Natur überlassen will, wie die Harmonieapostel (Bastiat-Schulze). Das Problem, das sich Mill (be-

sonders in dem berühmten Kapitel „Von der wahrscheinlichen Zukunft der arbeitenden Klassen“, Gr. der pol. Ökon. IV, 7; u. ferner in den w. u. zitierten Schriften) stellt, lautet daher: wird der Kommunismus, den Mill prinzipiell dem Kommerzialismus nebenordnet (Lange S. 59), die mit diesem (oder dem System des Privateigentums) verknüpften Übel beseitigen können, ohne seinerseits „exzentrisch“, d. h. einseitig zu werden? Das Hauptübel ist die Armut und der damit verbundene geistige und sittliche Tiefstand der arbeitenden Klassen, die Materialisierung der Besitzenden in Gesinnung und äuſserer Lebenshaltung. Der prinzipielle Versuch es zu beseitigen setzt freilich die Überzeugung voraus, von der Mill durchdrungen ist, und durch deren Vertretung er sich grundsätzlich von der klassischen Ökonomie trennt: dass die Güterverteilung Menschenwerk, also veränderlich sei, während die Güterproduktion zu allen Zeiten an Naturgesetze gebunden sei (Gr. der pol. Ökon. III., 1, 1; die Behauptung selbst ist nur z. T. richtig, s. o. S. 54 f.).

Damit ist der überkommene Rahmen der Schule von einem Manne gesprengt, der in ihr groſs geworden war und als eine ihrer Leuchten gepriesen wurde. Die darin liegende Bedeutung Mills hat in Deutschland F. A. Lange (a. a. O.) zuerst erkannt. Mir scheint Langes Urteil endgültig, obwohl er weder die nachgelassenen Kapitel über den Sozialismus (WW XII 160 ff.; zuerst veröffentlicht 1879) noch auch die Mai 1869 erschienene „Arbeiterfrage“ (WW XII 111 ff.; Besprechung eines Buches von W. Th. Thornton) kannte. Nur ein wichtiger Gesichtspunkt kommt im „Sozialismus“ noch hinzu: nämlich dass die soziale Frage in Westeuropa eine Existenzfrage sei, da in groſsen Demokratien eine sehr ungleiche Besitzverteilung wegen der herrschenden politischen Gleichheit und des Einflusses der Lohnklassen auf die Gesetzgebung auf die Dauer undenkbar sei. Dieser Gesichtspunkt ist nicht neu: schon Aristoteles macht ihn in der „Politik“ geltend.

Auf die Einzelheiten der Millschen Untersuchungen kann ich hier nur hindeuten. Sie gehen aus von dem Glauben, dass dasjenige der beiden mit einander streitenden Systeme (Kommerzialismus oder Kommunismus) die Oberhand gewinnen werde, welches sich „mit der gröfsten Ausdehnung der menschlichen Freiheit und Entwicklung verträgt (II 1, 3).“ Die Beurteilung des Kommunismus ist bei Mill diesem aufserordentlich günstig. Die gegenwärtige Eigentumsordnung habe in Eroberung und Gewaltthätigkeit ihren Ursprung, und die Verteilung des Arbeitsproduktes werde nicht nach Prinzipien des Rechts und der Billigkeit vorgenommen. Sie sanktioniere nach Mill die Aneignung des Mehrwerts in zweierlei Gestalt: in Form der in Stadt und Land infolge der Bevölkerungs- und Kapitalzunahme (Diss. and Disc. IV 239) entstehenden Grundrente und des Mehrertrages der Arbeit in Form hoher Unternehmergewinne, — den Kapitalgewinn als berechtigt vorausgesetzt. Und da die Gesetze Klassengesetze sind, sich ja auch das sittliche Bewusstsein eines Landes nach den Vorurteilen und dem Überlegenheitsgefühl der herrschenden Klasse bildet, also Klassenmoralität ist („Freiheit“ WW I, 6): so werden die so entstandenen Ungleichheiten in Besitz und sozialer Geltung noch erhöht statt gemindert. So scheint alles sich dem Kommunismus zuzuneigen. „Wenn man wählen müsste zwischen dem Kommunismus mit allen seinen Chancen und dem gegenwärtigen Gesellschaftszustande mit allen seinen Leiden und Ungerechtigkeiten; wenn die Einrichtung des Privateigentums es als notwendige Folge mit sich brächte, dass das Ergebnis der Arbeit so sich verteile, wie wir es jetzt sehen, fast im umgekehrten Verhältnis zur Arbeit . . . so würden alle Bedenklichkeiten des Kommunismus, grofse wie kleine, nur wie Spreu in der Wagschale sein (II 1, 3).

Allein Mill ist kein Utopist, er weifs, dass der Kommunismus nicht ohne Weiteres wirklich werden kann, selbst wenn er die Forderung der Gerechtigkeit „Gleichheit der

Erwerbsbedingungen für alle" in idealer Weise zu verkörpern vermöchte, ohne die Individualität in seiner Entwicklung zu hemmen, da er bisher nur — auf dem Papier steht. Auch hält er die Lebenskraft unserer auf dem Privateigentum ruhenden Wirtschaft noch lange nicht für erschöpft, da es bisher nur in verderbter Form bestanden habe. Er verlangt daher nur Freiheit für kommunistische Experimente (II 1, 4), im übrigen eine Periode der Reformen, allem voran die allmähliche Verstaatlichung des Grund und Bodens (der nach Mill nie hätte Privatbesitz werden dürfen) zum Zwecke der Gründung kleiner Bauerngüter, etwa in Form von Rentengütern zur Sesshaftmachung von Landarbeitern, zur Errichtung von Arbeiterwohnungen und zur Anlage von Parks und Zier- und Schmuckplätzen (vergl. darüber die äufserst lehrreichen Aufsätze über das Programm der englischen Bodenreformer. Diss. and Disc. IV 239 ff.; über die Landfrage ebda. 251 ff.). Man sieht aus diesen Andeutungen, wie stark Mill für seine Reformen die Staatshülfe in Anspruch zu nehmen gedachte und wie gründlich er mit dem Dogma der Staatsenthaltsamkeit in wirtschaftlichen Dingen („freedom of contract") aufräumte. Nicht minder radikal sind Mills Vorschläge für eine Reform des Erbrechts (Gr. der pol. Ökon. II 2, 3; Lange S. 90 ff.). Um die Lage der arbeitenden Klassen zu heben, hält Mill zunächst zwei wie es scheint zahme Mittel in Bereitschaft: Erziehung und dadurch gesteigerte Ansprüche an die Lebenshaltung, infolge dessen Mafshaltung bei der Menschenproduktion; dadurch würden naturgemäfs die Reservearmee der Arbeiter und die Konkurrenz unter einander auf dem Arbeitsmarkte geringer, die Löhne höher. Daneben aber schlägt schon Mill nachdrücklichst das Mittel zur Lohnerhöhung vor, das sich am wirksamsten erwiesen hat: die Bildung von Gewerk- und Arbeitervereinen. Ein energischerer Protest gegen den Warencharakter der menschlichen Arbeit als wir in Mills Grundsätzen der politischen Ökonomie vom Jahre 1848 finden (II. Kap. 12 und 13), ist kaum

von ausgesprochenen Parteisozialisten erhoben worden. Es ist nicht verständlich, wie angesichts solcher Thatsachen Mill von Held (Zwei Bücher zur sozialen Gesch. Englands S. 149), K. Marx und anderen zur liberalistischen Schule gezählt werden konnte. Wer seine sämtlichen ökonomischen Schriften überschaut, hat vielmehr den Eindruck, als ob nur das in unserem Denker so stark ausgebildete Gefühl der Pietät ihn veranlassen konnte sich bis zum Lebensende einen echten Jünger A. Smith und Ricardos zu nennen. Wir aber erkennen in Mills Arbeiten auf diesem Gebiete kein Epigonenwerk, sondern Bausteine zu einer neuen Sozialpolitik.

Siebenter Abschnitt.

Ewigkeitsbetrachtungen.

1. Die Veröffentlichung der drei Versuche „Natur", „der Nutzen der Religion" und „Theismus", welche Mills Stieftochter Helen Taylor aus seinem Nachlass im Jahre 1874 vornahm, erregte in der litterarischen Welt berechtigtes Aufsehen. Die Feinde des Rationalismus frohlockten. Wie, hieſs es, der Denker, welchen die öffentliche Meinung allen Anlass hatte als den Rationalisten schlechthin zu betrachten, dessen ganzes Leben dem Kampf gegen religiöse, metaphysische und historische Vorurteile gewidmet gewesen war, der durch seine immer wieder auf Kritik und logische Analyse gerichteten Versuche den Bestand geheiligter Überlieferungen sich bemüht hatte zu untergraben, der in Wissenschaft und Leben nichts als daseinsberechtigt gelten lieſs als was sich vor dem Verstande als wahr, als nützlich und zweckmäſsig erwiesen habe oder erweisen könnte: ein Denker von diesem Gepräge, von dieser Herkunft und Erziehung, aus diesem zu religiösen Stimmungen und kirchlichen Interessen in Gegensatz stehenden Vorstellungskreise verleugnet seine Vergangenheit soweit, um die Religion als Bedürfnis und Problem anzuerkennen?! Also ist damit zugegeben, der Rationalismus sei nur die halbe Wahrheit, der Mensch als Vernunftwesen das halbe Ideal, also hätten die Logik der Thatsachen, der Zwang des Lebens die Bekehrung dieses rationalistisch geschulten und gerichteten Geistes auf sich genommen und wirksamer durchgeführt als die scharfsinnigsten Beweisführungen und Erörterungen. . .

So die einen. Und die anderen, Mills eigene Freunde, die Nichtsalspositivisten, die reinen Wissenschaftler, waren

zuerst verblüfft, dann tief verstimmt. Sie betrachteten diese Nachlassschriften als Abfall von Mills Lehre, wenn nicht gar als schwachmütige Verleugnung seiner eigenen Lebensgrundsätze. Während der greise Carlyle, der in den Dreissigern aus Anlass des Aufsatzes „Zeichen der Zeit“ Mill als neuen Mystiker seiner eigenen Weltanschauung fast schon gewonnen glaubte, nunmehr dem durch seine Philosophie offenbar in arge Gewissensnot geratenen Denker ein mehr hämisches als mitleidvolles Lächeln gönnte, liefsen sich aus dem Kreise der Anhänger Stimmen vernehmen, welche von diesen religionsphilosophischen Schriften für Mills wissenschaftlichen und philosophischen Ruf, und noch mehr für den freien Gedanken eine unberechenbare Schädigung besorgten.

Was Mill betrifft, so hatte er der „Schule“ schon einmal schweres Ärgernis gegeben: als er Bentham (1838) und Coleridge (1840) unbefangen zu beurteilen versuchte, und unbarmherzig die ganze psychologische Enge und Trockenheit bloſslegte, welche dem Benthamismus eigen war, gleichzeitig aber die Verdienste der deutschen Idealisten und Metaphysiker um das philosophische Verständnis der geschichtlichen Bildungen hervorhob. Von den Konzessionen Comte gegenüber, die zur Zeit seines brieflichen Verkehrs mit dem französischen Denker (1841—47) keine geringen waren, wusste man in Freundeskreisen so gut wie nichts, und Thatsache ist, dass er sich ihrer später fast schämte. Das sah wie Schwäche aus, hatte aber seinen tieferen Grund im Wahrheitsbedürfnis Mills: er rühmte sich dafür bekannt zu sein, dass er nicht an Meinungen festhalte, wenn ihre falsche Grundlage nachgewiesen sei. Ohne Zweifel war es diese berechtigte Eigentümlichkeit, welche dem Historiker Grote eine gewisse Furcht vor überraschenden Häutungen seines sonst so geschätzten Freundes eingab. Er sollte recht behalten. Die Nachlassschriften bedeuten in Mills Leben eine seiner merkwürdigsten „Selbstüberwindungen“, und es ist begreiflich, dass ihm seine

buchstabengläubigen Anhänger die Motive dieser letzten Erweiterung seiner Lebensansicht nicht nachempfinden konnten.

In der Sache selbst irrten, wie ich glaube, Anhänger wie Gegner. Beide verkannten John St. Mills eigenstes Wesen, sie sahen in ihm schliefslich doch nur die erneute wenn auch vermehrte und erweiterte Ausgabe von James Mill. Sie begriffen meist weder seine Denkart noch seine Lebensziele noch vor allem das Verhältnis zwischen seiner kritischen Thätigkeit und seinem Willen aufzubauen, und dieses Nichtbegreifenkönnen zeigt am besten, wie rückständig noch bei Mills Tode das philosophische Bewusstsein in England war. Die Stürme, welche nach den Berichten deutscher Historiker Mills religions-philosophische Hinterlassenschaft entfachte, tobten ziemlich geräuschlos in der Druckpapierwelt, höchstens dass ab und zu ein zartes und tiefes Gemüt von ihnen geknickt oder erhoben wurde. Das meist zu hoch eingeschätzte gebildete Publikum hatte und hat im modernen England eine viel gröbere Konstitution als auf dem Kontinent, wo um die Mitte des Jahrhunderts durch Feuerbach, Strauss, Renan, Moleschott und andere Vertreter des sogenannten freien Gedankens Tausende in Weltanschauungsnöte gebracht wurden. Sein höchstes ideologisches Bedürfnis hat dort nie aufserhalb des Kirchlich-Religiösen Befriedigung gesucht, und selbst Carlyle und Ruskin haben an dieser englischen Eigentümlichkeit nichts geändert. Carlyle, die „positive“ Ergänzung zu Mill, hat vornehmlich durch seine sozialpolitischen und geschichtlichen Schriften („Pamphlete vom letzten Tage“, „Oliver Cromwell“), viel weniger durch seine Geschichtsphilosophie („Vergangenheit und Gegenwart“, „Heldenverehrung“), und kaum spürbar durch seine mystische Stimmungsphilosophie („Sartor Resartus“) gewirkt; Ruskin aber, der grofse Sozialethiker und -ästhetiker, hat die Tausende von Verehrern, die seinem Weckruf willig Gehör schenkten, nie verleitet in politischer und religiöser Hinsicht die Tradition aufzugeben. Wo indessen das philosophische Aufklärungsbedürfnis

des gebildeten Durchschnittsengländers sich so verfeinert hat, um über Erbauungsschriften hinauszureichen, bieten Drummond und Orr, nicht Mills Nachlassschriften die angemessene Nahrung.

Aber um so bezeichnender sind diese Schriften für die Geschichte des freien Gedankens; für Mill selber, dessen Entwicklung ein scheinbar philosophisches Unding möglich gemacht hatte: eine Theodizee auf positivistischer Grundlage; endlich für die Unfähigkeit der Schule, das letzte Entwicklungsstadium des Meisters zu verstehen. Denn auf nichts Geringeres als auf eine positivistische Theodizee läuft seiner Absicht nach der zwischen 1868 bis 70 niedergeschriebene „Theismus“ thatsächlich hinaus. Die zwei anderen Versuche aber, die der tiefsinnige Mann im Verlaufe der 50er Jahre (50—58) zu Papier gebracht und an welche er bis zu seinem Tode mit andächtiger Beschaulichkeit die Nachfeile gelegt hatte, bildeten durch ihre Kritik der bisherigen Teleologien teils die Vorbereitung dazu, teils den Übergang oder die Ergänzung zu ihm, indem die konstruktiven Ideen im „Nutzen der Religion“ schon sämtlich angedeutet sind. In diesen Versuchen erstrebt und gewinnt Mill den letzten Ausblick über das Leben, erklimmt er den höchsten Aussichtspunkt, der über Ziel, Richtung und Wert seiner Entwicklung orientiert. Denn es war ja stets sein Ziel gewesen: Gesamtübersichten („vues d'ensemble“) zu gewinnen, die den Erkenntnistrieb befriedigten, ohne den Willen zum Leben zu schwächen, vor allem ohne die als Ideale verkleideten hilf- und marklosen Rückwärtsbestrebungen nicht als Stütze zum Aufbau zu benötigen.

In diesem Ziel lag aber auch die Forderung über philosophische Einzeluntersuchungen hinaus zur befriedigenden Beantwortung der letzten und höchsten Zweckfrage zu gelangen, für welche Wissenschaft, Kunst, Technik, Wirtschaft, kurz alle die vielfachen Thätigkeiten in welche das Leben sich spaltet, Mittel sind für den einen Zweck, der von

Sinn und Bedeutung des Lebens überhaupt handelt und darum durchaus noch nicht für den Positivisten bestimmt ist. Eine Abhandlung über „Sinn und Bedeutung des Lebens“ hat nun zwar Mill nicht geschrieben, aber es war ein innerer, sachlicher Zwang, der ihn in ihre Richtung trieb: das Resultat waren eben die religionsphilosophischen Abhandlungen. Das verkannten die Leute, die vermeinten, dass der wissenschaftliche Geist eine Teleologie gänzlich verbiete. Positivist war Mill nur seiner Methode nach, die Methode aber bestimmt nicht die Problemstellung, sondern die Problemlösung. Die Problemstellung war unzweifelhaft durch ein Bedürfnis gegeben; das wird gleich in der Abhandlung über den „Nutzen der Religion“ deutlich gesagt. Für die Lösung der Aufgabe aber boten die bisherigen utilitaristischen Wertbestimmungen in der Ethik eben nur einen Anhaltspunkt.

2. In der Ethik nämlich waren die Normen des Sittlichen, die Maſsstäbe der Beurteilung unserer Handlungen, durch Besinnung auf zwei Gruppen von Bedingungen gefunden worden, welche beide durch unsere natürlichen und gesellschaftlichen Lebensverhältnisse thatsächlich gegeben sind. Einmal handelt es sich um die Richtigkeit oder Zweckmäſsigkeit der Handlung als solcher: ist ihr Ziel gegeben, so ist es Sache der vernünftigen Überlegung oder Erfahrung, die zu ihm passenden Mittel zu finden; soweit haben wir die Vernunft als Werkzeug der Handlung, die Natur der Dinge, die Natur als ein von den Gesetzen beherrschtes System, als das Objekt ihrer Bethätigung; also nichts Transszendentes. Alsdann kommt die Sittlichkeit der Handlung in Betracht. Sie ist 1. mit ihrem Ziel, 2. mit dem Willen gegeben, die Vernunftmittel in der Richtung des aufgegebenen Zieles zu gebrauchen. Wenn aber als formales Ziel jeder Handlung die denkbar ergiebigste Förderung des Glücks oder Wohlbefindens der Gesellschaft, und als formales Kriterium darüber, ob die Handlung solchem Ziele zustrebe, der Nutzen erkannt

wird, so ist sowohl Ziel als Kriterium der Handlung, mithin die eine Seite ihrer sittlichen Beschaffenheit, empirisch bestimmt. Also auch sofern findet sich nichts Transszendentes in der sittlichen Willenshandlung. Bleibt nur noch die Frage, ob und wodurch der Einzelwille sich genötigt sieht und beflissen zeigt, den ihm unterthänigen psychophysischen Apparat im Sinne dieser utilitaristischen Theorie zu gebrauchen. Wir verweisen auf die Antwort, die Mill in seinem „Utilitarismus“ für diesen Einwurf bereit hält; nebenbei sei bemerkt, dass dieser Einwurf sich gegen jede Theorie des Sittlichen richtet, die sich an die Daten der Sittlichkeit hält. Aber gerade deren Kenntnis und Berücksichtigung zwingt den Utilitarier zu zweierlei Zugeständnissen. Einmal giebt es thatsächlich sittlich indifferente Handlungen in Überfülle: solche, für welche der Zusammenhang des individuellen mit dem allgemeinen Nutzen nicht nachweisbar ist. Für die Erfüllung des sittlichen Ideals geht damit unendlich viel verloren, denn es beruht stets, wie immer philosophisch begründet, auf der jeder praktischen Bewertung zu Grunde liegenden Voraussetzung eines Zweckzusammenhanges aller Handlungen. Zweitens ist erfahrungsmäſsig das Motiv sehr vieler für den Kulturfortschritt und die Verwirklichung des Humanitätsideals bedeutsamster Handlungen nicht dem Bewusstsein des aus diesem abgeleiteten kategorischen (sittlichen) Imperativs entsprungen; ganz im Gegenteil. Das objektiv Sittliche, wie es die Geschichte vorfindet, dasjenige im Wirtschafts- und politischen Leben, in Kunst, Wissenschaft, Religion, Technik, wovon sie rühmend hervorhebt, dass es eine höhere Spezies Mensch heranzüchtet, kann sie selber nicht umhin meistens aus indifferenten oder gar unsittlichen Motiven abzuleiten. Man denke an die groſsen Entdecker und Erfinder, an erfolgreiche Fürsten und Staatenlenker, an die Art, wie unter der christlich-humanen Flagge kolonisiert wurde und wird, an die neue, mit der Nationalitätenbewegung zusammenhängende Realpolitik und den von dieser

geforderten Patriotismus, welcher einen Menschen, der nach einer Motivation seines Willens durch christliche oder rein soziale Bestimmungsgründe strebt, in die schwersten Konflikte bringt. Der Utilitarier nun, der das Sittliche aus den Daten der Sittlichkeit ableitet, darf aber weniger als jeder andere sich der Erkenntnis verschließen, dass zwischen dem objektiv Sittlichen und der subjektiven Sittlichkeit eine Kluft besteht, die in neuerer Zeit, sagen wir seit der Reformation, oder gar erst seit der großen französischen Revolution, mindestens sich nicht merklich verengt hat. Die Optimisten unter den neueren Fortschrittstheoretikern, Condorcet und Comte an ihrer Spitze, aber auch die seichteren Benthamiten blicken immer nur auf die objektive Seite dieses Verhältnisses, daher können sie sehr leicht einen Fortschritt in der Geschichte konstatieren.

Das waren einige von den moralphilosophischen Schwierigkeiten, welche Mill zwingen mussten, über die Analyse des Sittlichen in der Gesellschaft hinauszugehen. Wo immer Mill persönlich wird, wie in der Selbstbiographie und in vielen der kleinen Abhandlungen vermischten Inhalts (von den Nachlassschriften sehen wir noch ab), wird offenbar, wie sehr ihm neben den kosmischen Widerständen gegen die Verwirklichung des sittlich Wertvollen auch die psychologischen, in der Natur des Menschen selber gelegenen gegenwärtig sind. Sie treten zwar zeitweilig zurück. Der vererbte Optimismus des 18. Jahrhunderts scheint seine geschichtsphilosophische Auffassung zu beherrschen, er erbaut sich und richtet sich auf an Turgots Leben des Fortschrittsfanatikers Condorcet. Aber dieser soziologische Optimismus ist bei Mill, wo er in systematischer Form hervortritt wie in „A. Comte und der Positivismus“, wirklich sehr besonnen und zurückhaltend für einen Schüler von Rationalisten und Enzyklopädisten. So betrachtet er den Glauben Comtes, durch die Übertragung „positiver“ Methoden auf die Geisteswissenschaften, durch soziologische Mittel also, Geschichte nach Wunsch und Absicht zu

produzieren, einfach als leeren Wahn (WW IX, 81). Hinwieder stellt er in nämlicher Schrift Buckles berühmten Satz, der Intellekt sei das einzige fortschrittliche Element in der Geschichte, das moralische Element bleibe zu allen Zeiten dasselbe, noch als Irrtum dar; das darf jedoch nicht irreführen. Wie fast immer bei Mill läuft dem laut ausgesprochenen Gedanken ein geheimes Aber parallel; der Prozess des Aus- und Überdenkens geht weiter, jeder Satz wird in dem Netz dialektischer Möglichkeiten so lange hin- und hergewendet, bis er durch Erweiterung, Berichtigung und die Prüfung am Thatsächlichen und Erfahrungsgemäſsen seinem Gegenteil sich bedenklich nähert. Darum ist bei Mill fast mehr als das Resultat des Denkens sein durch ein Übermaſs logischer Gewissenhaftigkeit gekennzeichneter methodologischer Charakter und die ethische Grundrichtung zu beachten; darum konnte es auch nur der Kurzsichtigkeit seiner eigenen Anhänger entgehen, wie es möglich war, dass zur selben Zeit und im selben Kopf neben der Verkündigung des Humanitätsideals, überhaupt neben der „Diesseitigkeit“ seiner Lehre von den sittlichen Normen und vom Gewissen eine Theodizee reifen konnte: eben die Theodizee des Positivismus.

3. Die Brücke, die zu dieser positivistischen Theodizee hinüberführt, ist die eigentümliche moderne Sehnsucht nach Religion, die nicht nur die fortschreitende Kopfaufklärung nicht hat unterdrücken können, sondern in dem Maſse, als Naturerkenntnis (als Wissenschaft), Naturbeherrschung (als Technik) und die historische Einsicht in unsere politische und wirtschaftliche Entwicklung wachsen und sich ausbreiten, um sich greift und gleich stark in Dichtung und Leben hervortritt. Diese Sehnsucht, dieses Bedürfnis nach Religion ist darum ein Kulturproblem ersten Ranges, und als solches sie zu behandeln nimmt Mill in seinem Versuch über den Nutzen der Religion den Anlauf, während die beiden anderen Essays „Über die Natur“ und „Theismus“ ihre wissenschaftliche Möglichkeit ins Auge fassen. Sachlich

scheinen beide Fragen nicht trennbar, aber da wir in einer Zeit leben, wo unter den Argumenten für und wider die Religion diejenigen die wichtigste Stelle einnehmen, welche sich auf ihre Nützlichkeit beziehen, und der Glaube der Menschen viel mehr durch ihren Wunsch zu glauben als durch die Überzeugung von seiner Beweiskraft bestimmt wird: so ist es nach Mill nicht genug und vor allem dem Philosophen nicht gestattet in allgemeinen Ausdrücken zu behaupten, dass nie ein Konflikt zwischen Wahrheit und Nützlichkeit entstehen, dass, wenn die Religion falsch sei, aus ihrer Verwerfung nur Gutes hervorgehen könne. Unser Denker spricht sogar den Satz aus, dass die Religion sittlich nützlich sein könne, ohne geistig haltbar zu sein, ja dass es Zeitalter gegeben habe, wie es noch jetzt Nationen und Individuen gebe, für welche der Satz Geltung hätte. Aber ihn zu erweisen ist seine Aufgabe so wenig, wie es sein Vorhaben war, eine ausführliche Naturgeschichte der Religion zu geben, etwa in der Weise Feuerbachs. Denn nicht ihren Ursprung in rohen Gemütern will Mill aufspüren, sondern wie es kommt, dass sie fortfährt in gebildeten Gemütern zu leben.

Die Thatsache ist an sich um so merkwürdiger, als die mit den positiven Religionen vielfach verknüpften Übel bei wachsender Geisteskultur immer stärker ins Auge fallen, — aber gleichzeitig auch immer mehr von der Religion abgestreift werden. Die in ihrem Namen verübten Dragonaden, die durch fanatische Glaubenswut und unduldsamen Verfolgungswahnsinn der Priester verursachten Schäden mitsamt den durch solch Verfahren erzeugten sittlichen Verirrungen bleiben zwar als Beweise für den immerhin beschränkten Einfluss der Religion bestehen, aber sie haften als Übel doch nur an ihren vergangenen Formen. Wir können daher annehmen, sie habe sich die beste menschliche Sittlichkeit angeeignet, welche „Vernunft und Güte aus philosophischen, christlichen und anderen Elementen herausarbeiten können“. Dann entsteht die Frage: sind

ihre nützlichen Eigenschaften ausschließlich ihr eigentümlich, oder können ihre Wohlthaten ohne sie erlangt werden? Und vorher: was thut die Religion für die Gesellschaft, und was für das Individuum?

Thatsächlich nimmt die Religion auch jetzt noch alle sittlichen Leistungen der Gesellschaft, alles Gerechtigkeits- und Wahrheitsgefühl, alle Bethätigungen des Wohlthätigkeitssinnes für sich in Anspruch. Und dass sie das thut, ist ganz natürlich, da man von fast allem Sittlichen was geschieht sagt, es geschehe im Namen der Religion, da fast allen, die in der Moral unterwiesen werden, diese Unterweisung als Religion eingepflanzt wird. Natürlich gilt dann die Wirkung, die diese Moral-Lehre als Lehre hervorbringt, als religiöse Wirkung. Hierbei nimmt also die Religion nur für sich in Anspruch, was „man", d. h. die überwiegende Mehrheit der Menschen mit erdrückender Übereinstimmung der Meinungen, ihr als sittliche Wirkung zuschreibt. Was ihr aber diesen sozialen Nutzen giebt, ist zunächst ja gar nicht ihr eigenes Wesen, sondern die Mehrheit, die dahinter steckt. Diese Mehrheit und ihre Autorität ist es, welche in menschlichen Angelegenheiten die große sittliche Gewalt übt. Die Macht der Autorität auf die Masse der Menschen ist so groß, dass sie alles glaubt, wovon man ihr sagt, sie wisse es, nicht selten sogar gegen das Zeugnis der eigenen Sinne und die Einsicht des eigenen Verstandes; lässt doch auch der Gelehrte, der Forscher die Autorität als Beweis zu in Fällen, deren persönliche Prüfung er nicht vornehmen kann. Novalis sagte: „Mein Glaube hat von dem Augenblicke an, wo ein anderes menschliches Wesen angefangen hat dasselbe zu glauben, unendlich an Festigkeit gewonnen." Er muss, scheint es, jedem Zweifel entrückt sein, wenn er statt von einem von fast allen Menschen geteilt wird. Nun ließe sich dagegen zwar einwenden, dass im gegenwärtigen Zeitalter kein System der Moral sich allgemeiner Zustimmung erfreue und daher aus allgemeiner Zu-

stimmung eine unbegrenzte Macht über das Gemüt nicht abgeleitet werden könne. Soweit es sich um die Gegenwart handelt, behält dieser Einwand allerdings recht; die Tage unerschütterlichen und zweifellosen Glaubens sind für die Mehrheit gebildeter Europäer vorbei. Aber dass die Glaubenssätze diesen Verlust an Macht über die Menschen haben erleiden können trotz der ihnen innewohnenden religiösen Sanktion, beweist stärker als irgend etwas, dass sie nicht als Religion, sondern eben als allgemein von der Menschheit angenommene Glaubenssätze ihre Gewalt geübt hatten.

Es kommt, um die Herrschaft der Religion begreiflich zu machen, die fast grenzenlose Macht der Erziehung hinzu, welche ihr bisher gedient hat. Und für diese früheste Erziehung ist es gerade charakteristisch, dass sie das übt, was für spätere, selbständig gewonnene Überzeugungen zu erlangen so schwer ist: die Herrschaft über die Gefühle. Der soziale Nutzen, der daraus erwächst, ist aber nach Mill wieder nicht wesentlich mit der Religion verknüpft; denn es sei durchaus denkbar, dass eine Pflichtenlehre ohne religiöse Sanktion zunächst die Köpfe der Menschheit erobere, also Massenüberzeugung, allgemeiner Glaube werde, um alsdann durch das herrschende Erziehungssystem den jugendlichen Gemütern eingepflanzt und hier mit den Gefühlen assoziiert zu werden. Mill erinnert an dieser Stelle sogar daran, dass an dem gröfsten von der Geschichte berichteten Siege, welchen Erziehung jemals über die natürlichen Neigungen in einem ganzen Volke errungen habe, die Religion den allergeringsten Anteil gehabt hätte: an die Jahrhunderte lange Herrschaft der Lykurgischen Gesetzgebung. Übrigens ist die soziale Moral bei den Griechen ja überhaupt in hohem Grade von der Religion unabhängig gewesen, was natürlich nicht ausschliefst, dass die göttliche Sanktion für die jeweilige Verfassung, freilich aber auch für jede Verfassungsänderung (wie bis auf den heutigen Tag), in Anspruch genommen worden ist.

Neben der Autorität und der Erziehung führt Mill eine dritte Gewalt an, welche im Dienste der Religion stehe und deren sittigenden Einfluss erkläre: die der öffentlichen Meinung. Ihr Einfluss deckt sich aber m. E. fast ganz mit dem der Autorität, denn sie wird, als Inbegriff herrschender Überzeugungen, nicht von der Masse, sondern für die Masse gemacht. Mill behauptet, die großen Wirkungen auf das menschliche Verhalten, welche gemeinhin direkt der Religion entnommenen Motiven zugeschrieben würden, hätten zu ihrer nächsten Quelle meistens den Einfluss der öffentlichen Meinung. Über deren hypnotisierende Wirkung ist kein Wort zu verlieren. Aber da gerade sie es ist, welche die gewöhnlichen Menschen in ihrer Unselbständigkeit des Denkens, Glaubens und Fühlens erhält, so hätte Mill den sozialen Nutzen, den die Herrschaft der öffentlichen Meinung über den einzelnen hat, an dieser Stelle stärker hervorheben sollen, um später desto überzeugender darthun zu können, dass der soziale Nutzen der Religion erhalten werden kann, nachdem, durch die üblichen Mittel der Belehrung und der Beeinflussung, die öffentliche Meinung dahin gebracht sein wird sich einem anderen Glaubenssystem zuzuwenden. Denn wenn sie auch sehr oft den einzelnen trotz des Widerspruchs seines Gewissens beherrschen und ihn zwingen kann zu thun, was er innerlich missbilligt, so macht ihre Herrschaft doch wieder ein kräftiges kollektives Handeln erst möglich. Ich sage: gerade an diesem Orte hätte Mill dessen eingedenk sein müssen, um seiner Fragestellung nicht den Boden zu entziehen, denn hier betrachtet er, anders als in „Über die Freiheit", die öffentliche Meinung nicht als eine kulturfeindliche sondern als eine kulturfördernde Macht, da er die sozialen Vorteile ihres Einflusses für antikirchliche Glaubenssätze zu gewinnen hofft. Hier scheint er betonen zu wollen: es sei, im Interesse des gesellschaftlichen Zusammenhalts, gut, wenn Massenüberzeugungen gelten und als öffentliche Meinung, gleichsam als Kontrolbehörde, dem

Einzelgewissen kräftig gegenübertreten, denn es werden ideologische Traditionen und die ihnen assoziierten Gefühle als gesellschaftlich wertvolle Bindemittel betrachtet. Darum hätte er ungefähr so weiter argumentieren müssen: Vielleicht giebt es, vom Standpunkt des sozialen Nutzens aus, doch eine Grenze für das Geltendmachen subjektiven Glaubens und Meinens? Vielleicht haben sich die Begriffe sowohl der Wahrheit als der Sittlichkeit an dem des sozialen Nutzens einzuschränken? Denn es sei denkbar, dass das Sozialnützliche mit dem Ansichwahren oder was jeweils dafür gehalten werde unter Umständen in Konflikt geriete. Und ferner: Mill verlegt die Bestimmungsgründe des sittlichen Handelns statt, wie Kant, in die Autonomie des individuellen Willens, in den Gemeinschaftsnutzen, also nach aufsen. Dadurch wird der Ausgangspunkt dieser Abhandlung vom Nutzen der Religion als einer „reinen Überzeugung, abgesehen von der Frage nach ihrer Wahrheit“ erklärlich und berechtigt. Aber Mill denkt hier wie anderswo seine Prämissen nicht zu Ende.

Die Frage nach dem individuellen Nutzen der Religion wird dagegen einleuchtender beantwortet. Dass sie fortfährt gebildete Gemüter zu beschäftigen und zu beherrschen, findet eine genügende Erklärung in der engen Begrenzung des menschlichen Wissens und der Unbegrenztheit unseres Verlangens nach Wissen. Das menschliche Dasein ist in Geheimnis gehüllt. Die enge Sphäre unserer Erfahrung ist ein kleines Eiland inmitten eines unbegrenzten Meeres, das durch seine Weite und Dunkelheit uns mit Schauern der Ehrfurcht erfüllt und unsere Einbildungskraft mächtig erregt. Das Geheimnis wird noch geheimnisvoller dadurch, dass dieses Eiland, auf dem sich unser Dasein abspielt, nicht nur räumlich sondern auch zeitlich von einer Unendlichkeit umgeben ist: Vergangenheit wie Zukunft sind Rätsel, die zur Lösung unwiderstehlich locken und doch wieder unerbittlich ihr wehren, wir kennen weder den Ursprung von etwas was ist, noch dessen schliefsliche Bestim-

mung. Und doch scheint von diesem grofsen Unbekannten unser Schicksal abzuhängen, scheint dieses schliefslich, gegenüber allen Bemühungen des rechnenden, planenden, zwecksetzenden Willens, kurz: aller Willensteleologie das letzte Wort zu sprechen in dem uns über alles wertvollen geschichtlichen Prozess; denn, mit Engels zu reden: was dabei herauskommt, ist etwas anderes, als was wir einzeln gewollt haben. Ist nun dieser dunkle Daseinshintergrund unserer Willensteleologie Freund oder Feind? In den Essays „Über die Natur“ und „Theismus“ geht Mill auf das Problem ein, aber auf andere Weise als etwa hundert Jahre vor ihm David Hume (vergl. Sänger im Archiv f. d. Gesch. d. Phil. Bd. XIII, 3. Heft, S. 415 ff.).

4. Am Eingang zur Theodizee steht das Zauberwort „Natur“. Wie verhält sichs mit ihm? Sittliches Handeln ist zunächst, von allen sonstigen Bestimmungen abgesehen, intelligentes Handeln, Auswahl von Mitteln zu Zwecken. Welchen Sinn hat es nun, wenn ich das sittliche Bewusstsein, das sich unter dem Zwange zur Bethätigung nach Mafsstäben und Vorbildern umsieht, an die Natur weise? Enthält die „Natur“ denn ganz oder teilweise Vorgänge, welche als Prototyp sittlicher Handlungen dienen können? Die Weisung der Natur zu folgen (naturam sequi) schleppt sich wie ein eiserner Bestand fast durch alle Moralphilosophien und Rechtsschulen alter und neuer Zeit, nur die Begründungen und Folgerungen wechseln. Stoiker, Epikureer, römische Juristen, die grofsen Natur- und Völkerrechtslehrer Gentilis, Puffendorf, Hugo Grotius, Montesquieu, die Väter und Klassiker der politischen Ökonomie, denen „natürlicher Preis“, überhaupt die „Naturgesetze“ der Wirtschaft geläufige Wendungen waren, die grofsen Pantheisten von Bruno und Spinoza herab bis zu Goethe und Schelling, die deïstischen Aufklärer und Revolutionstheoretiker des 18. Jahrhunderts, allen voran Rousseau mit seiner halb ethischen halb ästhetischen Naturvergottung: sie singen in allen nur denkbaren Steigerungsgraden begrifflicher und

poetisch pathetischer Umschreibungen das Lob der Natur. Um die Verwirrung voll zu machen, stimmen Vorsehungsgläubige und Atheisten in diesem Lobe überein; und aus diesen Quellen der Wissenschaft und Dichtung wird die Masse genährt, bei der ganz so wie bei ihren Vordenkern und Erziehern, trotz aller Theodizeekritiken, der Glaube an die „Natur“ als Inbegriff des Seienden wie des Seinsollenden täglich erstarkt. Diesen so verworrenen und vielfältigen Begriffen geht unser Philosoph zu Leibe.

Wissenschaftlich bedeutet „Natur“ einen Sammelnamen für alle Thatsachen der inneren und äuſseren Erfahrung, für alle wirklichen und möglichen Erscheinungen, einschlieſslich der „Kräfte“, welche als die Ursachen ihrer Veränderungen und Beziehungen zu einander angesehen zu werden pflegen. Das genüge hier. In dieser wissenschaftlichen Definition des Begriffs ist aber der gewöhnliche Sprachgebrauch nicht berücksichtigt, nach diesem wird „Kunst“ und „künstlich“ „Natur“ und „natürlich“ entgegengesetzt. Kunst ist jedoch keineswegs der Name für eine besondere unabhängige Kraft, sie bezeichnet nur die Anwendung der Kräfte der Natur zu vorher bestimmten Zwecken. Die Thätigkeit des Menschen beschränkt sich hierbei darauf unter den Dingen Kombinationen herzustellen oder an ihnen Lageveränderungen hervorzurufen. Selbst der Wille, welcher den Entschluss fasst, die Intelligenz, welche die Ausführung ersinnt, und die Muskelkraft, welche diese geistigen Regungen zur Ausführung bringt, sind Naturkräfte und stehen als solche unter Naturgesetzen, welche die Bedingungen angeben, unter welchen erfahrungsgemäſs Erscheinungen eintreten und Vorgänge verlaufen. Die Empfehlung, dieser so beschaffenen Natur zu folgen, kommt daher auf den rein tautologischen Satz hinaus: zu thun was wir thun müssen.

Allein die Menschen auffordern sich nach den Naturgesetzen zu richten, obgleich sie zum Handeln doch keine anderen Kräfte besitzen als welche die Natur ihnen ver-

leiht, und alles was sie zu thun vermögen in Gemäſsheit von Naturgesetzen geschieht, ist eine offenbare Absurdität. Wenn aber Goethe erklärt: in menschlichen Dingen weiſs ich nie ganz sicher was das Rechte (oder Richtige) ist, im Umgange mit der Natur weiſs ich stets woran ich bin; oder wenn Napoléon den bezeichnenden Satz aufstellt: „J'ai un maître qui n'a pas d'entrailles, c'est la nature des choses", und Carlyle, der groſse Antipode unseres Mill, die Menschen danach beurteilte, ob sie diese Natur der Dinge, also das was ist, zur Richtschnur ihres Handelns machten: so versteht sichs, dass diese Männer sich nicht in Tautologien bewegten. Mill drückt was sie sagen wollen ungefähr so aus: Der Mensch gehorcht mit Notwendigkeit den Naturgesetzen oder, mit andern Worten, den Eigenschaften der Dinge; aber er lässt sich nicht mit Notwendigkeit von ihnen leiten. Durch die Beobachtung der „Natur" der Dinge können wir sie zwar an sich nicht ändern, aber durch die intelligente Benutzung unserer Erkenntnis können wir, je nach unseren Zwecken, uns eines Naturgesetzes bedienen, um einem anderen entgegenzuwirken, oder durch eine Veränderung der Umstände uns unter die eine Klasse von Naturgesetzen statt unter eine andere stellen. Damit sind wir beim ersten Prinzip jedes intelligenten Handelns angelangt. Naturam sequi geht über in naturam observare.

Viel weiter sind wir jedoch mit dieser Umschreibung einer landläufigen Klugheitsregel nicht gekommen, denn die den „Gehorsam" gegen die Natur predigen, wollen damit keine praktische Maxime sondern ein ethisches Grundprinzip aufstellen. Moralisches Handeln ist mehr als bloſs intelligentes Handeln, ohne dass die philosophische Definition des Begriffs „Natur" darüber Aufschluss gäbe.

Aber vielleicht hilft uns „Natur" in dem Sinne weiter, in welchem sie einen Gegensatz zur Kunst ausdrückt: Natur als Inbegriff der sich selbst überlassenen Dinge, einschlieſslich aller spontanen Lebensäuſserungen, z. B. der

Instinkte. Doch damit schaffen wir eine neue und noch schwerere Verlegenheit, da wir ein moralisches Aktionsprinzip suchen und das spontane Sein und Geschehenlassen ihm zum Inhalt geben. Das ist der bare Widersinn. Denn moralisches Aktionsprinzip ist eigentlich schon eine Tautologie; die Nichtbescheidung bei dem Gegebenen, das Hinausstreben über natürliche Daseinsschranken, das Planen, Verbinden, Vorher- und Vorausdenken, kurz alle Stadien des Zwecksetzens sind die thatsächlichen Grundelemente des Moralischen. In der Wirklichkeit steht daher der Mensch sehr oft der Natur als einem Feinde gegenüber, dem mit List und Gewalt eine Position nach der anderen entrissen werden muss (ganz ähnlich Comte und Proudhon, der den Fortschritt zur Freiheit „une conquête incessante de l'esprit sur l'animalité" nennt; vergl. Jodl, a. a. O. II 572). In diesem Sinne birgt jedes Lob der Zivilisation, der Kunst und Technik einen Tadel gegen die Natur. Jeder Versuch die natürlichen Erscheinungen dem Bedürfnisse der Menschheit gemäß umzugestalten und anzupassen, erschien darum auch zu allen Zeiten den Vertretern der offiziellen Religion als verdächtig; die Geschichte der Neuerer, der bahnbrechenden Geister, deren Denken, Bilden und Gestalten als Hebel für den Kulturfortschritt wirkten, ist ein beredter Protest gegen diese Art der Naturauffassung und Naturvergottung. Aber nicht allein die Geschichte der Kulturschöpfer, sondern der tägliche Daseinskampf jedes Dutzendmenschen. Kampf gegen die materielle Natur ist die Losung, und er vollzieht sich unter den heftigsten Verwünschungen des spontanen Naturverlaufs, der mit unseren notwendig aus der Sphäre der menschlichen Gesellschaftsordnung geschöpften und für unsere wirtschaftlichen, rechtlichen und moralischen Beziehungen als Regulative wirkenden Begriffe der Gerechtigkeit und des Wohlwollens fortwährend in Widerspruch gerät. Es ist unnütz Beispiele anzuführen für die unzähligen Fälle, in denen der „spontane" Naturverlauf unseren moralischen Sinn verletzt und sich wie eine absichtliche

Verhöhnung und Entweihung von Recht und Billigkeit ausnimmt. Angesichts ihrer wird der gläubigste Sinn verwirrt, das vertrauensseligste Gemüt erschüttert, und angesichts dieser Naturauffassung bleibt Voltaire ewig im Recht gegen Leibniz. Der Mord ist vergleichsweise noch das mildeste Mittel der Mutter Natur ihre unschuldigsten, ja ihre besten, uneigennützigsten, „idealsten“ Kinder zu belehren. Alle Domitiane der Welt hätten nicht die Phantasie Marterwerkzeuge zu ersinnen, wie sie die Natur täglich und stündlich in Übung hält, und je höher der Mensch in der sittlichen Wertordnung steht, je wichtiger sein Dasein für sein Volk oder die Allgemeinheit ist, je mehr er sich von der Masse abhebt, an der sie mit Orkanen, Erdbeben, Feuersbrünsten, Hungersnöten fortwährend Aderlässe vornimmt, desto mehr ist seine Existenz dem blindesten Zufall preisgegeben. Kurz also: da der materielle Weltgang voll ist von Ungeheuerlichkeiten, die kein Mensch ungestraft verüben dürfte, so kann es weder religiös noch moralisch sein die Natur an sich nachzuahmen oder gar zum sittlichen Vorbild zu nehmen. Und daher dürfen die Kräfte der Natur, im Ganzen genommen, nur insofern als heilbringend angesehen werden, als sie uns zum Versuche zwingen ihrer Herr zu werden.

Was nun aber die erwähnten moralischen Regulative unserer Gesellschaftsordnung betrifft, so sind sie nach Mill sämtlich künstlich. Mut, Reinlichkeit, Sympathie, Selbstbeherrschung, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit sind soziale, also künstliche Produkte, die unter ungeheueren Schwierigkeiten dem Boden der wildwachsenden Instinkte entrissen sind; ihr Aufkommen lässt sich erklären aus dem gegenseitigen Interesse der Menschen die Keime zu jenen Tugenden zur Reife zu bringen. Nicht die Natur wie sie sich giebt und sich uns offenbart, darf unser Vorbild sein, sondern „die künstlich geschaffene oder wenigstens künstlich vervollkommnete menschliche Natur der besten und edelsten menschlichen Wesen ist die einzige Natur, welcher zu folgen

empfehlenswert erscheint". Mit einer Schärfe, die weder in der Konsequenz seiner Ethik noch vor allem in der stark verschleierten Grundtendenz dieser religionsphilosophischen Abhandlungen liegt, wird hier der Gegensatz zwischen der Natur und der Künstlichkeit unserer sozialen Einrichtungen und Werte hervorgehoben. Wir kommen noch darauf zurück.

5. Wir haben zwar bislang, im Anschluss an Mill, von Natur überhaupt gesprochen; aber es war unvermeidlich diesen Begriff hinüberschillern zu lassen in jenen anderen eines absichtsvoll und zweckmäſsig geordneten Ganzen, eines von einem intelligenten Willen geleiteten Organismus, den wir göttlich nennen, weil bei ihm Planen und Vollbringen sich völlig entsprechen und das Zweckleben völlig reibungslos verlaufen soll. In der Beweisführung dieses Vorsehungsglaubens, der sich der Natur als Arguments bedient, werden die widersprechenden alltäglichen Erfahrungen als billige Einwände eines an Einzelheiten klebenden Sinnes übergangen und der Blick auf den Nutzen fürs Ganze gelenkt. Dass Gutes aus Schlechtem erfolgen kann, ist altbekannt. Das Feuer, das London im Jahre 1766 zerstörte, zwang an die Stelle elender Holzhütten steinerne, luftige Häuser zu bauen und die Stadt gesünder zu machen. Eine durch Diätfehler, Leichtsinn oder Überanstrengung zugezogene Krankheit macht vorsichtig und behutsam und trägt zur Lebensverlängerung bei. Der plötzliche Verlust des Ernährers oder des Vermögens oder irgend welchen materiellen Rückhalts rüttelt erfahrungsgemäſs überall schlummernde Intelligenzen auf und stählt den Willen des Überlebenden oder vom Verlust Betroffenen. Der Mensch ist so sehr ans Teleologische gewöhnt, dass er, was immer Elementares und Unvorhergesehenes geschieht, in das System seiner Zwecke einreiht und nie verlegen ist zu sagen, „wozu etwas gut ist". Im Gebiet der spontanen Willensbethätigung, der Geschichte, ist es nicht anders. Das ungezählte Heer von Märtyrern,

die den Boden unter ihren Füßsen mit ihrem Blut düngten, war nötig, um die blinde träge Masse aus ihrem Stumpfsinn aufzurütteln und durch Aufklärung hinaufzuzüchten. Ungerecht wie im einzelnen das Opfer unserer höchsten Intelligenzen und sittlichen Genien erscheinen mag: der Endzweck scheint es zu rechtfertigen. Die Geschichte scheint sich leicht so lesen zu lassen, als ob um einer kostbaren Zukunft willen das Kostbarste in der Gegenwart geopfert werden müsse, ja es ist leicht, eine Liste berüchtigter geschichtlicher Verbrechen aufzustellen, aus denen hinterher Gutes entsprossen ist.

Aber bleiben wir bei der Natur. Hier ist der Kampf ums Dasein bekanntlich dahin ausgelegt worden, dass er zur Hinaufzüchtung der Arten diene, und die „philosophische“ Nutzanwendung hat auf sich nicht warten lassen, nachdem ihr eine erfolgreiche Praxis voraufgegangen ist. Aber gesetzt den Fall, der Effekt sei erreicht; gesezt, das Ganze der natürlichen und geschichtlichen Erscheinungen ließe sich, trotz unzähliger widerstrebender, also ihrer Natur nach antiteleologischer Einzelfälle, eindeutig als Bewegung zu einem Zwecke auffassen: so tritt eine verhängnisvolle Antinomie ein, die schwer auf Mill gelastet haben muss. Ist dieser Endzweck, sagen wir einmal: die Hinaufzüchtung der Rasse, an sich erstrebenswert, so verwirklicht er sich im einzelnen mit un- und widersittlichen Mitteln. Welche unvorhergesehenen Wohlthaten auch immer, sagt Mill, aus Verbrechen, allgemeiner: aus unsittlichen Handlungen oder sittlich gleichgültigen Geschehnissen, erfolgen können: sie bleiben immer Verbrechen. Das heißt doch: die teleologische Rechnung stimmt nie, weder im Großen noch im Kleinen. Bejahen wir den Zweck, oder, klarer ausgedrückt, messen wir die Wirklichkeit, als Inbegriff von Natur und Geschichte, an irgend einem der Wertmaßstäbe die als sittlich gelten, so müssen wir die Mittel verneinen, welche thatsächlich in der Wirklichkeit ihm dienen; Sein und Sollen decken sich nicht. Richten wir aber das Sollen

nach dem Sein, schöpfen wir unsere Werte aus den kosmischen und sozialen Realitäten: so hören sie auf sittlich im überlieferten Sinn des Wortes zu sein. Und an diesem bedenklichen Fazit ändert auch, wie es den Anschein hat, eine bedingte Teleologie wie die Leibnizens nichts, der sich, worauf Mill hinweist, darauf beschränkt die Welt in der wir leben die beste unter allen möglichen zu nennen.

Es bliebe, um aus diesem Wirrsal herauszukommen, nur ein radikales Mittel — die Umwertung aller Werte, wie es genannt worden ist. Anstatt der Wirklichkeit den Prozess zu machen, wird er der Moral, unsrer Moral, gemacht. Vielleicht stimmt die Rechnung nicht, weil wir falsche Werte konstruieren, vielleicht stammt das Verlangen nach einer Theodizee nur daher: Mill hat ja unsere sozialen Regulative als Kunst der Natur entgegengestellt.

Vor dieser entscheidenden Wendung in der erschöpfenden Behandlung des teleologischen Problems macht Mill, nachdem er im einzelnen sich ihm genähert, Kehrt. Denn an den moralischen Werten wie sie sind, hält er fest. Ideen der Gerechtigkeit, des Wohlwollens, der Aufopferung individuellen zu Gunsten des allgemeinen Interesses sollen herrschen; der Mensch soll nie als Mittel benutzt, soll stets als Endzweck behandelt werden; der Fortschritt ein Besserwerden in diesem Sinne, kein Klüger- und Geschickterwerden, kein Fortschreiten über andere hinweg: das sind die festen Punkte in Mills Kritik der Teleologie. Anfänglich leitet ihn, wenigstens der Absicht nach, ohne Zweifel der Gedanke, dass der Verwirklichung unsrer sittlichen Werte kosmische und anthropologische Widerstände (wie wir sie nennen wollen) sich entgegenstemmen; dass unsere Mittel, die sittlichen Werte dem Leben einzubilden und es immer weiter in stets aufsteigender Linie über sich hinauszuführen, diesen feindlichen, in der Natur und im Menschen selber gelegenen Mächten gegenüber nicht ausreichen. Es wurde aber schon hervorgehoben, wie an diesem Punkte notwendig die Kritik unserer sittlichen

Werte dazwischentritt; vielleicht erleiden sie solche Widerstände, weil sie ganz oder teilweise falsch sind. Oder gehören gar solche Widerstände, wie Fichte meinte, zu den Bedingungen des sittlichen Fortschritts? Hätte Mill das Problem in dieser logischen Folge zu meistern gesucht, so hätte er der Reihe nach beweisen müssen: dass unsere höchsten sozialen Regulative, mit besonderem Einschluss der sittlichen Wertmaſsstäbe, aus der Natur des gesellschaftlichen Organismus hervorgegangen sind; dass sie konstant sind, sofern sie auf den unveränderlichen Eigenschaften der menschlichen Einzelseele und den konstanten Bedingungen des Gemeinschaftslebens beruhen; dass sie veränderlich sind, sofern jene Eigenschaften und diese Bedingungen veränderlich sind; dass mithin nur diese Regulative und Imperative und keine anderen der gefühlten, teils instinktiv teils durch Ein- und Umsicht erkannten Bedürfnissen des sozialen Lebens angepasst sind und unsere neuerdings als Niedergangswerte verhöhnten ethischen Grundsätze gesunde, d. h. Anpassungsprodukte an Natur und Gesellschaft seien. Aber freilich, diese Anpassungsprodukte seien nur die bestmöglichen, die vorhandenen anthropologischen und kosmischen Widerstände sorgten reichlich dafür, dass wir der Unzulänglichkeit dieser Anpassungsprodukte uns bewusst bleiben und in keinem Augenblicke das lähmende Gefühl ihres Abstandes vom Ideal verlieren. Darin liege es auch, dass wir immerfort gezwungen seien sie als „künstliche“ Produkte zu den sogenannten natürlichen in Gegensatz zu bringen, und dass wir im sittlichen Leben selbst des Erfolges nie froh, ja immerfort entmutigt würden und niemals das Verlangen nach einer transszendenten Stütze unseres Wertsystems unterdrücken könnten . . . Ich halte es nicht für schwer selbst oder gerade vom positivistischen Standpunkte aus diesen Beweis zu erbringen. Aber Mill ist ihn uns schuldig geblieben, seine ethische Abhandlung bietet jedoch einiges Material dafür. Dagegen deutet er an, wie er sich die transszendente Stütze denkt.

Es ist bekannt, dass der jüngere Mill, wie übrigens auch sein Vater, in seinen letzten Lebensjahren der Lehre des Manes zuneigte: wie in des Menschen Brust kämpften auch im Universum das Gute mit dem Bösen, das Licht mit der Finsternis, vulgär ausgedrückt: Gott mit dem Teufel. Der moralische Dualismus wird so Eigenschaft des Universums. Der Gott, den Mill mit der positivistischen Deutung der Thatsachen in Natur und Geschichte für vereinbar hält, ist allgütig und allweise, aber nicht allmächtig: seine Macht hat an den Dämonen der Finsternis eine Schranke. Immerhin für den Menschen ein Trost und ein Rückhalt, insofern er glauben darf, dass sein Wertsystem eine transszendente Stütze hat. Man könnte, da Mill Phänomenalist war, diesen Glauben auch so ausdrücken: die Welt als Vorstellung (Erscheinung) hat zu ihrer transszendenten Ergänzung, gewissermaſsen als geheimen Verbündeten, einen partiell guten Weltwillen.

6. Einmal so weit im metaphysischen Fahrwasser, musste sich auch sein Verhältnis zu den positiven Religionen ändern. Die Überzeugung, mit der Mill ins Leben trat, könnte man sehr gut mit Schopenhauers Worten („Über Religion“; Philaletes spricht) umschreiben: die Religionen sind wie die Leuchtwürmer, sie bedürfen der Dunkelheit, um zu leuchten. Der Standpunkt hat sich in den Nachlassschriften wesentlich verändert. Man wird sich erinnern, dass Mill um die sittliche Kraft der Religionen zu beurteilen, sich herbeigelassen hatte das Kriterium ihrer „Ansichwahrheit“, wenigstens zeitweilig, beiseite zu stellen und sie auf ihren sozialen Nutzen hin zu prüfen. Aber noch 1859 wurde ihr Nutzen nicht sonderlich hoch angeschlagen; so heiſst es beispielsweise vom Christentum in der Abhandlung über die Freiheit: sein Ideal sei ein negatives, es predige ein passives Verhalten; nämlich die Unschuld statt des Adels, die Enthaltsamkeit vom Übel statt des energischen Verfolges des Guten; kurz in seinen Lehren herrsche das Verbot „Du sollst nicht“ vor dem Gebot „Du

sollst“ ungebührlich vor. Er ist inzwischen, jedenfalls in seiner letzten Schrift, dem Theismus, weit duldsamer geworden; Bain freilich nennt diese Duldsamkeit eine Konzession an die herrschende Theologie. Von Theologie, von der Anerkennung einer Wissenschaft von den göttlichen Dingen, der Möglichkeit eines Wissens um Gott mittels Inspiration und Offenbarung ist aber jetzt so wenig die Rede wie vordem; ihr gegenüber bleibt die Bibelkritik (rational criticism) im Recht. Nur rechnet unser Philosoph dem Christentum als ewiges Verdienst um die Menschheit an, das Ideal einer göttlichen Person in der Gestalt Christi geschaffen und als Maſsstab und Muster für alle sittliche Vorzüglichkeit (standard of excellence and a model for imitation) Gläubigen wie Ungläubigen vor Augen gestellt zu haben. Es ist dieses Ideal eines Gottes, nicht der Gott der Juden oder der Natur, was nach Mill auch über den modernen Geist eine wohlthätige Herrschaft übt. Was immer sonst die Vernunftkritik am Christentum zerstören mag, ruft Mill aus, „Christus bleibt uns: eine einzig dastehende Gestalt, seinen Vorgängern so unähnlich wie allen seinen Nachfolgern, sogar denen, die sich des Vorteils seiner persönlichen Unterweisung erfreuten. Dieser Schätzung thut es keinen Eintrag, wenn man sagt, der Christus der Evangelien sei nicht historisch, und dass wir nicht wissen können, wie viel von dem was bewunderungswürdig an ihm ist, von seinen Anhängern hinzugefügt worden sei . . . [Denn] wer unter seinen Jüngern oder den von diesen Bekehrten ist im Stande gewesen die Jesus zugeschriebenen Reden zu ersinnen, oder ein Leben auszudenken und eine Persönlichkeit zu gestalten, wie sie uns aus den Evangelien entgegentritt? Sicherlich nicht die Fischerleute aus Galiläa, und ebenso wenig St. Paulus, dessen Charakter und Neigungen von ganz anderer Art waren; am wenigsten jedoch die ersten christlichen Schriftsteller. Was von einem Schüler hinzugefügt und eingeschoben werden konnte, lässt sich aus den mystischen Teilen des Evangeliums Johannes er-

sehen, welche dem Philo und den alexandrinischen Platonikern entlehnt und dem Heiland in den Mund gelegt werden, und zwar in langen Reden über sich selbst, wovon die anderen Evangelien nicht die leiseste Spur enthalten . . . Der Orient war voll von solchen Männern, die jede beliebige Menge von solchem Zeug gestohlen haben konnten, wie es die vielerlei Sekten der orientalischen Gnostiker später thaten. Aber dem Leben und den Reden Jesu ist der Stempel des Tiefsinns und eine so persönliche Originalität aufgeprägt, dass sie — wenn wir der müſsigen Erwartung entsagen wissenschaftliche Genauigkeit da zu finden, wo es auf etwas ganz anderes abgesehen war — den Propheten von Nazareth, selbst in der Schätzung derer, welche an seine Inspiration nicht glauben, in die erste Reihe der erhabensten Männer stellen, deren unser Geschlecht sich rühmen darf. Da dieser auſserordentliche Geist auſserdem noch mit den Eigenschaften des wahrscheinlich gröſsten Reformators und Märtyrers ausgestattet war, der je auf Erden gelebt hat, so kann man nicht sagen, dass die Religion eine schlechte Wahl getroffen habe, indem sie diesen Mann als idealen Vertreter und Führer der Menschheit aufstellte; auch jetzt würde es, selbst für einen Ungläubigen, nicht leicht sein, eine bessere Übertragung der Tugend-Regeln vom Abstrakten ins Konkrete zu finden, als so zu leben, dass Christus unser Leben gut heiſsen würde. Berücksichtigt man schlieſslich noch, dass sogar für den Skeptiker immerhin die Möglichkeit bestehen bleibt, dass Christus wirklich das war wofür er sich selbst ausgab — nicht Gott, denn der zu sein hatte er nie den leisesten Anspruch erhoben; auch würde er in einem solchen Anspruch wahrscheinlich eine ebenso groſse Gotteslästerung erblickt haben wie die Männer, die ihn verurteilten —: wohl aber der von Gott ausdrücklich mit der einzigen Mission, die Menschheit zur Wahrheit und zur Tugend zu führen, betraute Mann, so dürfen wir sicherlich schlieſsen, dass die Einflüsse der Religion auf den Charakter, die ver-

bleiben werden, nachdem die Vernunftkritik ihr Äufserstes gegen die Beweise der Religion gethan haben wird, der Erhaltung wohl wert sind, und dass, was ihnen im Vergleiche mit denen eines anderen, besser begründeten Glaubens an direkter Beweiskraft abgeht, durch die gröfsere Wahrheit und Richtigkeit der Sittlichkeit, die sie sanktionieren, mehr als aufgewogen wird."

Man sollte meinen: mit diesem Idealbild sittlicher Vollkommenheit vor Augen, mit dieser Möglichkeit einer transszendenten Hülfe unserer sittlichen Anstrengungen im Rücken liefse sich leben und der Zwang, die „Menschheit", Comtes „Grand-être", zwar nicht als religiösen Gegenstand zu verehren, wohl aber in seinem sozialen Handeln stetig zu berücksichtigen, einigermafsen verklären. Das optimistische Lebens- und Glücksgefühl lässt sich freilich durch Raisonnement nicht erzeugen, und unserem Philosophen hatte das Geschick diese schönste Mitgift versagt. Aber wohl lässt sich der Optimismus durch Gründe als Lebensprinzip errichten. Das scheint nun erreicht. Erst hatten die Worte an entscheidenden Stellen tragische Wucht, sie lassen spüren, wie schwer der Mann, der sie spricht, unter den Rätseln und Dunkelheiten des Lebens litt, und wie sehr er nach einem Standpunkte sich sehnte, von dem aus es gestattet ist sie ohne Beängstigung wahrzunehmen. Und nun? Die Abhandlungen sind nicht ganz abgeschlossen; so aber, wie sie vorliegen, fehlt ihnen die Kraft zu beruhigen. So kräftig sich die Gedanken zum Schluss regen, so zielbewusst sie einer endgültigen Klärung zustreben: immer bleibt ein Rest Ohnmacht zurück. Die Ruhe scheint erkünstelt, der Friede erzwungen. Man hat das Gefühl: Mill glaubt und zweifelt zugleich. Dieser Mangel liegt weniger an der Sache als an der Schranke seiner Natur: an jener äufsersten Grenze des begrifflichen Denkens versagte seine Phantasie. Um als Metaphysiker überzeugen zu können, war Mill nicht Künstler genug.

VI. **Fr. Nietzsche.**

Der Künstler und der Denker.

Von Prof. Dr. **Alois Riehl** in Halle.

Mit Nietzsches Bildnis. 3. verm. Aufl. 176 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Die Schriften und die Persönlichkeit. — II. Der Künstler. — III. Der Denker.

VII. **J. Kant.**

Sein Leben und seine Lehre.

Von Prof. Dr. **Friedr. Paulsen** in Berlin.

Mit Kants Bildnis und Brieffaksimile aus 1792.
3. Aufl. 420 S. Brosch. M. 4.—. Geb. M. 4.75.

VIII. **Aristoteles.**

Von Prof. Dr. **Herm. Siebeck** in Giessen.
144 S. Brosch. M. 1.75. Geb. M. 2.25.

IX. **Platon.**

Von Prof. Dr. **Wilhelm Windelband** in Strassburg.
Mit Platons Bildnis. 196 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

X. **Schopenhauer.**

Seine Persönlichkeit, seine Lehre, sein Glaube.

Von Prof. Dr. **Johannes Volkelt** in Leipzig.

Mit Schopenhauers Bildnis. 408 S. Brosch. M. 4.—.
Geb. Mk. 4.75.

XI. **Thomas Carlyle.**

Von Prof. Dr. **Paul Hensel** in **Heidelberg.**
Mit Carlyles Bildnis. 212 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

XII. **Hermann Lotze.**

Erster Teil: Leben und Schriften.

Von Prof. Dr. **Richard Falckenberg** in **Erlangen.**
Mit Lotzes Bildnis. 206 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

XIII. **W. Wundt.**

Seine Philosophie und Psychologie.

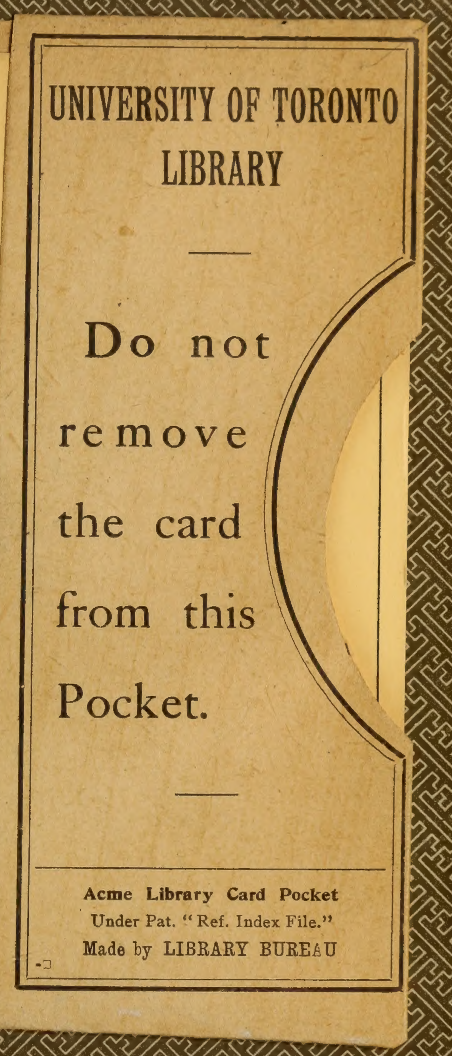
Von Prof. Dr. **Edmund König** in **Sondershausen.**
Mit Wundts Bildnis. 207 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

XIV. **J. Stuart Mill.**

Von Dr. **S. Saenger** in **Berlin.**

Mit Mills Bildnis. 212 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.




UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

